Leopold von Ranke

Weltgeschichte

Vierter Band



Fünfte Auflage

*

1922

Verlag von Duncker & Humblot
München und Leipzig

Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Inhaltsverzeichnis
zum vierten Bande.

II. Das Kaisertum in Konstantinopel und der Ursprung romanisch-germanischer Königreiche.

II.

Das Kaisertum in Konstantinopel

und

der Ursprung romanisch-germanischer Königreiche.

Im Laufe der drei ersten Jahrhunderte unserer Ära hatte sich das römische Imperium von den Bedingungen losgerissen, unter denen es entstanden war. Von der Herrschaft eines städtischen Gemeinwesens über unterthänige Landschaften, von der Herrschaft eines großen Geschlechts in demselben, wovon einst alles ausging, war schon lange nicht mehr die Rede. Das geheiligte Ansehen der alten Welthauptstadt erhielt sich; der Senat behauptete eine gewisse Würde; aber in den Kämpfen der letzten Zeiten war ihm das Recht, die Imperatoren einzusetzen oder auch nur zu bestätigen, entwunden worden. Das Imperium, wie es jetzt dastand, beruhte nicht auf der Herrschaft einer Stadt, einer Korporation, eines Geschlechtes: sein Rechtstitel entsprang aus seinem Berufe, den Frieden im Reiche zu wahren und die Grenzen desselben zu behaupten, — das eine und das andere in Verbindung mit der bewaffneten Macht.

Diese im Stand zu halten, mußte Italien so gut beitragen, wie die anderen Provinzen. Rom und die suburbikarischen Landschaften verloren ihre bisherigen Exemptionen. Die Idee des Reiches in seiner Gesamtheit hatte das Übergewicht über das Herkommen, auf welches jene Vorrechte sich gründeten, gewonnen.

Wie weit lagen die Zeiten zurück, in denen die vergötterte Roma und der jeweilige Imperator angebetet wurden. Konstantin hatte den großen Schritt gewagt, das Imperium von den religiösen Beziehungen, durch welche es an den römischen Götterdienst gebunden war, abzulösen. Er zog das Bekenntnis vor, welches sich im Gegensatz zu den nationalen Beschränkungen ausgebreitet hatte, und verschaffte ihm durch seinen Beitritt die Oberhand im Reiche. Zu alledem gehörte nun, wie bereits angedeutet worden ist, die Errichtung einer neuen Hauptstadt neben der alten. Es konnte keinen geeigneteren Ort dafür geben, als Byzanz, welches einst durch seine glückliche Lage in der Mitte zweier Weltteile und zugleich zweier Meere an dem Bosporus, der dieselben verbindet, und dessen eindringende Gewässer jenen umfangreichen, tiefen und doch überall ankerbaren Hafen bilden, den schon die älteste Mythe

das goldene Horn genannt hat, zu einer der blühendsten Handelsstädte des Altertums geworden war. Die Landzunge, auf der es sich erhob, machte eine kräftige Verteidigung gegen feindliche Angriffe von der Landseite möglich; der Angriff zur See wird durch die nach Süden gerichtete Strömung der Propontis und den im Sommer herrschenden Nordwind erschwert. Es war eine Art von natürlicher Festung und doch ein Mittelpunkt für den ausgebreitetsten Verkehr nach allen Seiten hin. Dahin nun verlegte Konstantin die neue Hauptstadt. Für das Reich bildete Byzanz ohnehin eine der bedeutsamsten militärischen Positionen — nicht allein zur Überführung der streitbaren illyrischen Kriegsvölker nach Asien, welches durch sie in Unterwerfung gehalten wurde, sondern auch zu dem Zwecke, die in den asiatischen Feldzügen ausgebildeten Waffengattungen wieder in dem Occident zu verwenden. Byzanz war ein Bollwerk gegen die ostgermanischen Völkerschaften, eine Metropole für die alle Provinzen des Reiches diesseit und jenseit des Ägäischen Meeres verbindende und ihre gegenseitigen Beziehungen erhaltende Seemacht. Hier hatte aber der Kaiser nichts von den alten Traditionen und Ansprüchen der Römer zu besorgen, welche seinen letzten Vorgängern oft beschwerlich gewesen waren. Wenn der Imperator in Rom aus einem unabhängigen Gemeinwesen hervorgegangen war, so erschien die neue Hauptstadt vielmehr als das Werk seiner Hände, ein Denkmal seiner Siege; mit Recht hat Konstantin ihr seinen Namen gegeben.

Die Verlegung der Kapitale schloß zugleich eine nationale Veränderung in sich ein. In der Ausbildung des gräco-romanischen Geistes hatte in der alten Hauptstadt, wie sich versteht, der romanische überwogen; in der neuen erlangte der griechische das Übergewicht: denn eben aus den benachbarten griechischen Landschaften sammelten sich die Einwohner, auf Befehl oder freiwillig, an dieser Stelle. Wenn die herrschenden Klassen allerdings altrömisch waren und blieben, so umgaben sie sich doch mit einer Bevölkerung, die sich in griechischen Vorstellungen und Gewohnheiten bewegte und nach und nach den Einfluß, den eine große Kapitale immer ausübt, im öffentlichen Leben zur Geltung bringen mußte. Der vielgestaltige Geist der Griechen gelangte zu einer monarchischen Direktion, die aber dadurch eine besondere Färbung erhielt, daß die Population durch die Teilnahme an der religiösen Entwickelung unaufhörlich angeregt und bestimmt wurde. Auch insofern darf man wohl eine neue Epoche der Geschichte des Kaisertums von der Gründung Konstantinopels datieren.

Wenn nun aber die Konzentration der administrativen und militärischen Institutionen in ihrer Verbindung mit der Religion der imperatorischen Macht offenbar zu statten kam, so war doch dieselbe keineswegs so befestigt, daß sie ohne Erschütterung auf den Nachfolger hätte übergehen können. In Beziehung auf die äußere Macht führte die Errichtung der neuen Hauptstadt selbst einen Nachteil herbei, der zwar nicht gleich damals, aber doch in der Folge der Zeiten auf das stärkste hervorgetreten ist.

War es nicht — so darf man fragen — von vornherein einleuchtend, daß, indem der Orient die Kraft des Reiches vorzugsweise beschäftigte, alsdann der Occident der unmittelbaren Fürsorge der Imperatoren entbehren würde, deren er allezeit bedurfte? Im Westen regten sich die thatkräftigen germanischen Stämme; — wie sollte es möglich sein, sie von einer entlegenen Hauptstadt her in Unterordnung oder auch nur in sicherem Frieden zu erhalten? Eben darin aber lag der vornehmste Beruf des Kaisertums, die Machtstellung des römischen Reiches ungeschmälert zu behaupten. Konstantin selbst bekam noch zu empfinden, daß die freundschaftlichen Verbindungen, in die er mit Persien getreten war, nicht auf immer bestehen würden; die alten Feindseligkeiten, welche das römische Reich, das dem macedonischen nachgefolgt war, von jeher beschäftigten, lebten wieder auf: sie enthielten nationale und religiöse Gegensätze, die immer von neuem hervorbrachen.

Davon aber wurden die Verhältnisse zu den ostgermanischen Stämmen, die jenseit des Limes an der Donau saßen, nahe berührt. Die Goten hatten ihre früheren, zu Zeiten sehr glücklichen Unternehmungen gegen die östlichen Provinzen des Reiches noch nicht vergessen; sie waren selbst in den Streit Konstantins mit Licinius verwickelt gewesen. Jetzt standen sie großenteils als Föderati in römischem Dienst; wie durfte man aber erwarten, daß die eben in ihrem Aufschwung begriffenen und in Völkerbeziehungen, die dem römischen Reiche fern lagen, verflochtenen Stämme durch Vergünstigungen momentaner Art, wie sie ihnen Konstantin angedeihen ließ, auf immer gefesselt bleiben würden?

Im Osten und Westen waren die Kräfte zurückgedrängt, die dem Reiche Gefahr drohten, aber in jedem Augenblick konnten sie sich mit verdoppelter Energie wieder erheben. Man wird das Interesse der Geschichte der Menschheit nicht in der Behauptung des Imperiums suchen; es lag ebensosehr oder vielleicht noch mehr auf der anderen Seite. Aber das Imperium schloß eine die ganze Kulturwelt umfassende Autorität in sich, welche auch auf die, von denen es angegriffen wurde, die größte Wirkung ausübte. Für die Kontinuation der weltgeschichtlichen Bewegung kam es doch in der That auf eine Verständigung der elementaren Gegensätze an. Das Imperium war durch seine Verbindung mit dem Christentum, das nun auch jenseit seiner Grenzen ausgebreitet wurde, diesem Interesse entgegengekommen.

Das führte aber im Inneren des Reiches wieder zu beunruhigenden Agitationen. Die alten Götterdienste, welche in dem Grund und Boden und in der Geschichte der einzelnen Landschaften wurzelten, waren nicht sogleich zu vertilgen. Und wie hätte die römisch-griechische Kultur, die auf denselben beruhte, nicht noch einmal selbstbewußt widerstreben sollen? Dem aber gesellte sich ein Widerstreit hinzu, den wir schon wahrnahmen. Das Christentum mochte sich in der Organisation, die es hatte, dem Kaisertum anschließen; aber es war schon selbst in einer Verschiedenheit der Meinungen über die tiefsten Geheimnisse begriffen, deren Konstantin durch konziliare Versamm-

lungen Meister geworden war, die er aber nicht völlig hatte heben können. Wie lange konnte es dauern, bis das Kaisertum mit den der Kirche innewohnenden Tendenzen der Autonomie in Konflikt geriet?

Wir blicken in eine Welt von Gegensätzen, in welcher die Vergangenheit auf die Gegenwart wirkt und in dieser wieder die Keime der Zukunft sichtbar werden, ein Verhältnis, auf welchem der innere Zusammenhang der weltgeschichtlichen Begebenheiten überhaupt beruht. Von Gefahren umringt und mitten im Kampfe geistiger Mächte, hatte Konstantin Entschlüsse gefaßt, die seine Lage forderte und die seiner Überzeugung entsprachen. Er ist dadurch einer der bahnbrechenden Führer der Menschheit geworden. Aber damit wurden Veränderungen hervorgebracht und Zustände gegründet, die wieder neue Gegensätze veranlaßten. Der Kampf und Widerstreit aller dieser Elemente, die zugleich Lebenskräfte sind, erfüllt die folgenden Zeiten, wobei sich dann herausstellt, daß die Momente der Entwickelung in ihren mannigfaltigen Phasen sich berühren, die der Religion und der Macht, der äußeren Kriege und des inneren Friedens und alle unter einander; sie bedingen das ununterbrochene, von der Vergangenheit gebundene, aber immer nach neuen Zielen ringende Leben des Menschengeschlechts. Man hat nicht einen ruhig gleichmäßigen Strom der Begebenheiten vor sich; die Aufmerksamkeit muß nach den verschiedenen Seiten gerichtet sein.

Erstes Kapitel.

Die Machtstellung des Kaisers Constantius.

Unter Konstantin schien sich eine erbliche Succession der höchsten Gewalt anbahnen zu wollen. Seine Autorität war von der Idee einer solchen ausgegangen; sein Hof hatte das Ansehen einer Dynastie. Zwei seiner Neffen waren von ihm mit einer selbständigen Gewalt an der Donau und am Pontus betraut worden; einer von ihnen erscheint als König der Könige und der Völker am Pontus.

Ihm selbst lebten aus seiner Ehe mit Fausta drei hierdurch zur Succession besonders berechtigte Söhne, die er zu Cäsaren ernannte und bereits mit der Verwaltung großer Provinzen beauftragte. Mancher Patriot freute sich des Schauspieles, den Augustus und drei Cäsaren die Verwaltung des Reiches einträchtig führen zu sehen. Aber gesetzlich war darüber nichts festgestellt. Alles beruht nur eben darauf, daß die Legionen nicht allein dem Kaiser, sondern auch den Söhnen desselben den Eid der Treue geleistet hatten. Daß nun Konstantin das Reich unter seine Söhne geteilt habe, ist nur zweifelhaft

überliefert und läßt sich ihm in Wahrheit kaum zutrauen. Denn wo wäre alsdann die Einheit geblieben, welche hergestellt zu haben das Werk seines Lebens war? Selbst davon verlautet nichts, daß er etwa den ältesten seiner Söhne, Constantinus, dem er die Verwaltung Galliens übertrug, mit einem Vorzug vor den übrigen ausgestattet hätte. Auch seinen Neffen hatte er die hohen Stellungen, die sie einnahmen, nicht über sein Leben hinaus versichert oder auch nur versichern können. Als Konstantin unerwartet mit Tode abging, war doch alles auf der Stelle entschieden. Noch von Nikomedien aus, wo der Kaiser gestorben war, schickten die Anführer der Leibwachen Botschaften an die drei Cäsaren, die dann unverweilt, gleich als wäre Konstantin noch am Leben und als folge man nur seinen Anordnungen, von ihren Heeren anerkannt und als Augusti ausgerufen wurden. Dem stimmten auch Senat und Volk von Konstantinopel bei; sie erklärten, daß sie diese allein, die drei Söhne und keine anderen, als Inhaber der obersten Gewalt betrachten würden. Unter Führung des mittleren der Cäsaren, des Constantius, wurde die Leiche des Imperators nach Konstantinopel geschafft. In der Apostelkirche, wo man die Exequien vollzog, ist es als das vornehmste Glück des verstorbenen Imperators gepriesen worden, daß er seinen drei Söhnen die Herrschaft hinterlassen habe. Aber diese einmütige Anerkennung war mit einer gräßlichen Gewaltthat verknüpft. Es lebten noch die eben erwähnten Neffen des Konstantin und ein jüngerer Bruder desselben, Julius Constantius: sie wurden sämtlich getötet. Man wird hiebei an die Grausamkeit erinnert, mit denen in späteren orientalischen Reichen durch die Ermordung der nächsten Verwandten die Bahn für den neuen Herrscher gleichsam freigemacht wurde. Die Nachrichten schwanken darüber, ob an der widerwärtigsten dieser Ermordungen mehr der Wille der Legionen Anteil gehabt habe oder der Entschluß des Constantius; sie wirkten ohne Zweifel beide zusammen, und Constantius kann nicht davon freigesprochen werden, daß er seinen Regierungsantritt mit dem Blute seiner Verwandten besudelt habe. Bei aller Differenz der Überlieferungen darf man soviel mit Bestimmtheit annehmen, daß eine letztwillige Verfügung Konstantins überhaupt nicht vorhanden war, daß aber die Teilnahme anderer Verwandten an der Verwaltung der Autorität in den Truppen Mißvergnügen hervorrief und zu dem Beschlusse führte, daß den Söhnen Konstantins und keinen anderen Gehorsam geleistet werden solle. Nachdem aber alle die umgebracht waren, die den Söhnen Konstantins Widerstand hätten leisten können, brachen zwischen diesen selbst Mißhelligkeiten aus. Der älteste der Brüder, Constantinus, der in Gallien, und der jüngste, Constans, der in Illyricum und Italien befehligte, gerieten in Krieg miteinander, ohne daß man über den Ursprung ihrer Mißhelligkeiten eine sichere Kunde empfinge. Der älteste unterlag dem jüngsten, der Gallien in Besitz nahm und nun im Occident die vorwaltende Macht erlangte, die Constantius im Orient inne hatte.

Daß das Reich unter zwei Augusti verwaltet wurde, entsprach der nach

beiden Seiten gefährdeten Lage desselben bei weitem besser als die erste Dreiteilung. Von den beiden Brüdern hatte Constantius, der um mehrere Jahre älter war, das Übergewicht, hauptsächlich auch deshalb, weil ihm die größte Aufgabe des Gesamtreiches in diesem Augenblick zufiel. Was sich schon unter Konstantin befürchten ließ, trat unmittelbar nach seinem Tod ein. Die Entzweiungen mit den Neupersern regten sich wieder; sie galten vornehmlich dem Besitz von Nisibis, von den ältesten Zeiten her einer der besuchtesten Handelsmetropolen, welche durch wiederholte Befestigungen, zuletzt noch unter Diocletian, eine verstärkte Vormauer des römischen Reiches bildete. Schapur II. hatte es bereits im Jahre 338 angegriffen, unmittelbar nach dem Tode Konstantins; die Feindseligkeiten wurden ohne Zweifel von den Persern begonnen. Damit aber brach ein Krieg aus, mit dem Constantius sein ganzes Leben hindurch beschäftigt war. Man rühmt ihn, daß er den wohlgerüsteten Feind in neun Feldschlachten bestanden habe; mehr als einmal sei er mit seinen Scharen über den Euphrat gegangen. Ein zweiter Angriff auf Nisibis, der chronologisch durch eine Sonnenfinsternis bestimmt werden kann, die zur Zeit der Belagerung eintrat, Juni 346, mißlang den Persern so gut wie der erste. Der Krieg wurde mit immer steigender Heftigkeit geführt. Endlich kam es bei Singara, südlich von Nisibis, am Rande der Wüste, zu einem entscheidenden Zusammentreffen. Die Römer waren bereits im Vorteil, aber das Ungestüm der Legionen, welche noch unter Konstantin gedient hatten, riß sie zu weit fort; die nächtliche Schlacht, die dann folgte, fiel zu Gunsten der Perser aus; sie ist immer im Gedächtnis geblieben. In jener Zeit ist behauptet worden, die Perser hätten ihren Sieg noch besser benutzen können, als sie es thaten; aber dazu war es doch gekommen, daß die persischen Kriegerhaufen den römischen überlegen erschienen.

Und wie nun die Kriegshandlungen im Osten und Westen trotz der Entlegenheit und inneren Verschiedenheit von jeher aufeinander gewirkt haben, so geschah es auch diesmal.

Indem Constantius gegen die Perser in Nachteil geriet, erhob sich gegen Constans, der indessen die unruhigen Grenzvölker des Occidents im Zaume zu halten gewußt hatte, eine Empörung, die ihn vernichtete.

Diese Empörung hatte einen für die Gesamtverhältnisse überhaupt bedeutenden Charakter. Daß sich ein Großer des Hofes und zwar gerade der, welcher die finanziellen Angelegenheiten verwaltete, Marcellinus, gegen den Imperator erhob, war nicht eben etwas außerordentliches, noch auch, daß er sich mit einem unzufriedenen Truppenführer verband. Das bedeutende lag darin, daß dieser Führer ein Barbar von Herkunft, ein Germane war. — Es ist Magnentius, — wie Julian sagt, ein unglücklicher Überrest der über die Germanen gemachten Beute, — wahrscheinlich der Sohn eines kriegsgefangenen Germanen, der den Vorfahren des Konstantin seine Freiheit verdankte, zuerst unter den Leibwächtern, den Protektoren, diente, bis zu den höchsten Stellen aufstieg, dann aber alle Erinnerungen an die von dem Hause

des Konstantin erfahrenen Gunstbezeugungen von sich abstreifte und plötzlich an der Spitze zweier Legionen erschien, in denen das Gedächtnis der früheren, von Konstantin gestürzten Gewalthaber lebendig war, der herkulischen und der jovischen. Einem hohen Reichsbeamten, der sich von dem regierenden Imperator loszureißen beabsichtigte, bot er das willkommenste Werkzeug dar. Der Beschluß wurde gefaßt, daß Magnentius selbst sich zum Imperator erklären sollte. In Augustodunum, einem militärisch wichtigen Punkte, an der Straße von Lugdunum nach Gessoriacum, von welcher hier eine andere nach Burdigala ausging, von alters her einem der bedeutendsten Plätze Galliens, der auch durch seine Kunstfertigkeit, namentlich in der Herstellung von Waffen, und durch litterarische Kultur hervorragte, kam die Empörung zum Ausbruch.

Bei einem Gastmahl erschien Magnentius unerwartet unter seinen Protektoren in kaiserlichem Schmuck und wurde allgemein als Imperator anerkannt. Die Sache war so gut vorbereitet, daß Constans die Flucht ergriff, um sich nach Spanien zu retten. Aber unterwegs wurde er in Illiberis, das damals den Namen seiner Großmutter Helena trug, eingeholt und ermordet. Der Name des Mörders, der uns aufbehalten ist, Gaiso, scheint seine germanische Herkunft zu beweisen.

Dabei kam nun zugleich ein Moment zu Tage, das das Meiste dazu beigetragen hat, diese Begebenheit im Gedächtnis zu erhalten. Eine große Anzahl von Germanen, namentlich Franken und Sachsen, schlossen sich ihrem Landsmann an; mit den bewaffneten Scharen, durch die sie hätten abgewehrt werden sollen, traten sie jetzt selbst in Bund. Zuerst in dieser Zeit treten die Franken in ihrer Besonderheit hervor; sie werden als Leute geschildert, die den Frieden nicht ertragen können und nur unter den Waffen glücklich sind. Es war eine römisch-germanische Kriegsgenossenschaft, an deren Spitze Magnentius nun erschien, der sich dann auch die Gallier, welche im Kriegsdienst waren, doch zögernd, soviel wir wissen, und ungern anschlossen.

Die guten Vorkehrungen des einsichtsvollen Staatsmannes, unter dessen Leitung Magnentius stand, werden dazu beigetragen haben, daß auch die benachbarten Provinzen sich ihm unterwarfen. Selbst in Rom, wo sich in dem Moment des Umsturzes ein Verwandter des kaiserlichen Hauses, Nepotianus, mit Hülfe von Gladiatorenscharen als Kaiser aufzustellen versuchte, behielt, obwohl das Volk ursprünglich für denselben war, die gallische Empörung die Oberhand. In wenigen Monaten war Magnentius Meister des Occidents geworden, aber man weiß, daß er auch den Orient ins Auge gefaßt hatte — nicht etwa als Verbündeter der Perser; er trug sich vielmehr mit der Absicht, die Perser selbst zu bekämpfen; sogar nach Indien soll sein Blick gerichtet gewesen sein. Aber dem Hause Konstantins sollte ein Ende gemacht werden. Die vornehmste Handlung des Constantius ist es nun, daß er sich dieser Bewegung entgegensetzte. Julian sagt, es sei ein wahrhaft heiliger Krieg gewesen: denn derselbe sei zur Rettung der Gesetze und der

allgemeinen Ordnung unternommen worden; er sieht in dem Kriege einen Kampf gegen die Germanen: denn in dem Heere, welches Magnentius jetzt gegen Illyrien selbst heranführte, bildeten die Sachsen und Franken die streitbarsten Bestandteile.

Daß Magnentius, der ihnen selbst durch seine Herkunft angehörte, wenn er den Sieg erfocht, sie wieder zurückzuwerfen die Macht oder den Entschluß gehabt haben würde, läßt sich nicht annehmen. Schon zeigten die kaiserlichen Truppen in Illyrien eine sehr zweifelhafte Haltung. Der kriegeübte Veteran Vetranio, der sie befehligte, rief zwar Constantius zur Hülfe gegen Magnentius herbei, stellte sich aber selbst als Depositär der kaiserlichen Gewalt auf und gab den Truppen Gehör, die ihn zum Imperator ausriefen. Eine Zusammenkunft zwischen Constantius und Vetranio wurde auf der Ebene von Sardica veranstaltet, bei der es, wie Julian versichert, die Absicht des Vetranio war, in die Reichsgenossenschaft aufgenommen zu werden; er nahm neben dem Augustus Platz.

Wir brauchen die durch spätere Vorgänge verdächtig gewordenen Lobeserhebungen nicht zu wiederholen, die Julian hier dem Kaiser spendet. Aber daran läßt sich nicht zweifeln, da es auch von anderer Seite gemeldet wird, daß Constantius selbst das Wort ergriff. Er führte den Kriegsvölkern zu Gemüte, daß sie, wie seinem Vater, auch ihm durch Eidschwur verpflichtet seien. In dem Heere, das einst zusammengefochten, erwachte die Erinnerung an ihre alte Gemeinschaft; Vetranio wurde verlassen und legte selbst den Purpur zu den Füßen des Constantius nieder.

Bei weitem gefährlicher als Vetranio war Magnentius. Es ist nicht zu leugnen, daß es auch zwischen Magnentius und Constantius zu Unterhandlungen gekommen ist, die aber zu nichts führen konnten, da Magnentius nach der obersten Gewalt strebte, die Constantius nicht aufgeben wollte, noch konnte. Das merkwürdigste dabei ist, daß ein römischer Senator eintraf, der für Magnentius Partei nahm und, wie man erzählt, den regierenden Kaiser nur seines Lebens versicherte. Es war derselbe Fabius Titianus, der als Stadtpräfekt dem Magnentius eine Inschrift gesetzt hat, in welcher er dessen Verdienste um den römischen Weltkreis rühmt und ihn als Augustus begrüßt. Man kann wohl kaum anders urteilen, als daß der Senat von Rom wirklich im Einverständnis mit Marcellinus für den Usurpator Partei genommen hat. Marcellinus wird als der Feind des regierenden Hauses überhaupt bezeichnet; grade die Mitglieder desselben habe er umbringen lassen. Vetranio hatte es nur auf einen Anteil an der höchsten Gewalt abgesehen; Magnentius, wahrscheinlich auch der römische Senat, wollten Constantius stürzen und sein Haus vernichten. Wie wäre da noch eine Vermittlung möglich gewesen; es mußte zu einem Waffengang kommen. Es erfolgte die Schlacht von Mursa, die in der Weltgeschichte wohl nicht übergangen werden darf, da es eigentlich eine Völkerschlacht war, in welcher die Römer noch ein Mal den Platz über die eingedrungenen Germanen behielten. Ihre Überlegenheit beruhte hauptsäch-

lich auf der orientalischen Rüstung und Kampfesweise, die sie in Mesopotamien sich angeeignet hatten und nun in Niederpannonien zur Anwendung brachten. Dem Kaiser selbst wird das Verdienst zugeschrieben, sie in dieser Weise militärisch ausgebildet zu haben. Es waren besonders die in parthisch-persischer Weise mit vollem Harnisch ausgerüsteten Kataphrakten. Nochmals stießen diese mit den aus Germanien und Gallien vordringenden Heerhaufen zusammen, wie einst am Fuße der Alpen unter Konstantin. Von Konstantin waren die Kataphrakten niedergeworfen worden; gegen Magnentius behielten sie den Platz. Auch durch die Raschheit und Präcision seiner Bewegungen zeigte sich das Heer des Constantius dem des Magnentius überlegen. Doch trat die germanische Kampfesweise der römischen bereits mit eigentümlicher Stärke entgegen.

Schon war das Mitteltreffen, dessen Kern Gallier und Germanen, besonders Franken und Sachsen bildeten, in Unordnung geraten. Aber wohin hätten sie sich zurückziehen können? sie befanden sich in der Lage einer zu weit vorgegangenen Invasionsarmee, die ihr Heil nur im entschlossensten Widerstand suchen kann. Die Germanen wollten ohnehin das noch nie Vorgekommene sich nicht nachsagen lassen, daß nämlich Germanen in der Schlacht den Feinden den Rücken gekehrt hätten; sie ordneten sich auf ihre eigene Hand in besondere Scharen, denen sich auch die beigesellten, welche ihre Pferde bereits verloren hatten. Man erzählt Wunder der Tapferkeit von ihnen; sie warfen sich den Schwertern der Feinde entgegen; sie suchten dieselben ihrer Schilde zu berauben. In diesem Augenblick wurden sie von den Kataphrakten auf der einen, den Bogenschützen zu Pferde auf der anderen Seite angegriffen. Denen aber zu widerstehen waren sie nicht gerüstet; sie wurden auseinandergeworfen. Marcellinus, der bisher in der Mitte der Kämpfenden sich hervorgethan, ward plötzlich nicht mehr gesehen; wahrscheinlich ist er dort erlegen. Constantius errichtete ein Tropäum auf dem Schlachtfeld und trug Sorge, durch Verkündigung einer Amnestie einen großen Teil seiner Gegner zu entwaffnen. Darin liegt das universalhistorische Moment, daß sich das Imperium in dem Zustand, in dem es war, behauptete und der germanischen Streitkräfte, welche gewaltsam eindrangen, nochmals erwehrte; es ist ein Vorspiel der späteren Völkerkämpfe, nur mit dem Unterschied, daß bei Mursa auch die Gallier gegen die Römer fochten.

Magnentius gab seine Sache nicht verloren. Noch war Aquileja in seiner Hand, und von der anderen Seite her sicherten ihn die Lagunen des Adriatischen Meeres. Aber auch eine Feldschlacht wagte er, und hier war ihm Constantius nochmals überlegen. Immer weiter zurückgedrängt und in einer dritten Schlacht besiegt und zugleich von dem überall hervorbrechenden Abfall bedrängt, wendete er sich nach Lugdunum, wo er in sein eigenes Schwert gefallen ist. Wir vernehmen, er habe vorher seinen Bruder, den er zum Cäsar ernannt hatte, und selbst seine Mutter getötet. Noch ein zweiter Bruder lebte ihm, der ihm gute Dienste geleistet hatte und der

ebenfalls den Titel Cäsar führte; auch dieser hat sich selbst getötet. Es war ein Akt der Verzweiflung, durch welchen die Führer der Empörung zu Grunde gingen. Constantius konnte nun daran denken, das Reich vollkommen zu unterwerfen.

Italiens war er auch dadurch Meister geworden, daß er viele vor der Gewaltherrschaft des Magnentius geflüchtete Vornehme dahin zurückgeführt hatte. Wir erfahren, daß er durch eine aus Italien und Ägypten zusammengebrachte Flotte zuerst Karthago wieder in seine Hände gebracht und dann ein Heer nach den Pyrenäen hat übergehen lassen, das ihm Spanien unterwarf. Er war Herr und Meister im Occident geworden.

Seine Entfernung vom Orient hatte ihm auch dort keinen besonderen Nachteil zugezogen. Nisibis wurde aufs neue mit der größten Anstrengung von Sapor II. belagert. Der Kaiser konnte der Besatzung keine Hülfe leisten. Aber sie selbst wehrte sich auf das tapferste; ein Teil der Mauern war umgestürzt; aber schon waren andere neue errichtet worden, vor denen der Perserkönig zurückwich, auch deshalb, weil er eben damals von dem Angriff anderer Grenznachbarn bedroht wurde. Die christliche Überlieferung schreibt diesen großen Erfolg dem Bischof der Stadt, Jacobus, zu, der zugleich ihr Befehlshaber gewesen sei. Und das wird nicht bezweifelt werden können, daß hier im Kampfe mit einer fremden Religion der Glaube der Christen sich besonders kräftig erwiesen hat; sie fochten für ihr diesseitiges und jenseitiges Heil. Die fabelhaften Umstände, mit denen die Erzählung ausgeschmückt wird, können uns nicht hindern, sie in ihrer historischen Bedeutung anzuerkennen.

Durch seine Siege im Occident, denen die Zurückweisung der persischen Angriffe im Osten, die zunächst ganz aufhörten, zur Seite ging, wurde nun die Alleinherrschaft des Constantius auf das stärkste befestigt. Dabei aber blieb es immer, daß die Legionen, welche seine Siege erfochten, von dem Kaiser als Teilnehmer, gleichsam als Genossen der Macht betrachtet wurden; in einem oder dem andern Feldzug hat er die Krieger vor seinem Hochsitz versammelt und ihnen die Gründe seines Verfahrens, namentlich wenn er etwa auf die Friedensbedingungen der Feinde einging, auseinandergesetzt. Der Beistimmung der Kommilitonen, wie er sie noch nannte, mochte er nicht entbehren. Überhaupt zeigte Constantius im gewöhnlichen Leben Ruhe, Mäßigung, selbst Bescheidenheit. Er besaß mannigfaltige Geschicklichkeiten; unter anderem war er ein guter Bogenschütze; hauptsächlich aber: er verstand zu sprechen und zu schreiben. Seinen Freunden und Anhängern gönnte er Gewinn und Ehre. Gegen seine Feinde dagegen war er unerbittlich; er hegte die Meinung, daß für die Wohlfahrt des Reiches nichts notwendiger sei, als die ruhige und unverletzte Existenz des Oberhauptes. Seine Umgebung, die aus Verschnittenen und den höchsten Würdenträgern bestand, sagte ihm wohl, an dem Faden seines Lebens hänge das Wohl des Erdkreises. Seine Gegner erschienen ihm als die Feinde des menschlichen Ge-

schlechtes; er verfolgte sie mit unbeugsamer Härte; — niemals hat er ein ausgesprochenes Todesurteil zurückgenommen. Unaufhörlich spürte er dem nach, was man gegen ihn vorhaben könne. Von anderen Leidenschaften hat er sich freigehalten; aber die Eifersucht auf den Alleinbesitz der höchsten Gewalt wurde bei ihm zur Leidenschaft. Alle die, welche zu großen Stellungen emporgestiegen waren, wurden mit Argwohn beobachtet, und wenn sie Anlaß dazu gaben, ohne alle Rücksicht niedergeworfen. Ein Beispiel davon ist sein eigener Vetter Gallus. Nicht das ganze Geschlecht des Constantius Chlorus war vertilgt; noch lebten die Kinder des Bruders Konstantins, des Julius Constantius. Während des Krieges mit Magnentius hatte sich Constantius entschlossen, den älteren derselben, Gallus, als seinen Stellvertreter in Antiochien einzusetzen. Er vermählte ihn mit seiner Schwester Constantina und bekleidete ihn mit dem Purpur.

Ammian hat die Unthaten verzeichnet, die Gallus, von seiner Gemahlin darin bestärkt, in Antiochien begehen ließ. Er verschweigt jedoch nicht, daß man den militärischen Befehlshabern nachsagte, sie hätten ihn zu diesen Gewaltsamkeiten gereizt, um seine Abberufung notwendig zu machen.

Überdies beging Gallus Unvorsichtigkeiten und ließ sich in Verbindungen verwickeln, welche dem Kaiser als hochverräterisch erscheinen konnten; damit aber zog er sich die volle Ungnade desselben zu; er wurde des Purpurs entkleidet und nach Pola gebracht, wo auch Crispus umgekommen war. Der Mann, der noch soeben neben dem Kaiser eine unbedingte Autorität ausgeübt hatte, wurde, ohne daß er förmlich verurteilt worden wäre, auf kaiserlichen Befehl enthauptet; vor aller Augen lag sein Rumpf da, noch in den Fesseln, in die man ihn geschlagen hatte.

Daß das nun einem der nächsten Verwandten des Kaisers begegnete, brachte einen allgemeinen Schrecken hervor. Das Recht des Schwertes, das der Kaiser unbedingt in der Hand hatte, und die Furcht vor dem Einfluß seiner Umgebung auf ihn, griffen zusammen. Sie hatten selbst Wirkungen, durch welche die Sicherheit der Grenzen gefährdet wurde. Besonders charakteristisch ist einer dieser Vorfälle, der sich zu Köln am Rhein vollzogen hat. Der Sohn eines Franken, welcher zu den Siegen Konstantins über Licinius beigetragen, Silvanus, der dann selbst von Magnentius zu Constantius übergegangen war, wurde von Mailand, wo der Kaiser Hof hielt, nach Gallien geschickt, um die Überreste der Anhänger des Magnentius zu vertilgen. Er vollzog das mit Energie und Erfolg. Allein der Succeß selbst wurde ihm gefährlich; seine Gegner am Hofe wußten den Kaiser gegen ihn zu stimmen; in Köln, bis wohin er gelangt war, wurde er inne, daß er sich in seiner Stellung nicht behaupten könne. Er dachte daran, zu den freien Franken überzugehen. Aber man machte ihn aufmerksam, daß er Gefahr laufe, von denselben an den Kaiser ausgeliefert zu werden.

In dieser Krisis entschloß er sich, dem Beispiel des Magnentius zu folgen, und nahm den Purpur an. Ammianus berichtet anschaulich, mit

welchem Schrecken diese Nachricht in Mailand aufgenommen wurde; einer von den vornehmsten Heerführern, der selbst nach Mailand herbeibeschieden worden war, weil man auch ihm mißtraute, Ursicinus, zu dessen persönlichen Anhängern Ammian gehörte —, ließ sich doch herbei, die Bestrafung Silvans über sich zu nehmen, und begab sich in Person nach Köln. Er konnte dies aber nicht ausführen, ohne selbst zum Verräter an Silvan zu werden, den er äußerlich anerkannte, mit dem er sogar das Unangenehme der Stellung, in welche angesehene Heerführer gerieten, besprach, indem er zugleich auch Truppen aufwiegelte, die sich dann gegen Silvan erhoben und denselben, als er nach der Kirche eilte, umbrachten. Die Hinterlist der Werkzeuge, die man ausersah, verbündete sich mit der Gewalt.

Am Hofe zu Mailand gab es nur Eine Persönlichkeit, welche sich von der Kabale freihielt; es war die Kaiserin Eusebia. Sie war erst nach dem Fall des Magnentius mit dem Kaiser vermählt worden; Julian rühmt ihre Herkunft und ihre körperliche Schönheit, durch deren Vereinigung sie würdig geworden sei, daß der Kaiser sich mit ihr verheiratete. Den guten Einfluß, den sie auf ihren Gemahl ausübe, schlägt er sehr hoch an. In zweifelhaften Fällen pflegte sie auf die Seite der Angeklagten zu treten; dem einen hat sie das väterliche Erbgut wiederverschafft, den anderen von der wohlverdienten Strafe befreit; unzählige verdanken ihr ihre Würden. Julian war der Halbbruder des Gallus und nicht gerade beliebt beim Kaiser. Aber die Kaiserin verschaffte ihm die Erlaubnis, die er eben am höchsten anschlug, seinen Studien in Athen obzuliegen. Und noch besseres hatte sie mit ihm vor. Sie selbst war ohne Nachkommenschaft, wie denn der Kaiser überhaupt einer solchen entbehrte. In dieser Einsamkeit des Thrones hielt es Eusebia für angemessen, den letzten Sprossen des Geschlechtes, eben Julian, hervorzuziehen und ihn zum Cäsar zu machen und mit der Verwaltung von Gallien, das noch in mannigfacher Gärung war, zu beauftragen. Sie überzeugte den Kaiser von dieser Notwendigkeit; Julian wurde zurückberufen und von Constantius selbst aufgefordert, sich zu der Kaiserin zu begeben. Julian erzählt, er habe ein Bild der ruhigen Einsicht, wie er sagt, der Sophrosyne, zu erblicken gemeint; Ehrfurcht habe ihn ergriffen; mit gesenktem Blick habe er dagestanden; er wiederholt dann die Worte, die sie ihm sagte; nichts mehr und nichts weniger. „Das hast Du nun von uns erhalten, noch mehr wirst Du empfangen, wenn Du Dich nur zuverlässig und gerecht gegen uns beweisen wirst.“ Julian nahm das hin, ohne die Augen aufzuschlagen. Constantius versäumte nicht, ihn in der Würde, die er ihm erteilte, den Truppen vorzustellen. Diesen, die er auch jetzt als wahre Kommilitonen behandelte, sagte er: trotz der Vernichtung des Magnentius seien die Barbaren doch in Gallien selbst und an allen Grenzen mächtig und der Limes durchbrochen; ihr stolzes Selbstvertrauen beruhe darauf, daß er nicht in allen Regionen des Reichs zugleich das Erforderliche persönlich ausführen könne. Deshalb habe er beschlossen, seinen Vetter Julian zum Cäsar zu erklären; diesen ermahnte

er, nur zu wohlüberlegten Handlungen zu schreiten und solche dann mit kühner Hand, selbst unter den Vordermännern stehend, zur Ausführung zu bringen. Die Truppen gaben ihm ihren Beifall auf kriegerische Weise, indem sie mit den Schilden auf ihre Knieschienen schlugen, zu erkennen. Der Anblick des jugendlichen Fürsten, in dessen Augen kriegerischer Mut flammte, erfüllte sie mit frischer Hoffnung. Die Stellung Julians liegt darin, daß es nicht wieder ein alter Heerführer, namentlich kein Fremder, wie Silvan, sondern ein Mitglied des kaiserlichen Hauses war, das Constantius mit der Unterwerfung Galliens und der Herstellung der Grenze betraute. Julian wurde bald darauf mit der jüngsten Schwester des Kaisers vermählt und mit einem Gefolge, freilich verhältnismäßig einem geringen, nach Gallien entlassen. Die Kaiserin gab ihm eine kleine Bibliothek griechischer Schriftsteller mit auf den Weg. Im nächsten Jahre führte er den Grenzkrieg nicht ohne Erfolg. Der Kaiser, der den auch gegen Julian bereits einlaufenden Beschwerden kein Gehör gab, war sehr zufrieden damit, daß seine Erwartungen erfüllt und die Grenzen wider die Germanen in guten Verteidigungszustand gesetzt wurden; es machte ihn glücklich, daß zugleich vom Orient zufriedenstellende Nachrichten eintrafen; da Schapur nach anderen Seiten hin beschäftigt war, kam es in Mesopotamien nur zu unbedeutenden Scharmützeln. Der Friede bestand, ohne daß man einen Vertrag darüber geschlossen hätte. Meister über alle seine Gegner geworden und im Besitz des vollen Umfanges des Reiches, faßte Constantius den Gedanken, sich einmal in dem vollen Glanz seiner Würde nach der alten Welthauptstadt zu begeben, die er eigentlich noch nicht kannte. Er wurde vom Senat und Volk von Rom feierlich empfangen; in dem ersten erblickte er aber nun nicht mehr eine der kaiserlichen entgegengesetzte Gewalt; wir vernehmen, er habe den Senat nur als ein Asyl betrachtet, d. h. doch als den gesicherten Sitz für die vornehmen Geschlechter. An dem Volke freute ihn die plebejische Freimütigkeit, welche zuweilen hervorbrach. An ihm selbst war nichts als gemessene Würde zu erblicken. Man erstaunte über die Geduld, mit der er die lange Anstrengung ertrug. Es war nicht eigentlich ein Triumph, den er vollzog, sondern ein Einzug in die Hauptstadt, mit welchem der Herrscher das zwanzigste Jahr seiner Regierung feierte. Die größte Figur spielten die Kataphrakten, die ihn umgaben; auch ein persischer Fürstensohn, Hormisdas, war zugegen. Der Kaiser betrachtete Rom zugleich wie ein Herrscher und wie ein Fremder. Nicht selten gab er seiner Bewunderung Ausdruck; man hörte ihn sagen: der Ruf, der alles andere zu vergrößern pflege, bleibe in Rom hinter dem zurück, was man mit den Augen zu sehen bekomme.

So eifrig er in seinem Christentum war, so ruhte sein Auge doch mit Vergnügen auf den alten Tempeln; er erkundigte sich nach dem Ursprung derselben und schien überhaupt einen Unterschied zwischen der eigentlichen Religion und der Duldung alter Gebräuche zu machen. Diese tastete er nicht an. Er ließ die Privilegien der Vestalinnen bestehen; seine Kasse trug

die Kosten für einige altherkömmliche heidnische Ceremonien. Die höchsten Richterstellen verteilte er an Mitglieder der Nobilität.

Ein allgemeiner bedeutender Gegensatz trat in diesem Augenblick in Ost und West in den Briefen hervor, die zwischen dem Könige Schapur und dem Imperator gewechselt worden sind.

Schapur, der Sohn der Sonne und des Mondes, wie er sich bezeichnete, erinnerte an die Grenzen des Achämenidenreiches; zwar nicht diese in ihrer Gesamtheit, aber Armenien und Mesopotamien nahm er für sich in Anspruch. Constantius antwortete: er habe jene Provinzen bisher, solange seine Herrschaft auf den Orient beschränkt gewesen sei, zu behaupten gewußt. Wie solle er sie jetzt zurückgeben, da die Tyrannen besiegt und das ganze römische Reich ihm unterworfen sei. Es war in diesem Schreiben, daß sich der römische Kaiser Semper Augustus genannt hat, — vielleicht im Gegensatz zu Schapur, der ihn nur als Cäsar bezeichnet hatte. Doch ist dieser Titel nicht erst damals entsprungen; er scheint sich vielmehr bei den von Diocletian und Maximinian getroffenen Einrichtungen gebildet zu haben; er enthielt gleichsam eine Verstärkung der Würde des Augustus den Cäsaren gegenüber. Von Konstantin wird er häufig gebraucht. Constantius mag ihn mit Absicht in dem Moment angewendet haben, wo er alle seine Feinde niedergeworfen hatte. Wie weit war man aber noch von den Zeiten entfernt, in welchen dieser große Kampf zwischen Asien und Europa ausgefochten werden sollte. Dem Kaiser lagen andere innere Fragen vor, welche schon bisher seine ganze Aufmerksamkeit beschäftigt hatten, und deren Schlichtung in die fernste Zukunft reichen mußte.

Zweites Kapitel.

Constantius und die Kirche.

Die wichtigste von allen Fragen, die für das innere römische Reich obschwebten, entsprang aus den Beziehungen zwischen der kaiserlichen Gewalt und dem Christentum. Ihre Sache war eine gemeinschaftliche, aber keineswegs identische; sie waren Verbündete, die, von verschiedenen originalen Prinzipien ausgehend, doch auf das engste vereinigt waren, ohne ihre besonderen Prinzipien aufzugeben. Die christliche Kirche, die von dem Kaisertum gerettet worden war und das Reich umfaßte, war zu einer ihr eigentümlichen, alle Provinzen beherrschenden Autorität gelangt. Man konnte wohl erwarten, daß die schon einmal erhobene Frage, was denn die Kirche mit dem Kaisertum zu thun habe, wieder erwachen würde. Wie sollte dann die kaiserliche Gewalt

der Kirche gegenüberstehen? Aber zunächst schien doch alles mehr dahin zu neigen, daß die Kirche dem Rechte des Imperators unterworfen blieb. In diesem Falle würde eine Verschmelzung zwischen Kirche und Staat entstanden sein, welche das innere Leben der ersteren absorbiert und ihrer weiteren Ausbildung Grenzen gezogen hätte. Hält man an diesem Standpunkt fest, so erscheinen die inneren Streitigkeiten der Christen untereinander hochbedeutend für das gegenseitige Verhältnis der beiden Gewalten. Auch an sich aber darf man sie nicht verdammen.

In einer Periode allgemeiner litterarischer Kultur, in der Mitte zwischen entwickelten philosophischen Schulen, welche alle die höchsten Probleme ebenfalls erwogen, konnte das Christentum sich nicht behaupten, ohne daß die Ideen des ursprünglichen Glaubens zugleich eine mehr begriffliche Gestalt, wie sie in den anderen Systemen vorwaltete, annahmen.

Wenn aber die christliche Religion vor allem das Verhältnis der Gottheit zu dem Menschen betraf, worüber schon die alten Philosophen Meinungen, die von dem populären Glauben abwichen, ausgebildet hatten, denen nun die christliche Lehre mit dem Anspruch unbedingter Wahrheit entgegentrat, so konnte es an sich nicht fehlen, daß, indem man das Geheimnis der Religion dem Verständnis näher zu bringen suchte, verschiedenartige Auffassungen hervortraten, die einander nicht vollkommen entsprachen. Alles beruht auf der Idee von dem Verhältnis der ewigschaffenden Kraft zu dem Göttlichen, das auf Erden unter den Menschen erscheint. Man identifizierte die eine und das andere nicht unbedingt; aber darüber, wie die Wesenheit derselben sich gegenseitig verhalte, brach ein Streit aus. Niemand leugnete ihre innigste Verknüpfung, allein darüber, wie das Verhältnis des Vaters zum Sohne verstanden, in den Schulen behauptet und dem Volk als Symbol verkündigt werden könne, ging man nach verschiedenen Seiten auseinander.

Wenn die athanasische Lehre den Vorzug hat, das Geheimnis selbst stark und einfach auszusprechen, so lassen sich doch auch die nicht von vornherein verdammen, welche eine Vermittelung der Grundidee mit den gewohnten Vorstellungen und Doktrinen anstrebten. Historische Pflicht ist es, den großen Gegensatz, der gar bald die Welt umfaßte und auf die folgenden Jahrhunderte einwirkte, wenigstens in seinen Grundzügen objektiv darzustellen. Wer wüßte nicht, wie schwer das ist. Aber der Versuch ist unumgänglich.

Der Streit entsprang aus dem doppelseitigen Charakter der in Nicäa gefaßten Beschlüsse, nach denen das zwar am meisten bestrittene Wort der strengen alexandrinischen Partei: Wesenseinheit, Homousie angenommen, aber infolge der Einwirkungen des palästinischen Bischofs Eusebius von Cäsarea mit Bestimmungen begleitet worden war, welche eine Auslegung auch nach der anderen Seite hin zuließen. Es ist zwar ohne Zweifel erdichtet, wenn ein späterer Kirchenschriftsteller, Philostorgius, behauptet, man habe die Wörter Homousie, Wesenseinheit, und Homöusie, Wesensgleichheit, absichtlich verwechselt, — aber unleugbar ist es, daß die von Eusebius vorgeschlagene Formel Sätze

enthält, die dem Begriffe der Wesensgleichheit mehr entsprechen, als dem der Wesenseinheit. Dieses letztere Wort wurde dennoch adoptiert, aber auch die Bestimmungen blieben, welche eine leichte Abweichung von demselben in sich schlossen und auch von solchen angenommen werden konnten, die an sich der Wesenseinheit abgeneigt waren.

Von hohem Wert war eine Vereinbarung dieser Art für den noch in vollem Gange befindlichen Kampf des Christentums mit dem Hellenismus. Man kann nicht verkennen, daß der eine und der andere Begriff dem Hellenismus entgegenlief. Wenn überhaupt den herkömmlichen Vorstellungen von der Macht der Götter ein positiver Widerstand entgegengesetzt werden sollte, so war der Begriff des Monotheismus, den ja auch viele hellenische Philosophen anerkannten, dazu noch nicht genügend. Es war notwendig, der christlichen Idee eine Konsistenz zu geben, durch welche jede anderweit höhere Einwirkung ausgeschlossen wurde, Christus also selbst als der Ausdruck der höchsten Gottheit erschien. Darüber aber waren nun verschiedene Meinungen möglich. Die Wesenseinheit, welche gerade dieser Notwendigkeit am besten entsprach, war doch in den heiligen Schriften nicht wörtlich ausgedrückt, sie hatte sogar für die Anbeter des Einen Gottes etwas abstoßendes. Und es lag sehr in der Natur der Dinge, daß eine Partei sich bildete, die mehr eine Gleichheit als eine Einheit zwischen dem Vater und dem Sohne annahm.

Wenn man sich in die Reliquien dieser Zeiten, die freilich von der einen Seite sehr reichlich, von der anderen sehr sparsam vorhanden sind, vertieft, so erscheint es als der Hauptunterschied, daß Athanasius von dem Begriff des Logos ausging, den er freudig und beredt in seinen Schriften entwickelt; Arius dagegen von dem Begriff des Sohnes Gottes; diese Begriffe aber fallen insofern nicht ganz zusammen, als der Sohn der vollkommenen Identität mit dem Gottvater nicht teilhaftig gedacht wurde, da der Ausdruck vielmehr einen Anfang voraussetzt. Arius behauptet, daß Athanasius zwei einander ebenbürtige Prinzipien in der Gottheit annehme, Athanasius, daß Arius die Gottheit des Sohnes nicht vollkommen anerkenne. Athanasius lebt und webt in theosophischen Anschauungen; Arius giebt anthropomorphistischen Ansichten Raum. In einem Briefe, den wir von ihm übrig haben, bezeichnet er als den Grund seiner Verfolgung die Lehre: der Sohn habe einen Anfang, Gott dagegen sei ohne Anfang.

Mit großer Entschlossenheit setzte er sich den Beschlüssen des Konzils entgegen, durch welche seine Lehre beseitigt werden sollte. Er wurde damals von Konstantin mit den beiden Bischöfen, die ihm anhingen, ins Exil geschickt. Seine Person wurde geschont, seine Schriften sollten verbrannt werden. Aber Konstantins Grundsatz war es nun einmal, nicht bis zu dem Äußersten fortzugehen, — wie in der Bekämpfung des Heidentums, so in dem inneren Streit der Christen. Nach einiger Zeit erhielt Arius auf die Vorstellung, daß er die Dinge gar nicht behaupte, die man ihm schuld gebe, die Erlaubnis, nach Konstantinopel zu kommen, woselbst er ein Glaubensbekenntnis ablegte,

das als rechtsgültig betrachtet werden konnte, obwohl das Wort von der Wesenseinheit sich darin nicht findet. Der Kaiser setzte ihn wieder in seine Stellung ein und gewährte auch anderen, die ihm befreundet und gleichgesinnt waren, seine Gnade, so daß jene dritte vermittelnde Partei, die in Nicäa zurückgedrängt worden war, wieder emporkam. Dem aber widersetzte sich der indes in Alexandrien zum Bischof erhobene Athanasius, in dessen Schriften man Tiefe der Conception und Schärfe der Beweisführung bewundert, und der damit die größte moralische Entschiedenheit verband, — eine erhabene Gestalt in der Dogmengeschichte; ein geborener Parteiführer nicht ohne Leidenschaft, der jedoch nie ein solcher zu sein glaubte: denn nur die göttliche Wahrheit meinte er zu bekennen, auf der Welt und Religion beruhe und die der Sinn der ewigen Offenbarung sei. Durch die Strenge, mit welcher er über dem Bekenntnis der Homousie hielt, brachte er Ägypten und den ganzen Orient in Bewegung. Denn von Nachgiebigkeit gegen die kirchlichen Würdenträger war bei ihm so wenig die Rede, wie in der alexandrinischen Kirche selbst. Die ganze Partei, welche wir als die homöusische bezeichnen können, die mit Arius in Frieden getreten war und denselben wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen hatte, sah in Athanasius ihren gefährlichsten Feind. Man brachte mancherlei Vergehungen zur Sprache, die er begangen habe, und forderte ihn dreimal vor orientalische Synoden. Einmal vermied er zu erscheinen; ein anderes Mal hielt er die Vorwürfe, die man ihm machte, mit stolzer Unnachgiebigkeit aus. In dieser und einer folgenden wurde die Amtsentsetzung über ihn ausgesprochen, was jedoch keine besondere Wirkung hatte. Und der Kaiser Konstantin, an den er sich wandte, mochte ihn nicht verurteilen, da das Meiste, was man ihm vorwarf, unerwiesen blieb. Da trat man aber mit einer Anklage gegen ihn auf, welche bei einem römischen Kaiser den größten Anstoß erregen mußte. Konstantinopel war jetzt, wie ehedem Rom, von der Zufuhr ägyptischen Getreides abhängig. Athanasius wurde beschuldigt, er habe sich für mächtig genug erklärt, um die Ausfuhr von Alexandrien nach Konstantinopel zu verhindern. Das glaubte der Kaiser. Es war die empfindlichste Drohung, die ihm geschehen konnte, und unerträglich war es ihm, daß es einen Mann gab, der sich zutraute, sie auszusprechen. Da nun die Wogen der Bewegung in Alexandrien so hoch gingen, daß Athanasius selbst das Schlimmste zu befürchten hatte, so faßte der Kaiser den Entschluß, ihn auf eine Zeit lang nach Gallien an den Hof seines in Trier residierenden ältesten Sohnes Konstantin zu verweisen, — ein Akt, der für die Kirche und das Reich — man möchte sagen, verhängnisvoll geworden ist. Der unbeugsame Hierarch wurde von dem Orient in den Occident verwiesen. Er hat sich drittehalb Jahre lang in Trier aufgehalten; es ist undenkbar, daß er hier unthätig gewesen sei. Von dem regierenden Kaiser zurückgestoßen, wandte er sich an die heranwachsende Generation. Unter den occidentalischen Bischöfen mußte der Mann, der in Nicäa so viel zur Entscheidung der wichtigsten Glaubensfragen beigetragen hatte, durch seine persönliche Gegenwart und sein

Gespräch einen unwiderstehlichen Eindruck machen. Eben in Gallien schlug seine Doktrin so tiefe Wurzel, daß diese Provinz eine der vornehmsten Burgen derselben geworden ist. Man hat immer behauptet, daß sein propagandistischer Eifer auch auf Britannien eingewirkt habe. Im Orient waren während seiner Verbannung seine Gegner besonders thätig. Eusebius von Nikomedien drang in Alexander, Bischof von Konstantinopel, die Aufnahme des Arius in die Kirchengemeinschaft zu vollziehen. Man sah Arius durch die Straßen des neuen Rom mit einem Gefolge von Anhängern prächtig einhergehen. In diesem Augenblicke aber wurde Arius, indem er bei Seite ging, von einem plötzlichen Unfall betroffen, dem er erlag. Die Athanasianer sahen darin eine göttliche Entscheidung: denn um eine solche habe der Bischof von Konstantinopel in der Bedrängnis seiner Seele gebetet. Im Jahre darauf starb der Kaiser. Der jüngere Konstantin hielt sich für berechtigt, Athanasius nach Ägypten zurückgehen zu lassen, mit einem Schreiben, in welchem er demselben großes Lob spendet und sich selbst als den Mitbruder der alexandrinischen Gemeinde bezeichnet.

Ob Constantius, der den Osten regierte, durch diese Einwirkung des Bruders von Trier her sich nicht seinerseits verletzt fühlte, steht dahin; die Gegner des Athanasius, die an seinem Hofe alles vermochten, stellten ihm die Rückkehr desselben als eine Eigenmächtigkeit dar: er sei zurückgekommen ohne Einstimmung der Bischöfe. Es war eine Schwierigkeit, die auch daher entsprang, daß Konstantin der Große eigentlich damals keinen Nachfolger hatte, dessen Herrschaft das ganze Reich umfaßt hätte. Der Herrscher Galliens schickte den Athanasius, ohne die Einwilligung der Bischöfe und seines Bruders, nach Alexandrien zurück. Überhaupt scheint der älteste Sohn Konstantins des Großen eine allgemeine Autorität in Anspruch genommen zu haben, wodurch sich auch erklären würde, daß er in das Gebiet des Constans einfiel, wobei er umkam. Wie dem auch sei, es gab im Orient einen Beweggrund, dem Athanasius entgegenzutreten. Auch in Alexandrien stieß er auf Widerspruch. Eine neue Synode in Antiochien erkannte ihn gar nicht an; die Akten derselben sind von Gregorius unterschrieben, der an Stelle des Athanasius gewählt worden war. Gregorius wurde mit bewaffneter Hand in Alexandrien eingeführt.

Athanasius mußte aufs neue entfliehen. Wohin aber konnte er sich wenden! Er wußte wohl, daß der Occident für ihn war, — nicht allein die Bischöfe und das Volk, bei denen seine Auffassung, einfacher und tiefer, größeren Eingang fand, als die von dem Geiste der griechischen Dialektik durchdrungene Ansicht des Arius. Vor allem aber: der römische Stuhl erklärte sich für ihn. Auch die Gegner hatten sich an den römischen Bischof Felix gewendet, und dieser hatte dann ein Provinzialconcilium in Rom versammelt, welches sich für Athanasius aussprach. Die große dogmatische Zwistigkeit gewann hierdurch noch ein anderes kirchliches Interesse. Auf der einen Seite standen die orientalischen Führer, durch welche Athanasius ver-

urteilt und verbannt worden war, auf der anderen die Occidentalen, die seiner Lehre anhingen und seine Wiedereinsetzung in das Patriarchat von Alexandrien forderten. Welches Recht hatten nun die Occidentalen, in die Beschlüsse orientalischer Synoden einzugreifen? Wollte man einen Anfang der allgemeinen Autorität, die der römische Stuhl nachher erworben hat, angeben, so würde man von diesem Moment ausgehen müssen. Denn alles lag daran, ob das Ansehen des römischen Bischofs sich in streitigen Fragen auch über den Orient erstrecke. Indem der römische Stuhl sich für Athanasius erklärte, verband sich der Anspruch einer die beiden Reichshälften umfassenden kirchlichen Autorität mit der Annahme der Satzungen des nicäischen Konzils, wie sie vorlagen. Im Occident hielt man es für notwendig, ein allgemeines Konzil zu berufen, in welchem die obschwebenden Fragen entschieden werden könnten. Es erhellt nicht, ob es der römische Bischof war, der diese Forderung erhob; aber dahin ging das einmütige Verlangen der occidentalischen Bischöfe; und diese rissen dann den jungen Constans, der zur Zeit im Occident die imperatorische Macht ausübte, mit sich fort, — nicht ohne den persönlichen Einfluß des Athanasius. Was Constans verlangte, gab Constantius nach; ein allgemeines Konzil wurde nach Sardica berufen. Sardica war die Metropole von Dacia mediterranea, das zu Illyricum gerechnet wurde, also zu dem Gebiet des Constans, nahe den Grenzen von Thracien, welches zu dem Gebiete des Constantius gehörte. Hier nun versammelte sich das Konzil zu Ende des Jahres 343. Doch trug es, wie einst das nicäische, den momentanen Anlaß seiner Zusammensetzung deutlich zur Schau. Die Mehrzahl bildeten die occidentalischen Bischöfe. Sie traten nicht allein in den dogmatischen Satzungen, sondern in kirchlicher Beziehung dem Athanasius bei. Der aus ähnlichen Gründen verjagte Bischof Paulus von Konstantinopel forderte mit Athanasius zugleich seine Wiederherstellung; und dieser Meinung waren die Occidentalen überhaupt; sie begrüßten Athanasius ohne alle Rücksicht auf die im Orient gegen ihn gefaßten Beschlüsse als ihren Bruder. Daran nun nahmen die Orientalen, die dann eintrafen, soviel Anstoß, daß es zwischen den beiden Parteien gar nicht zu einer mündlichen Verhandlung gekommen ist. Die Orientalen zogen sich nach Philippopel, der Hauptstadt der Provinz Thracien, zurück, so daß beide Parteien dort, wie in Sardica selbst, nur schriftlich miteinander verhandeln konnten. Wie schwer es sein würde, die beiden Reichsteile zu vereinigen, trat gleich bei dieser ersten Versammlung nach Nicäa hervor. Die Occidentalen bestanden auf den Rechten eines ökumenischen Konzils und forderten die Herstellung der im Orient verjagten Bischöfe auf ihre Sitze; dem aber stellten sich die Orientalen entgegen. Sie bemerkten, es sei allezeit des Herkommens gewesen, daß der Occident sich den im Orient gefaßten Beschlüssen gefügt habe, sowie hinwiederum der Orient den Dekreten der occidentalischen Synoden. Für das eine, wie für das andere führten sie Präcedenzfälle ein.

Hiemit aber waren die Occidentalen nicht zufrieden. Und eine innere Schwierigkeit hatte es allerdings, den Provinzialsynoden die Entscheidung über

die Orthodoxie eines ihrer Mitbrüder, dessen bischöfliche Existenz davon abhing, zu überlassen. Sie kamen darauf, und zwar mit Beziehung auf die Prärogative, die dem römischen Stuhle von dem heiligen Petrus her überkommen sei, die hier zuerst in einer wichtigen Verhandlung ernstlich betont wird, daß der in der Provinz Verurteilte, wenn er eine gute Sache zu haben glaube, sich an den römischen Bischof wenden könne, der dann einen neuen Gerichtshof einsetzen solle. Ein anderer Canon verfügt, wenn ein in der Provinz zur Absetzung verurteilter Bischof erkläre, seine Sache in Rom führen zu wollen, so solle ihm kein Nachfolger gegeben werden, bis ein Urteil des römischen Stuhles ergangen sei. Man sieht leicht, von welcher Tragweite diese Canones für die Autorität des römischen Stuhles sind: wenn ein ökumenisches Konzil, welches das Gesamturteil der Kirche ausgesprochen hätte, faktisch nicht zu stande kam, so wurde das Urteil des römischen Stuhles als die allgemein gültige Entscheidung anerkannt, in welchem sich also mit einem mal die kirchliche Einheit aller Provinzen repräsentiert.

Von den Bischöfen gedrängt, machte es Constans seinem Bruder Constantius zur Bedingung des zwischen ihnen bestehenden Friedens, daß die verjagten Bischöfe wirklich in ihren Diöcesen wiederhergestellt würden. Es schien, als hänge der innere Friede des Reiches von dieser Sache ab. Selbst die orientalischen Bischöfe gaben dem Constantius zu erkennen, daß die Nachgiebigkeit in diesem Punkte nützlicher sei, als die Fortsetzung des Haders. Athanasius kehrte nun nach Ägypten zurück mit verdoppelter Autorität, da er den gesamten Occident auf seiner Seite hatte. Kaiser Constantius hat ihm das nie vergeben. Schon im Privatleben empfindet man nichts schwerer, als zu einer Handlung, die man nicht will, durch fremden Einfluß genötigt zu werden. Einem Fürsten, den sein ganzes Selbstgefühl auf den Gebrauch seiner Macht, wie er es für gut hält, anweist, kann nichts unerträglicher sein. Und sagen wir es gerade heraus, auch die kirchliche Autorität ist eine Macht; diese trat jetzt der kaiserlichen Macht selbst entgegen. Constantius betrachtete Athanasius als einen Rebellen, vor dessen Einwirkung er benachbarte Fürsten, wie die Herrscher der Axumiten, nachdrücklich gewarnt hat; denn die Anwesenheit eines solchen in ihrem Lande würde ihnen zum Verderben gereichen; er hielt dafür, daß nur Athanasius seinen Bruder zu den Schritten bewogen habe, die zu einem inneren Kriege hätten führen können. In diesem Zustand der Dinge wurde Constans von der Empörung des Magnentius betroffen und vernichtet. Daß Athanasius oder auch nur seine Partei damit etwas zu schaffen gehabt hätten, davon läßt sich keine Spur entdecken. Aber das Übergewicht, welches Magnentius über alle occidentalischen Provinzen erlangte, und die Gefahr, in welche Constantius selbst dabei geriet, hatten doch auch auf die Stellung des Athanasius eine starke Rückwirkung. Als der vornehmste Opponent des Constantius wurde er von Magnentius um ein Einverständnis angegangen, welches leicht veranlassen konnte, daß auch Libyen und Ägypten auf die Seite des Magnentius getreten wären. Man hat es dem Athanasius in dieser

Zeit selbst zum Vorwurf gemacht, er habe von Magnentius Botschaften empfangen und demselben auf Briefe geantwortet. Athanasius hat das letzte in Abrede gestellt, nicht das erste; die Botschafter des Magnentius habe er gut aufgenommen, weil es seine Freunde von der Zeit des Exils in Gallien her gewesen seien: es waren, wie man schon damals sagte, Katholische, d. h. in Beziehung auf die Kirchensatzungen Anhänger des Athanasius. Constantius sah jetzt in dem großen Kirchenoberhaupte seinen geschworenen Feind; er hat gesagt, er habe noch mehr gewünscht, des Athanasius Meister zu werden, als des Magnentius selbst.

So hatte denn das Unternehmen des Constantius im Jahre 350 nicht allein einen politischen, sondern auch einen kirchlichen Zweck. Er erließ den Befehl, Athanasius mit dem Tode zu bestrafen, wo man ihn auch finde. Aber damit überschritt er doch wieder die Grenze seiner Macht; oder vielmehr die Bestimmung dieser Grenze trat in Frage. Nach dem Siege über Magnentius war der Kaiser mächtig genug, um auf einem Concilium, das er nach Arles berief, seine Intention durchzusetzen. Aber dies Concilium wurde gleich in Gallien nicht anerkannt. In dieser Provinz lebte einer der kräftigsten Gegner der kirchlichen Absichten des Kaisers, Hilarius von Poitiers, ein Mann, der von dem Heidentum abgewichen war, weil er in der Philosophie und den Doktrinen der gräco-römischen Schulen keine Befriedigung fand. Mit vollem Bewußtsein hatte er sich dem athanasischen Bekenntnis angeschlossen, welches seinem zweifelnden Gemüte allein Beruhigung verschaffte. Diese Richtung waltete unter den gallischen Bischöfen vor; sie haben überhaupt den Bischof Saturninus, der die Synode im Sinne des Kaisers geleitet hatte, aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Und da auch der Nachfolger des Felix, der römische Bischof Liberius, an dessen Meinung festhielt, so blieb dem Kaiser nichts anderes übrig, als wie dieser bereits gefordert hatte, ein allgemeines Concilium nach Mailand, wo er damals Hof hielt, zu berufen. Die Frage, die es galt, war nicht ganz einfach. Schon in Arles war die persönliche Angelegenheit von der dogmatischen getrennt worden; man war nur über die Priorität der Beratung streitig gewesen. Die Anhänger des Athanasius hatten vor allem die Doktrin sichern wollen, ehe über die Person gesprochen werde. Aber der Kaiser meinte, wenn durch die Annahme des homousiastischen Bekenntnisses die Autorität des Athanasius erneuert sei, so werde es ihm unmöglich werden, mit den anderen Anklagen, die er gegen denselben im Sinne hatte, durchzudringen. — Die Sache des Dogmas und die persönlichen Angelegenheiten des Athanasius waren so enge verbunden, daß sich eine Sonderung schwerlich durchführen ließ. Wenn der Kaiser nun aber in Arles vermieden hatte, der Bekenntnisfrage die Priorität zuzugestehen, so wartete der in Mailand versammelte Episkopat ein solches Zugeständnis nicht ab; er begann damit, das homousiastische Bekenntnis ohne weiteres einmütig zu unterschreiben. Der Kaiser konnte dagegen nichts thun, dennoch machte er den Versuch, seine Anklage des Athanasius mit Beistim-

mung der Bischöfe ins Werk zu setzen, die er zu diesem Zwecke nach dem kaiserlichen Palaste beschied.

Vor dem Kaiser wurden Rede und Antwort gewechselt, und da die Freunde des Athanasius die Rechtsbeständigkeit der gegen denselben vorgebrachten Beschuldigungen in Zweifel zogen, so erklärte der Kaiser: er selbst stehe für die Wahrheit derselben ein. In aller Form sprach er dann das Verdammungsurteil über Athanasius aus, der sein persönlicher Feind sei und alle Schonung verwirkt habe. Er rief aber damit einen Widerspruch hervor, auf den er doch wahrscheinlich nicht gefaßt war. Man hat ihm gesagt: zur Durchführung seiner Feindseligkeit dürfe er sich der Bischöfe nicht bedienen; ein kirchlicher Würdenträger dürfe nur nach kirchlichem Herkommen gerichtet werden; dazu gehöre aber vor allen Dingen dessen persönliche Verantwortung. Ein neues Moment, wenn ich nicht irre, für die Entwickelung der großen Angelegenheiten. Das altrömische Kaisertum beruhte vor allem auf einer oberst-richterlichen Autorität. Dem setzte man nun zwar nicht eine prinzipielle Verwerfung dieses Rechtes entgegen, aber man wollte es an ein Rechtsververfahren, wie es der Verfassung der Kirche entsprechend sei, geknüpft wissen; der Unumschränktheit der weltlichen Gewalt stellte sich eine kirchliche Opposition entgegen. Was Konstantin vereinigt hatte, trat unter Constantius auseinander. Man besitzt eine in der Hauptsache unleugbar authentische Aufzeichnung über ein Gespräch zwischen dem Kaiser, von dem alle folgenden ihren Titel genommen haben, und dem römischen Bischof, dem Vorgänger der späteren Päpste. Danach fordert der Kaiser den Bischof auf, sich von Athanasius, der auf früheren Synoden für schuldig erklärt worden sei, loszusagen; er bezeichnet ihn als einen Mann von gar nicht auszusprechender Ruchlosigkeit. Liberius verwirft dagegen die bereits ergangenen partiellen Urteilssprüche: denn sie seien nur unter dem Eindruck der kaiserlichen Autorität und aus Furcht vor ihr erfolgt. Niemals sei Athanasius verhört; die Urteile über ihn seien erst dann gefällt worden, wenn er nicht mehr anwesend gewesen sei. Der römische Bischof verlangte die Berufung eines neuen kirchlichen Gerichtshofes, der in Alexandrien selbst stattfinden und zu welchem der Kaiser alle bereits mit dem Exil belegten Bischöfe einberufen solle. Dem Urteile eines solchen Gerichtshofes sich zu unterwerfen, erklärt er sich bereit. Der Kaiser bemerkt: er werde doch nicht den öffentlichen Frieden stören wollen; Athanasius spotte der Gerechtigkeit schon allzulange. Darauf entgegnete Liberius: es würde heißen, den Frieden brechen, wenn man einen Mann verdamme, der vielleicht unschuldig sei. Jedermann werde glauben, er werde dem Privathaß aufgeopfert.

Man sieht wohl: die Idee des kirchlichen Gerichts in freier Zusammensetzung und allgemeiner Übereinstimmung trat als ein wichtiges Moment der Autorität des Kaisers gegenüber, der auch gar nicht in Abrede stellte, daß er Athanasius wegen jener Verbindung desselben mit Constans hasse. Einer der Anwesenden, der Bischof von Civita Vecchia, machte die ironische Be-

merkung: Liberius zeige sich nur deshalb so standhaft, um den römischen Senatoren sagen zu können, daß er den Kaiser im Wortgefechte überwunden habe. Möglich, daß sich das so verhielt; — aber dadurch wird doch das Gewicht der Rede und Gegenrede nicht geschmälert. Der kaiserlichen Allgewalt trat die kirchliche Überzeugung unbezwinglich, gleichsam ebenbürtig gegenüber. Liberius ließ sich durch das Versprechen, ihn nach Rom zurückgehen zu lassen, wenn er sich füge, nicht beugen; er unterwarf sich dem Exil, welches über ihn verhängt wurde; denn die Bischöfe von ihren Sitzen verbannen zu können, darin bestand die vornehmste Prärogative der kaiserlichen Machtvollkommenheit.

Das Moment ist, wie angedeutet, von universalhistorischer Wichtigkeit; in den kaum vereinigten Gewalten sieht man den Zwiespalt entstehen, der die folgenden Jahrhunderte beherrschen sollte: das Verhältnis zwischen der morgenländischen und abendländischen Kirche, zwischen geistlicher und weltlicher Autorität, Kaiser und Papst.

Damals stand nicht der Bischof von Rom, sondern der Führer der homousiastischen Partei, Athanasius, im Vordergrunde der Gegensätze. Durch die Einwendungen, die ihm im Abendlande gemacht worden waren, ließ der Kaiser sich nicht abhalten, den Dekreten der orientalischen Synoden gemäß die äußerste Strafe über Athanasius zu verhängen. Der Dux Syrianus wurde beauftragt, sich seiner Person zu bemächtigen. Athanasius, der mit der festen Zuversicht, nur das Rechte und Gottgefällige gethan zu haben, sein Bistum verwaltete, wurde, als er einst um Mitternacht die Vigilien eines bevorstehenden Festes in der Kirche des Theonas feierte, von der Feindseligkeit kaiserlicher Truppen überrascht. Syrianus ließ die Kirche mit seinem wohlgerüsteten Kriegsvolk umgeben; die Kirchthüren wurden mit Gewalt geöffnet; im Tumult, der hierüber entstand, setzte sich Athanasius auf seinen bischöflichen Stuhl, nur damit beschäftigt, die Andacht fortzusetzen, um nach Beendigung derselben das Volk nach Hause gehen zu lassen. Aber mit jedem Moment wuchs die Verwirrung an. Doch behielten die ihm befreundeten Kleriker so viel Besinnung, daß sie ihn nicht in die Hände der kaiserlichen Truppen fallen ließen; er wurde gerettet, man weiß nicht wie, und war imstande zu entfliehen. Bald darauf wurde seine Stelle mit einem ergebenen Anhänger des Kaisers besetzt.

Kommen wir aber auf den Gang der allgemeinen kirchlichen Streitigkeiten zurück, so findet sich nicht, daß dem Kaiser auf seiner Reise nach Rom Schwierigkeiten aus seiner Entzweiung mit dem Bischof erwachsen wären. Und als er dann der Pacifikation Galliens durch Julian die Befestigung der Donaugrenzen hinzugefügt hatte, schritt er, bei seinem Sinne beharrend, im Jahre 357 zu neuen Erörterungen des Kirchenstreites. Er versammelte zu Sirmium eine Anzahl Orientalen und Occidentalen. Unter jenen war der Bischof Marcus von Arethusa, unter diesen Valens von Mursa und Hosius von Corduba, — von denen der letztere nur sehr ungern gekommen war. Man machte hier Entwürfe zur Vereinigung der beiden Parteien, unter denen

die sogenannte dritte Formel von Sirmium für die Folgezeit die wichtigste geworden ist.

In dieser Formel nun ist der Ausdruck der Wesenseinheit — das Schlagwort der Athanasianer — vermieden; aber eine Wesensähnlichkeit oder vielmehr Wesensgleichheit in allen Dingen, ausgenommen die Geburt, wird darin behauptet. Die Formel war darauf berechnet, daß sie von beiden Parteien unterschrieben werden konnte. Was man nach dem Vorangegangenen nicht hätte vermuten sollen, selbst der römische Bischof Liberius wurde vermocht, sie zu unterschreiben. In Mailand war er standhaft gewesen; in Sirmium gab er nach. Der Kaiser hatte hierauf nichts dagegen, daß er nach Rom zurückging, einen indes emporgekommenen Gegenbischof vertrieb und seine Stelle wieder einnahm. Aber dieser Erfolg genügte doch dem Kaiser nicht; er bedurfte einer Beistimmung der gesamten Kirche. Da er aber den Streit zwischen Orientalen und Occidentalen nicht von neuem erwecken wollte, so berief er zwei Synoden, welche zu gleicher Zeit tagen sollten, die eine in Nikomedia, die andere in Ariminum. Die erste kam wegen eines Erdbebens, das dort eintrat, nicht zustande; sie wurde nach Seleucia in Isaurien verlegt. In Ariminum versammelten sich vierhundert occidentalische Bischöfe. Auch einige Orientalen waren zugegen, doch mit dem Vorsatz, über die Sache des Athanasius zu schweigen; die Rede war nur von den kirchlichen und dogmatischen Streitfragen.

In seinem Anschreiben geht Constantius davon aus, daß von einer festen Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten das Heil der Völker weit und breit abhänge; für das eine und das andere zu sorgen, sei die Pflicht der Bischöfe. Auf diesen Grund wurden die Glaubensangelegenheiten selbst vorgenommen und die in Sirmium vereinbarte Formel dem Konzil zur Annahme vorgelegt. Dies aber erklärte sich mit einer Majorität, die an Einmütigkeit grenzte, dagegen; es wollte von der Homousie, dem athanasischen Begriff, nicht zu der Homöusie, die man in Sirmium beliebt hatte, übergehen. Die Versammlung ordnete eine Gesandtschaft an den Kaiser ab, wie dieser es selbst verlangt hatte; er sah dieselbe aber nicht als eine eigentliche Gesandtschaft, sondern als eine Kommission an. Lange ließ er auf eine Erklärung warten, was man begreift, da er eben mit den Rüstungen zum persischen Kriege beschäftigt war.

Als er endlich die Sache in die Hand nahm, waren die Abgesandten zu schwach, seinen Wünschen Widerstand zu leisten; sie willigten in eine Formel ein, die der in Sirmium abgefaßten sehr ähnlich war. Der Präfectus Prätorio von Italien, Taurus, erhielt den Auftrag, die in Rimini noch Versammelten zur Unterschrift derselben anzuhalten und die hartnäckig Widerstrebenden ins Exil zu schicken. Die Bischöfe verloren darüber den Mut der Opposition; nur zwanzig hielten an dem Begriff von der Wesenseinheit fest; aber auch diese beharrten zuletzt nicht bei ihrem Widerspruch.

Dergestalt war nun aber die occidentalische Kirche, sowie der Bischof

von Rom dahin gebracht, den Einheitsbestrebungen des Kaisers nachzugeben, und es blieben nur noch die orientalischen Bischöfe übrig, die in Seleucia zusammengekommen waren. Die Homöusiasten mochten die Mehrzahl bilden. Neben ihnen aber waren auch Homousiasten erschienen. Von größerer Bedeutung aber ist, daß hier eine dritte Partei zu Worte kam, welche das Prinzip des Arianismus reiner repräsentierte, als es in der homöusiastischen Formel geschah. Der geistvolle Bischof von Cäsarea in Palästina, Acacius, brachte in Vorschlag, eine neue Formel abzufassen, und dabei wurde er von dem kaiserlichen Palastbeamten, der zugegen war, des Namens Leonas, unterstützt, nicht gerade aus besonderer Vorliebe für die Meinung des Acacius, sondern weil dies der einzige Weg war, eine andere ihm widerwärtige Beschlußnahme zu verhindern. Die versammelten Väter gerieten hierüber in Aufregung, das Konzil wurde aufgelöst; Acacius begab sich mit einigen anderen Delegierten nach Konstantinopel. Unter seiner Einwirkung kam dort eine neue Versammlung hauptsächlich aus bithynischen Bischöfen zustande, die kein Bedenken trug, die in Rimini durchgedrungene oder, wie Sozomenus sagt, aufgezwungene Formel gleichfalls anzunehmen. Sie fügte dieser Annahme noch die Erklärung hinzu: diese Formel solle die einzige sein, der eine Geltung zukomme; weder eine frühere noch eine spätere solle ihr zur Seite gestellt werden dürfen. Die sirmische Formel erhielt auf diese Weise eine gewisse Sanktion für Orient und Occident, — eine Sanktion freilich, die lediglich auf der Dazwischenkunft des Kaisers beruhte.

Constantius stand damals auf der Höhe seiner kirchlichen und politischen Macht. Niemand könnte in Abrede stellen, daß er ein großes Interesse verfocht, wenn er die Einheit der Kirche zu behaupten oder herzustellen suchte. Aber ebensowenig kann man sich die Augen dagegen verschließen, daß die Mittel, die er anwandte, der Natur der Kirche nicht entsprachen, indem sie der eingeborenen Autonomie derselben den kaiserlichen Willen auferlegten. Der Gegensatz erscheint einerseits in dem Satze, wie ihn damals der Bischof Hosius ausgesprochen hat, dem Kaiser sei die weltliche Gewalt übertragen, den Bischöfen die geistliche; andererseits in der Auffassung des Kaisers von der bischöflichen Pflicht, die öffentliche Ordnung nicht zu stören. Der Kaiser hatte jetzt äußerlich die Oberhand behalten, aber es versteht sich, daß sich allenthalben dem erzwungenen Gehorsam zur Seite eine Opposition bildete, welche in der Tiefe der Überzeugung wurzelte und die weitesten Dimensionen annahm. Das auffallendste ist, daß Constantius, bei allen seinen Gewaltschritten, des Gegners, den er haßte und verfolgte, noch nicht Meister geworden war; er vermochte des Athanasius nicht habhaft zu werden.

Wir fragen, wie das geschehen ist. Was rettete den Bischof oder vielmehr, wie hat er sich gerettet?

Die Antwort ist: es gab damals eine Stätte der Zuflucht, welche die kaiserliche Gewalt nicht erreichte. Sie wurde von den Anachoreten der oberen

Thebais gebildet. In den Anachoreten stellte sich das eigenste religiöse Motiv der Epoche dar.

Die ascetische Hingebung an die theosophisch-christliche Idee konnte nicht anders, als dazu führen, daß mancher der Bande der Gesellschaft, wie sie bei der damaligen Ausbildung der imperatorischen Autorität zugleich über den Staat und die kirchlichen Einrichtungen zur Erscheinung kamen, entledigt zu werden wünschte. Die kirchliche Genossenschaft war doch noch nicht die volle Repräsentation des christlichen Bewußtseins; sie besaß insofern keine absolute Unabhängigkeit, da die Provinzialverwaltungen und das Kaisertum selbst einen überall durchgreifenden Einfluß ausübten. So viel sich auch von dem allgemeinen Standpunkt aus, nach welchem der Mensch der Gesellschaft angehört, dagegen sagen läßt, so ist es doch zu begreifen, daß der nach Gottähnlichkeit strebende religiöse Sinn sich eine Freistatt suchte, wo er, weder durch eigenes Bedürfnis noch äußerliche Einwirkung behindert, sich für sich selbst frei entwickeln und in der Einsamkeit, sozusagen, ausleben zu können meinte. Aus der uralten Lebensbeschreibung von Antonius, dem Stifter des Mönchtums, die von jeher dem Athanasius zugeschrieben worden ist, entnehmen wir, daß das Eremitentum vor allem darauf berechnet war, sich von allem Zusammenhang mit dem Staate loszureißen. Man wollte weder Unrecht thun noch Unrecht leiden, und kein Scheltwort her kaiserlichen Steuerbeamten vernehmen. Die religiöse Beschaulichkeit, fern von allen Beziehungen zu den öffentlichen oder kommunalen Angelegenheiten, machte ihren Charakter aus. Die alte Unabhängigkeit der Wüste erneuerte sich gleichsam in den Heiligen und für heilig gehaltenen Männern. Zu denen nun nahm Athanasius seine Zuflucht. Sie hatten bereits eine Gemeinschaft unter sich eingerichtet, deren Gründung man dem Pachomius zuschreibt, dessen Athanasius gleichwohl nicht gedenkt; sie gaben ihm dadurch eine von den Verfolgungen des Kaisers oder den Verordnungen des Staates nicht zu erreichende Sicherheit.

Athanasius hätte menschlichem Ansehen nach untergehen müssen, hätte er nicht bei den Eremiten der oberen Thebais einen Zufluchtsort gefunden, aus dem er dann und wann nach Alexandrien zurückkehren konnte. Schon das genügte, um das religiöse Leben der großen Partei, die sich an ihn anschloß, zu erhalten.

Das anachoretische Cönobitentum bildete eine christliche Genossenschaft außerhalb des Machtbereiches der Imperatoren, unabhängig von jeder Verbindung mit der Welt, und durch die Meinung der Heiligkeit, die sich damit verknüpfte, unantastbar. Diese Anachoreten boten den von den verdammenden Urteilen Heimgesuchten gleichsam ein Asyl dar. Das Eremitenwesen gehörte schon zu den Elementen, die sich dem Kaisertum opponierten, ohne diesem Besorgnisse einzuflößen.

Unter Constantius ließ sich alles dazu an, als würde dem Kaisertum das unbedingte Übergewicht zufallen. Seine Macht bildete sich nach allen Seiten hin aus. Jetzt war er im Begriff, einen Feldzug gegen die Perser

zu unternehmen, welcher entscheidend auf immer werden zu müssen schien. Jedoch nicht von dorther, noch auch von der Kirche, weder von einem Papst, noch von einem dogmatischen Hierarchen sollte ihm nachhaltiger Widerstand erwachsen. Ein solcher entsprang nochmals aus dem scheinbar besiegten Heidentum.

Drittes Kapitel.

Der Hellenismus und der Ideenkreis Julians.

Inmitten der kirchlichen Streitigkeiten hatte Constantius doch auch den alten Götterdienst mit energischem Eifer bekämpft.

Im Jahre 346 war unter der Autorität der beiden Augusti Constantius und Constans ein Edikt ergangen, in welchem sie verfügten, daß die Tempel außerhalb der Mauern der Städte auch fortan unverletzt bestehen sollten, denn sie seien ein Sitz von Festlichkeiten, deren man das Volk nicht berauben wolle. Es scheint, daß dies Edikt Unzuständigkeiten veranlaßte, denen man in einem Reskript vom Dezember desselben Jahres abzuhelfen suchte. Darin wird die Absicht ausgesprochen, den Menschen die Gelegenheit zu nehmen, zu sündigen; die Tempel sollen sämtlich geschlossen werden, Opfer wurden bei Lebensstrafe verboten.

Dann trat die Empörung des Magnentius ein; obwohl ebenfalls ein Christ, hat er doch die nächtlichen Opfer erlaubt. Hätte er den Platz behalten, so würde das Heidentum im Occident schwerlich unterdrückt worden sein; nachdem er aber gefallen war, zögerte Constantius keinen Augenblick, die vorgekommenen Neuerungen wieder zu verbieten. Das eigentlich ist der Sinn des Edikts vom November 353, durch welches die Anordnungen des Jahres 346 wiederhergestellt wurden.

Vornehmlich richtete sich der Eifer des Kaisers auf die Abstellung der noch sehr im Schwange gehenden abergläubischen Versuche, die Zukunft zu erforschen. In dem ersten seiner Edikte, die sich hierauf beziehen, schlägt Constantius beinahe den Ton eines geistlichen Oberen an; niemand befrage einen Haruspex oder Augur; die verkehrten Aussprüche der Augurn sollen abgethan und begraben sein. Aber mit der Warnung verbindet er zugleich die schärfsten Maßregeln; wer der Verordnung widerstrebt, soll mit dem Tode bestraft werden. In einem späteren Erlaß erklärt er alle die, welche mit magischen Künsten umgehen, für Feinde des menschlichen Geschlechts; wer sich der Teilnahme an denselben schuldig mache, den solle selbst die Ehrenstelle, die er bekleidet, nicht einmal die Würde des Comes, vor der Tortur schützen. Aus einer Notiz bei Ammian ersieht man, mit welcher pein-

lichen Aufmerksamkeit in dieser Hinsicht die Heiden wenigstens in der Nähe des Hofes überwacht wurden und in welche Bedrängnis sie gerieten.

Schon früher als die erwähnten Edikte, am 20. Februar des Jahres 356, ist das entscheidendste von allen erlassen worden; das Opfern wurde in demselben bei Todesstrafe verboten.

Was Konstantin doch nur teilweise angeordnet und Constantius selbst nur zögernd und unter gewissen Beschränkungen verfügt hatte, wurde nun von ihm mit rücksichtsloser Strenge ausgesprochen: Opfer zu vollziehen wurde für ein todeswürdiges Verbrechen erklärt. Konstantin hat dem Christentum anfangs nur die Freiheit des Bekenntnisses zurückgegeben, später das Übergewicht in der Administration vindizieren wollen; das Edikt des Constantius war darauf berechnet, ihm die Alleinherrschaft zu verschaffen. Einen schneidenden Kontrast bildete es aber, daß die altherkömmliche Religion, der man die Bedingungen ihrer Ausübung entzog, doch noch von einem großen Teil der Population festgehalten wurde. Sie zog ihre Nahrung aus den hergebrachten Gewohnheiten, aus den Erinnerungen der Vorzeit, hauptsächlich aus den litterarischen Studien.

Bei den lateinischen Autoren, die aus dieser Zeit stammen, namentlich den Lobrednern der Kaiser, walten die Ideen des republikanischen und des imperialistischen Rom vor. Und noch umfassender war der Widerstand des mit der allgemeinen Kultur verschmolzenen Hellenismus. Überall wurden die Klassiker gelesen; es gab eine Anzahl von Instituten, in denen sich der alte gräco-romanische Geist repräsentierte und fortbildete.

Das vornehmste Bollwerk des Hellenismus bildeten die Rhetorenschulen, welche sich über das ganze Reich hin ausbreiteten. Diese Schulen, zum Unterricht der Jugend bestimmt, hatten eine förmliche Organisation. Die Rhetoren waren unter öffentlicher Autorität berufen und, obwohl in stetem Widerstreit unter einander, doch zu einer Klasse, die ein nicht geringes Ansehen besaß, vereinigt. Das Herkommen war, daß nach dem ersten Unterricht, den ein Grammatiker erteilte, die Rhetorenschulen besucht wurden, in denen man eine gewisse Befähigung zu den Staatsämtern erwarb. Diesem Zweck dienten auch besondere Rechtsschulen. Diese aber hatten immer ihren Mittelpunkt in Rom; für die übrigen, nach Teilnahme an höherer Bildung verlangenden Klassen der Bevölkerung kam es nur auf die Rhetoren an. Die berühmtesten von ihnen wurden aus weiter Ferne von den Lernbegierigen aufgesucht.

Aus diesen Schulen nun war damals ein neues philosophisches System hervorgegangen, das dem Christentum entgegentrat und gar bald auch zu einer politischen Macht erwuchs. Anknüpfend an die alte Philosophie, suchte es den veränderten Bedürfnissen und Gesinnungen der Zeit gerecht zu werden. Wir dürfen nicht versäumen, ihm ein Wort der Erörterung zu widmen.

Auf der von Plato und Aristoteles gelegten Grundlage waren in Griechenland in einem Moment bürgerlicher Unruhen andere Schulen entstanden,

welche, systematisch entwickelt, nach Rom vordrangen und hier Jahrhunderte lang die Geister anregten und beschäftigten; die Stoa behielt die Oberhand. Die Lehrmeinungen der Stoiker aber waren nicht rein theoretischer Art, wie sich ja die Entstehung der Schule von dem Bedürfnis einer Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten herschrieb; diese — oder wenn wir so sagen dürfen: der Staat — konnten ihrer nicht entbehren, ebensowenig wie die Stoiker des Verhältnisses zu demselben. Zuerst die Opposition gegen das Kaisertum, dann aber auch das Kaisertum selbst beruhten auf philosophischen Überzeugungen, die sich auf eine oder die andere Weise mit dem Götterglauben ausglichen; sie haben die innere Thatkraft genährt und gehoben. Damit aber war es nun im Laufe des 3. Jahrhunderts zu Ende gegangen. Wir kennen den unaufhörlichen gewaltsamen Wechsel der Autorität, der schon in jener Zeit als ein neuer Bürgerkrieg bezeichnet worden ist. Das gesamte öffentliche Leben wurde tumultuarisch, verwirrt, unsicher. Für eine auf philosophischen Überzeugungen beruhende Teilnahme an demselben gab es keinen Platz mehr. Eine Schule entstand, deren Prinzip es war, davon völlig zu abstrahieren.

Aus dem Leben des Plotinus, des Begründers dieser Schule, die man die neuplatonische nennt, wie es von seinem Schüler Porphyrius beschrieben ist, nimmt man mit Erstaunen ab, wie mannigfaltig über alle Bezirke des östlichen Reiches hin der Verkehr war, in welchem die Gelehrten, besonders die Philosophen, mit einander standen. Plotin, aus Lykopolis in Ägypten, der seine Studien in Alexandrien gemacht hatte, lebte dann von der Zeit des Philippus bis zur Regierung des Claudius in Rom. Unter seinen Anhängern befand sich ein Senator, der von den Amtspflichten, die er haben mochte, abstrahierte, seine Sklaven freiließ, aller seiner Habe sich entäußerte. Diesen stellte Plotin den anderen als Muster auf und suchte sie auf dieselbe Bahn zu leiten. Das Leben des Plotinus selbst in seiner Einfachheit, tiefen Zurückgezogenheit und dabei doch einer thätigen Fürsorge für eine ihm anvertraute Jugend, in deren vorübergehenden Beziehungen und Erlebnissen er gesunden Verstand und Menschenkenntnis bewährte, ohne sich dadurch in seinen philosophischen Betrachtungen im mindesten stören zu lassen, ist in seiner Art einzig. Es schien, als schäme er sich, daß er einen Körper habe. Mit Widerwillen wies er die Bitte, sich malen zu lassen, zurück: denn sei es nicht genug, das Schattenbild zu tragen, mit dem uns die Natur umgeben hat? Nur in Geist und Seele sah er das wahrhaft Seiende. Seinen Tod bezeichnete er als den Moment, in welchem er das Göttliche, das in ihm sei, zu dem Göttlichen im All hinüberführen wolle. Sein philosophisches System knüpft an die Lehre Platos von den Ideen als dem wahrhaft Seienden und an die Annahme an, daß eine Idee der Ideen alle wieder zur Einheit zusammenfasse. Aber in der höchsten Idee sieht Plotin zugleich eine Substanz, den Schöpfer der intelligiblen und der sinnlichen Welt. Die menschliche Seele steht durch ihre Verbindung mit der materiellen Welt in

der nächsten Beziehung zu dieser; aber sie ist verpflichtet, die Gemeinschaft mit dem Körper zu fliehen; nicht der Körper hat die Seele, sondern der Seele ist der Körper beigegeben, aus dessen Gemeinschaft sie sich losreißen muß, um von dem Werdenden zu dem Seienden zu gelangen; sie berührt sich mit der Gottheit selbst und kann dieselbe durch innere Vertiefung und Ekstase erreichen. Von der Ewigkeit der Welt, dem Einen, welches Alles ist und zugleich das einzig Wirkliche, so daß alles sich auf dies Höchste bezieht und sich mit demselben zu vereinigen bestreben muß, hat Plotin einen lebendigen, tiefen und alles andere ausschließenden Begriff, er spricht denselben mit einer Ruhe aus, welche die vollste Überzeugung atmet. Auch in der polemischen Diskussion zerstreut er den Leser nicht; indem er streitet, lehrt er zugleich. Man verliert niemals das Ganze seiner Ansicht, in der er lebt und webt, aus den Augen.

Mit der bestehenden Staatsordnung, die seinem Ideal nicht entspricht und nicht entsprechen kann, ist er doch keineswegs unzufrieden; er rühmt die Institute, durch welche die Verbrechen bestraft werden.

Was wir von Plotin übrig haben, besteht in einer Reihe von Abhandlungen, in denen viele Wiederholungen derselben Gedanken vorkommen. Einzeln kann man sie nicht ohne Teilnahme oder Bewunderung lesen; sie erinnern zuweilen, wenn ich so sagen darf, an die Stille eines Gebirgssees bei unbewegter Luft.

Von seinen Zeitgenossen wurden, wie Eunapius versichert, Plotins Schriften den platonischen vorgezogen. Plotin erweitert die dialektischen Ergebnisse der platonischen Dialoge durch Herbeiziehung der Lehren des Aristoteles, er erwähnt in seinen Erörterungen Anaxagoras, Empedokles und selbst Pythagoras. Aber dabei ist doch Plato von niemand so hoch angeschlagen worden, wie von Plotin. Er feierte dessen Geburtstag, nicht seinen eigenen; er hat den Gedanken gehabt, der Beschaulichkeit eine Stätte für seine Anhänger zu bereiten, die er Platonopolis nennen wollte.

Man darf nicht vergessen, daß der Lehrer Plotins, Ammonius Sakkas, zuerst Christ gewesen war. Die Lehrsätze dieses Ammonius waren es eben, zu denen sich Plotin bekannte. Darin lag, wenn wir so sagen dürfen, das vornehmste Problem der damaligen geistigen Welt, ob und wie sie die christlichen Ideen in den Kreis der allgemeinen Kultur aufnehmen oder sich aneignen würde. Ich entferne mich wohl nicht zu weit von meinem Gegenstand, wenn ich ein allgemein bekanntes Beispiel in Erinnerung bringe. Es liegt in der Sage vom Vogel Phönix vor, wie sie in dieser Zeit ausgebildet war. Einmal knüpft dieselbe an die altbabylonischen Vorstellungen von einem paradiesischen Lande jenseit der Grenzen der bekannten Welt, wie sie in der Sage von Xisuthros erscheinen, an, dann aber an die Lehre von der Unsterblichkeit und Auferstehung, d. h. der Unvergänglichkeit der geistigen Existenz; denn das soll versinnbildet werden, wenn die Sage den Phönix, der als ein Vogel des Phöbus gedacht wird, nachdem seine Zeit vorüber ist, aus

dem Feuer wieder verjüngt aufsteigen und sein Gefieder voll und glänzend entfalten läßt.

Überall erkennt man bei Porphyrius, der ein umfassendes Werk gegen die Christen geschrieben hat, doch die Einwirkung der christlichen Ideen. Sein ethisches Prinzip, welches auf die Rettung der Seele von dem Bösen hinzielt, lautet unverkennbar an die Prinzipien und Bestrebungen des Christentums an.

In formaler Hinsicht war Porphyrius ein Schüler jenes mit Zenobia befreundeten Longinus, der in der Epoche gleichsam eine beherrschende Stellung unter den Gelehrten einnahm, eine lebendige Bibliothek, wie man sagte, dessen litterarisches Urteil für jedermann maßgebend war. In dessen Schule werden die schriftstellerischen Vorzüge, welche Porphyrius besitzt, Verständlichkeit, Gewandtheit und Anmut des Ausdrucks, entwickelt worden sein. Porphyrius stand in der Mitte der Gelehrsamkeit seiner Zeit; er widmete seinen Fleiß chronologischen Zusammenstellungen der ältesten Geschichte, er beschäftigte sich viel mit grammatischen Erklärungen der alten Dichter, besonders des Homer. Eine Reihe von Jahren hindurch war er der vertraute Hausgenosse und Freund Plotins. Er verstand ihn nicht allein, sondern wußte ihn auch anderen verständlich zu machen. In der Schule, die Plotin um sich gesammelt hatte, wurde er sein Nachfolger und sein Interpret in der Litteratur.

Porphyrius verwirft die populären Vorstellungen, die man nicht mit der Idee der Gottheit verwechseln müsse; die wahre Gottesverehrung setzt er in die gottverwandte Gesinnung; der wahre Tempel Gottes ist ihm die Seele des Weisen. Dabei aber läßt er sich doch die positiven Religionen, die gräco-romanische, jüdische, assyrische, brahmanische, gefallen; von einer allgemeinen Religion, wie die christliche, spricht er nicht; die wahre Religion setzt er in die Abstraktion, die bei allen Glaubensformen möglich ist. Seine Theorie ist und bleibt doch immer philosophischer Natur, welche nicht einmal Theologie ist, geschweige Religion.

Der dritte in dieser Reihe, der aber erst den für das ganze System und seine Wirkung in der Welt entscheidenden Schritt gethan hat, ist Jamblichus. Man darf ihn nicht der Oberflächlichkeit zeihen: auch bei Jamblichus wird man, wenn man ihn stille vor sich hin liest, von der Tiefe seiner Anschauung über das Verhältnis der Seele zu dem wahrhaft Göttlichen betroffen; sie hat eine innere Verwandtschaft mit demselben. Wenn nun aber Porphyrius das Dasein der Götter gleichsam nur als eine Voraussetzung betrachtet hatte, so widerspricht ihm Jamblichus, der in einer seiner gelehrtesten Schriften, die gegen Porphyrius gerichtet ist, diesen deshalb angreift, weil er es für möglich halte, daß die Götter nicht existieren, was sich doch nimmermehr annehmen lasse. Die Seele sei durch ihre Natur an das Göttliche geknüpft; von der Verbindung mit dem Leibe losgerissen, sei sie ein Teil des Göttlichen selbst. Aber von der Rückwirkung des materiellen Zusatzes, der in

dem leiblichen Dasein liege, könne sie nur durch die Hülfe der Götter befreit werden; sie lösen die Seele von den Übeln, denen sie durch das Verhängnis unterworfen ist. In Bezug auf die Götter selbst aber hält Jamblichus an den herkömmlichen populären Vorstellungen fest. Er meint nur, man müsse, wie schon die Alten gethan, Plato und Pythagoras, bei den Priestern, namentlich den Ägyptern, nachfragen; er spricht von ägyptischen Propheten. Er legt zugleich eine Rückkehr zu der Vorliebe Plutarchs für eine symbolische Erklärung der göttlichen Erscheinungen an den Tag. Wenn Porphyrius einmal den Glauben an die Gottheit der Sonne und des Mondes durch den Nachweis, daß dies Weltkörper seien, bestritten hatte, so vindiziert ihnen Jamblichus, der das nicht leugnet, doch auch göttliche Kräfte, in welche er ihr Wesen setzt. Die gesamte Anschauung der populären Götterlehre wird keineswegs verworfen, sondern erläutert; sie hat zugleich einen symbolischen Charakter, wodurch dann das Studium der alten Autoren neue Gesichtspunkte gewinnt; die homerischen Gedichte werden von Jamblichus in allegorisch-religiösem Sinne erklärt. Die allgegenwärtige Wirksamkeit der Götter, welche er voraussetzt, macht es ihm leicht, die Augurien und jene ganze Wissenschaft von der Erforschung der Zukunft, an welcher damals die gebildete Welt noch festhielt, zu bestätigen und aufrecht zu erhalten. Einmal in diese Bahnen eingetreten, entwickelt Jamblichus ein ungewöhnliches Talent. Manche seiner Aussprüche sind so treffend, daß sie ihm den Namen des Göttlichen verschafft haben; er gründete eine Schule, die sich nach seinem Tode noch mehr mit Mantik und Theurgie durchdrang und dem Aberglauben, den man für vernichtet hielt, plötzlich wieder neues Leben gab. Die Ideen der großen Philosophen, welche von dem Gegensatz gegen den Glauben an die Götter ausgegangen waren, wurden mit demselben vereinigt; beide sollten sich durchdringen. So geschah es, daß die ganze Macht der alten Bildung sich dem Christentum entgegensetzte und eine starke Partei gründete, welche den Orient weit und breit einnahm. Die vornehmste Förderung aber, die sich ihr damals darbot, bestand darin, daß der nächste Anverwandte des Kaisers, ebenfalls ein Enkel des Constantius Chlorus, Julian, dessen wir schon gedacht haben, und der ein selbständiges Recht auf den Thron in Anspruch nahm, ihr beitrat und damit die Aussicht auf eine große Zukunft eröffnete. Wir müssen uns vor allem diese Persönlichkeit und ihre inneren Antriebe vergegenwärtigen.

Julian war von einem Manne erzogen worden, der die Tradition des Altertums konservierte und ursprünglich dazu bestimmt gewesen war, mit der Mutter Julians Homer und Hesiod zu lesen — ein gelehrter Eunuch, von ernster und würdiger Gesinnung. Ihm wurde Julian, als er sieben Jahre alt war, übergeben. Schon war die Mutter gestorben, und der Eunuch nahm nun bei dem Sohne die Thätigkeit auf, zu der er für die Mutter berufen worden war. Julian gedenkt in dem Misopogon dieses Pädagogen, seines Grammatistes, der ihn von den Theatern, Wettspielen und anderen Schau-

stellungen dadurch abhielt, daß er ihm sagte, im Homer könne er das alles besser lesen. Abgesehen von dieser Warnung vor Zerstreuungen — was konnte einem jungen Menschen besseres begegnen, als von Anfang an auf dies Studium der Autoren geführt zu werden, welche ihm das altgriechische Leben unmittelbar vergegenwärtigten. Seinen Homer hatte Julian später unaufhörlich auf der Zunge. Er atmete doch so zu sagen die frische geistige Luft; und er konnte dann, wie er selbst einmal sagt, unter dem Sternenhimmel seine Gedanken zu den göttlichen Dingen erheben. Der alte Lehrer wies ihn zugleich auf die klassischen Philosophen hin, bei denen er lernen werde, besser zu werden, vielleicht nicht als andere, aber besser, als er selbst noch sei. Der aufwachsende Knabe entnahm seine moralischen Antriebe und universalen Anschauungen nicht von dem Christentum, sondern von den alten Griechen, von denen abzustammen er sich rühmte.

Es bedarf nach meinem Dafürhalten nichts weiter, um Julians Hinneigungen zu den altgriechischen Lehren und Diensten zu erklären. Aber diese bedurften einer unmittelbaren Beziehung zu dem übrigen Dichten und Trachten der Zeit. Eine solche bot sich Julian durch die Bekanntschaft mit der neuplatonischen Philosophie dar, welche ihm dann — so ist die Überlieferung — bei dem Eintritt in die rhetorisch-sophistischen Studien durch Aedesius, einen Schüler des Jamblichus, zu Teil wurde. Der Meister dieser Schule war damals Maximus von Ephesus, von dem man weiß, daß er die tiefsinnigen Anschauungen der Neuplatoniker, in welchen die Seele mit dem All gleichsam eins wurde, mit magischen und theurgischen Lehren oder auch Versuchen in Verbindung brachte.

Es erhellt nicht mit Bestimmtheit, ob Julian den Philosophen zu sich beschieden oder sich selbst zu demselben begeben hat — genug, er wurde in den Gesichtskreis eines Mannes gezogen, der die Anschauungen eines Jamblichus weiter entwickelt hatte.

Maximus wird von denen, die ihn kannten, als ein Mann geschildert, in dessen lebensvollen Augen sich seine Seele abspiegelte; durch die Harmonie des Ausdrucks seiner Worte und seiner Erscheinung war er für alle, welche ihn sahen oder hörten, unwiderstehlich.

Wenn nun die Neuplatoniker die Verehrung der alten Götter mit den Studien, welche man in den Rhetorenschulen betrieb, vereinigten, so schloß sich ihnen Julian mit dem Eifer eines jungen Gelehrten, der nach litterarischem Ruhm Verlangen trägt, an. Daß er dabei von dem Christentum förmlich abgefallen wäre, findet sich nicht. Aber seine Studien mußten ihn zu einer immer steigenden Entfremdung von demselben führen; namentlich als er unter Vermittelung der Kaiserin Eusebia ein halbes Jahr in Athen zubringen konnte. Eben in Athen wirkten die Ceremonien des alten Kultus um so nachhaltiger auf ihn, weil sie unterdrückt wurden. Eunapius versichert, Julian sei, wie er selbst, von einem Hierophanten, der zu dem alten priesterlichen Geschlecht der Eumolpiden gehörte, in die eleusinischen Mysterien

eingeweiht worden. Sein Übertritt war zugleich von der Mystik der neuplatonischen Schule angehaucht. Julian überredete sich, in dem Tempel der Pallas Eingebungen dieser Göttin empfangen zu haben, denen er jedoch anfangs nur zweifelnd folgte. Er wollte abwarten, ob die Verkündigungen, die ihm geworden waren, sich bewähren würden. Durch den weiteren Gang seiner Erlebnisse wurde er in der Überzeugung von der Existenz und Wahrhaftigkeit der alten Götter bestärkt. Wir gedachten oben der Audienz, die er bei der Kaiserin hatte, die seine Studien begünstigte, in denen sie wenig verfängliche Liebhabereien sah. In Wahrheit ein psychologisch höchst eigenartiges Phänomen, daß Julian, der vor der Kaiserin mit gesenkten Augen dastand, doch den entscheidenden Impuls, um die Anträge anzunehmen, von einer vermeintlichen Aufforderung seiner Götter entnommen hatte. Was er that, that er zwar aus eigenem Entschluß, aber auch deshalb, weil er meinte, daß der Wille der Götter es andeute. Diese Hinneigungen waren in das tiefste Geheimnis gehüllt; nur der Sklave, dem die Verwaltung der Bibliothek anvertraut war, wußte darum.

Wir können nicht nachweisen, wie Julian die äußere Pflicht und die innere Hinneigung miteinander ausglich. Offenbar ist es, daß er sich in seinen litterarischen Beschäftigungen nur der letzteren hingab. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir aus seinen Schriften die Gedanken zusammenstellen, die das wesentliche seiner Abweichung in sich einschließen und die Gesinnungen aussprechen, in denen er überhaupt lebte; daß ihre letzte Fassung einer späteren Epoche angehört, kann nicht hindern, ihren intellektuellen Ursprung in eine frühere, noch mit dem Reiz des Geheimnisses umkleidete Zeit der Durchbildung zu setzen. Der Anflug von politischer Tendenz, den sie atmen, giebt ihnen dann noch eine besondere Bedeutung für den Zusammenhang der persönlichen Ansprüche Julians mit seinen Theorien. Greifen wir zunächst zu einem während saturnalischer Zerstreuungen verfaßten Festspiel: man möchte es als Fastnachtsspiel bezeichnen, worin ein Gelage der Götter geschildert wird, bei welchem die berühmtesten Heroen früherer Epochen miteinander um den Preis kämpfen. Zuletzt erscheint auch Konstantin, der größer sein will, als Alexander, weil er nicht gegen unregelmäßige Heerhaufen wie dieser, sondern gegen die tapfersten Nationen gestritten, größer als Trajan, weil er Gebiete wieder unterworfen habe, die dieser zuerst bezwungen hatte; ungleich schwerer aber sei es wiederzugewinnen, als zu erwerben. Worte, die nicht eben viel bedeuten, dann aber in eine sehr ernste Demonstration gegen das Christentum auslaufen.

Die Götter weichen vor Konstantin mit Abscheu zurück; er findet Zuflucht bei den Personifikationen des Wohllebens und der Zuchtlosigkeit. In seinen Schutz aber nimmt ihn der Sohn, wie es heißt, mit seinem Anerbieten allgemeiner Sündenvergebung. Was dem Christentum hier vorgeworfen wird, ist nicht größere Strenge oder Heiligkeit, sondern das Gegenteil. Die Lehre von der Sündenvergebung wird in einem Sinne aufgefaßt, wie die Lehre

von der Gnade im Zeitalter der Reformation von den Gegnern derselben. — Die Götter wollen von dieser Art Entsündigung nichts hören; sie ordnen die Bestrafung Konstantins und die Züchtigung seines Nachfolgers an, der sich mit dem Blute seiner nächsten Verwandten befleckt hat. Endlich gestehen sie dem Konstantin Vergebung zu, weil sie auf das Verdienst seiner Altvordern Rücksicht nehmen. Denn von allen Cäsaren hat eigentlich Claudius Gothicus als hochherzig und patriotisch die Aufmerksamkeit der Götter am meisten auf sich gezogen; dessen Geschlecht haben sie zur Hegemonie d. i. zum Kaisertum von vornherein bestimmt. Zu diesem Geschlecht aber gehört Julian selbst; er ist der Sohn des Julius Constantius, welcher bei dem Eintritt des Kaisers Constantius getötet wird. Ihm wird gewährt, den Gott Mithras zu erkennen, der sein Führer sein soll, wenn er vom Diesseits abberufen wird.

Dem allgemeinen Götterdienst wird also die Anbetung des Mithras substituiert.

Diese Beziehung tritt auch in der kleinen, dem Helios gewidmeten Schrift wieder zutage. Dem König Helios, zu dessen Gefolge er zähle, spricht Julian seinen Dank dafür aus, daß er aus dem Geschlecht stamme, welchem das Imperium der Welt zugefallen sei. Übrigens aber bewegt sich die Schrift in den höchsten Regionen mythologisch-philosophischer Abstraktion. Julian betrachtet Helios als den gemeinsamen Vater aller Menschen; von Helios — und zugleich von den anderen Göttern — stammen die Seelen.

Neben Helios nimmt er aber noch ein göttliches Urwesen an, welches nicht erscheint. Die gesamte Welt, welche durch die Vorsicht der Gottheit zusammengehalten wird, stammt aus dem Ewigen, ohne geboren zu sein, und wird bis in alle Ewigkeit dauern. Das innerste Wesen derselben ist die Sonne. Der Urgrund von allem ist das Eine und Einfache, das Julian Gott nennt, wie die Schule überhaupt. Von diesem Einen stammt alles, was gut und vollkommen ist. Dies göttliche Urwesen ließ in der Mitte der geistigen Kräfte aus sich den Helios hervorgehen, in allen Dingen ihm gleich. Helios ist unvergänglich und hat die oberste Gewalt über alle mit Intelligenz begabten Wesen. Was in der höchsten Einheit sich findet, teilt er ihnen mit, wie er es empfangen hat. Auch über die über die Welt erhabenen Götter übt er das Prinzipat des Guten aus; er erfüllt sie mit der Idee des Guten.

Daß nun aber diese Gedanken aus der philosophischen Abstraktion des Altertums unmittelbar hervorgegangen seien, läßt sich doch nicht annehmen.

Unleugbar scheint mir, daß hiebei die vornehmsten Kontroversen berührt werden, welche damals die christlichen Theologen beschäftigten. Die Stellung, die Julian dem Sonnengott, dem Mithras, anweist, entspricht der christlichen Doktrin von dem Sohne Gottes dem Vater gegenüber. Julian überträgt den Begriff der Homousie auf das von ihm angenommene Verhältnis des

Helios zu der einfachen absoluten Urkraft. Nur bringt er damit auch die Götterwelt in Verbindung; sie steht aber eine Stufe niedriger als Helios, von welchem sich ihre Intelligenz und ihre Beziehung zu dem Guten herschreibt.

Damit ist jedoch die große Frage über die Schöpfung der Materie, ihre Gestaltung und Form noch nicht erörtert.

In einer Rede über die Göttermutter entwickelt Julian, immer freilich unter mannigfaltigen mythologisch-philosophischen Abschweifungen, seine Vorstellungen hierüber. Sie beziehen sich auf das Verhältnis des Unkörperlichen zu dem Verkörperten, welches sich eben in dem Verhältnis der Materie zu der Form ausspricht. Geist und Seele enthalten das Urbild der Formation der Materie: es muß ein geistiges Motiv geben, um der Materie Form zu verleihen. Die pessinuntische Rhea nun ist die Mutter der intelligenten und wirksamen Götter, welche die erscheinende Welt beherrschen. Dann und wann erinnert auch das an die christlichen Ideen. Rhea ist Jungfrau, aber selbst Mutter der Götter. Sie wirkt zusammen mit den reinen Wesenheiten, und von diesen empfängt sie die gesamte Urkraft und breitet sie über die geistige Welt aus; sie ist der Ursprung unserer Seelen.

Die allgemeinen und persönlichen Ideen Julians treten in dem Gebet hervor, das er an die Göttermutter richtet. Er bittet sie, den Menschen die größte Glückseligkeit zu gewähren, welche in der Erkenntnis Gottes liege. Dem Volke der Römer vor allem möge sie verstatten, daß es den Makel der Götterlosigkeit von sich abwische und zugleich, daß das römische Reich noch Jahrtausende lang bestehe. Ihm selbst aber möge sie verleihen wahre Erkenntnis im Dienste der Götter, Vollkommenheit in bürgerlichen und militärischen Geschäften, Tapferkeit und Glück, und ein glorreiches Ende in der sichern Erwartung, daß er zu ihnen aufsteige.

Unmittelbar an die höchsten Potenzen schließt sich Asklepios an, den Zeus aus sich selbst geistig erzeugt hat, und der durch die belebende Macht des Helios auf Erden in menschlicher Gestalt erschienen sei — zuerst in Epidaurus, dann überall zu Wasser und zu Lande; er rettet die mit Fehlern behafteten Seelen und Körper. Julian versichert, er selbst sei mehr als ein Mal durch denselben errettet worden.

Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber mir will doch scheinen, daß, wie man bei Helios an das Verhältnis Gottes des Sohnes zu dem Vater, bei der Gottesmutter an die Jungfrau Maria erinnert wird, so der allenthalben gegenwärtige Heiland das Vorbild des Asklepios sei. Gleichwohl werden überall die christlichen Ideen mit Heftigkeit verworfen; das ideale Gebäude der Vorstellung über irdische und himmlische Gewalten schließt an die alte Götterwelt an, deren Existenz und volle Wirksamkeit vorausgesetzt wird. Auf dieser Grundlage sind nun die Ansichten Julians nicht ohne Originalität und Schwung. Asklepios heilt den Leib, den Geist bilden die Musen, verbunden mit Asklepios, Apollo und Hermes Logios. Ares und

Enyo treten ihnen im Kriege, Hephästus in den Künsten zur Seite. Allem steht Pallas vor mit Zeus, die mutterlose Jungfrau. Sie ist nicht, wie die Fabel sagt, aus dem Haupte des Zeus entsprungen, sondern aus Helios, ganz aus dem Ganzen. Bei dieser Auffassung der Göttermythen legt Julian einen das Höchste anstrebenden Idealismus an den Tag. Der Mensch ist bei ihm, wie bei Plotin, nicht sowohl ein Körper, der eine Seele hat, als eine Seele, die einen Körper besitzt. Der Beruf der Menschen ist: Gott gleich sein. Der Hellenismus übertreffe hierin das Christentum: er erziehe zur Tapferkeit. Aus seinem Standpunkt bekämpft Julian nicht allein die Christen, sondern auch die philosophischen Sekten, welche sich von dem positiven Götterglauben abwenden: Epikuräer, Skeptiker, Cyniker. Er ist ein Dogmatiker des göttergläubigen Hellenismus. Er meint, wie schon jenes Gebet bezeugt, daß das Christentum durch seine Doktrin überwunden werden könne. Denn von dem Dasein der Götter ist er durch die Eingebungen, die er erfahren hatte, über allen Zweifel hinaus überzeugt; er ruft ihre Hülfe an, um das Reich der Gläubigen von den Gottlosen zu reinigen.

Ein Ereignis von höchster Wichtigkeit ist es, daß in den Zeiten, in welchen das Christentum mit dem Imperium verbunden die Oberhand gewonnen hatte, ein Mann nach dem Imperium trachtete und es erlangte, der sich den dem Christentum feindseligen Tendenzen so ganz hingab.

Viertes Kapitel.

Empörung und Kaisertum Julians.

Die entgegengesetzten Elemente wirken zusammen: die Unterdrückung des Götterdienstes und die Reaktion desselben in einer neu aufkommenden Philosophie; das Eingreifen des Imperators in die inneren Kämpfe der christlichen Doktrinen und die Regungen des Widerstands derselben im Gefühl der Unabhängigkeit der Kirche; die dem Kaisertum innewohnende Intention, seine Macht ungeteilt zu erhalten und nach allen Seiten hin geltend zu machen, und die Schwierigkeit, beinahe Unmöglichkeit, in der es sich befindet, das Übergewicht der Waffen im Orient und Occident zu behaupten. Was den früheren Kaisern oftmals die schwersten Sorgen erregt und die Erhebung einer Nebenmacht auf den Grund einer abgesonderten Kriegführung herbeigeführt hatte, bestimmte immer aufs neue die Politik und die Ereignisse. Auch die größte und gewaltigste Begebenheit der Zeit, die beginnende Bewegung der germanischen Völker, wirkte darauf ein. Eben auf der Abwehr derselben beruhte der Anspruch auf Unabhängigkeit, welchen Julian, den der

Kaiser nach Gallien geschickt hatte, zu erheben in den Fall kam. Wir müssen auf die Kriegshandlungen Julians, die wir schon berührten, noch einmal zurückkommen, da sie für das damalige Stadium des Kampfes zwischen Römern und Germanen nach beiden Seiten hin bezeichnend sind und zugleich den späteren Unternehmungen Julians zur Grundlage dienen.

An dem Oberrhein drangen die Alemannen eben gegen den Limes vor; an dem mittleren hatten andere Germanen infolge der Verwickelungen in der Zeit des Magnentius den Rhein überschritten. Wie Libanius es ausdrückt, das bisher römische Land bauten die Germanen selbst als ihr eigenes an; zum Anbau des eigenen verwandten sie die als Sklaven weggeführten Römer. Die römischen Kastelle und Städte sahen sich für ihre Lebensmittel auf den engsten Umkreis beschränkt; und in ganz Gallien konnte man nichts anderes als ein weiteres Vordringen der Germanen erwarten. Diesem Zustand nun ein Ende zu machen, dazu war der junge Cäsar bestimmt. Aber er hatte zu gleicher Zeit mit der Unbotmäßigkeit der ihm beigegebenen Heerführer zu kämpfen; er beklagt sich über nichts mehr, als über den unzureichenden Umfang seiner Vollmachten. Dennoch errang er in dem ersten Feldzug genügende Erfolge; im zweiten drang er, zum Oberfeldherrn ernannt, in das Machtgebiet der Alemannen vor.

Bei Straßburg traf er mit einem trefflich gerüsteten Heere derselben zusammen. Der Kampf, der sich entspann, ist für die Kriegführung der beiden Teile so charakteristisch, daß wir dabei wohl einen Augenblick verweilen dürfen. Die Kataphrakten und berittenen Bogenschützen der Römer, welche bei Mursa gegen Sachsen und Franken entschieden hatten, richteten gegen die Alemannen nicht viel aus; der eigentliche Kampf war zwischen den Fußvölkern; diese aber hielten einander das Gleichgewicht. Die Alemannen, auf ein Knie gesenkt, wiesen jeden Angriff der Römer ab, die ihrerseits zurückwichen, aber immer wieder Stand hielten. Endlich schritten die Alemannen zu dem Versuch, das schwankende Glück durch einen entschlossenen Hauptangriff zu entscheiden. Ihre vornehmsten Führer, die hier Optimaten heißen, in denen man aber vielleicht die Principes des Tacitus wiedererkennen darf, traten in einen Haufen zusammen, in welchem sich auch die Könige befanden, denen sich ein zahlreiches Gefolge beigesellte. Es gelang ihnen, die gegenüberstehenden Schlachtreihen zu durchbrechen und bis an das Prätorium vorzudringen, das von der Legion der Primani in dichten, aneinanderschließenden Aufstellungen verteidigt wurde. Die Germanen gerieten mit ihnen ins Handgemenge. Aber hier zeigte sich nochmals die Überlegenheit der römischen Taktik und Bewaffnung. Die Legionarien waren mit Schutzwaffen wohl versehen und darauf eingeübt, den Feinden, welche auf sie eindrangen, mit dem Schwerte beizukommen. Hiezu boten ihnen nun die in wildem Kampfeseifer heranstürmenden Alemannen, die darauf nicht vorbereitet waren, eine gute Gelegenheit dar; indem sie die Schwergepanzerten unvorsichtig angriffen, wurden sie im Einzelkampfe in der Seite verwundet und stürzten zusammen.

Neue Scharen folgten nach; aber als sie so viele — vielleicht ihre besten Männer niedergestreckt und mit dem Tode ringen sahen, gaben sie dem Gefühle Raum, daß sie hier niemals obsiegen würden; sie wendeten sich zum Rückzug, der eben so rasch ausgeführt wurde, wie der Anlauf gewesen war. Bei dem Übergang über den Rhein kamen ihrer viele um.

Julian ist damals im Rausch des Sieges von den Truppen zum Augustus ausgerufen worden; er hat das aber mit scharfen Worten als eine Anmaßung zurückgewiesen; dies sei, sagte er, nicht das Ziel weder seiner Hoffnungen noch seiner Wünsche. Er rechnete es sich zum Ruhme an, daß er den infolge der Schlacht in seine Hände geratenen Alemannenkönig Chnodomar nicht in den Städten von Gallien gleichsam zur Schaustellung seiner Siege herumgeführt, sondern an den Kaiser selbst habe überantworten lassen.

Der Sieg Julians über die Alemannen traf mit den Siegen des Kaisers über Quaden und Sarmaten zusammen. Die Grenzen des Reiches waren am Oberrhein und an der Donau wiederhergestellt. Die vornehmste Aufgabe der Kriegführung entsprang dann aus dem Zustand der Rheingrenze, wo zwar die Städte und Kastelle selbst noch in den Händen der Römer waren, die Germanen aber das umliegende Land eingenommen hatten. Um nun den Überresten der römischen Einwohner Lebensmittel zu verschaffen, die sie aus dem Lande nicht ziehen konnten, ließ Julian Getreide in Britannien verladen und es von da in die Rheinmündungen bringen. Dann aber wurde es zweifelhaft, ob die germanischen Nationen, welche die beiden Ufer eingenommen hatten, die Schiffe ruhig würden rheinaufwärts fahren lassen. Der Präfectus Prätorio Florentius hatte die Absicht, die benachbarten Germanen durch ein paar tausend Pfund Silbers zu vermögen, diese Fahrt nicht zu beunruhigen. Der Kaiser war wenigstens nicht dawider; er erlaubte es, sofern Julian es nicht für schimpflich halte. Wie hätte aber, so sagt Julian, er es nicht für schimpflich halten sollen, da selbst der Kaiser, der immer mit den Barbaren friedlich wegzukommen suchte, es für schimpflich zu halten schien. Julian erblickte vielmehr in einem Kriegszuge ein geeignetes Mittel, jeden möglichen Widerstand zu verhindern.

Aus seinen Worten muß man schließen, daß er sich mit den schon angesiedelten Saliern geschlagen, dann aber mit ihnen vertragen hat. Die Chamaven, die hartnäckiger waren, vertrieb er aus ihren Sitzen. Er machte dabei eine große Anzahl von Gefangenen. So übertrieben es nun auch ist, wenn man Julian mit Julius Cäsar hat gleichstellen wollen, so ist doch nicht zu leugnen, daß er sich um das römische Reich das Verdienst erworben hat, das Übergewicht der römischen Waffen an den Grenzen längs des Mains und des Rheins wiederherzustellen.

Das hatte nun aber nach der anderen Seite hin, wie schon so oft, verschiedenartige Rückwirkungen. Constantius schlug die Verdienste Julians bei weitem nicht so hoch an, wie dieser selbst; er schrieb die Erfolge vornehmlich seinen eigenen Anordnungen zu. Der Handlungen Julians wurde in seiner

Umgebung mit Mißachtung gedacht. Man glaubte zu bemerken, daß es bei dem Kaiser nicht zur Empfehlung gereiche, wenn in der Umgebung Julians jemand sich ihm angelegentlich anschloß; Leute dieser Art wurden abberufen. Constantius wollte über seine gallischen Truppen so gut verfügen, wie über die illyrischen. Der eigentliche Ursprung einer ernstlichen Entzweiung aber lag nicht in diesen Zufälligkeiten, sondern in allgemeinen Verhältnissen der beiden Reichshälften.

Der persische Krieg war wieder ausgebrochen, soviel wir vernehmen, auf Veranlassung eines abtrünnigen Römers. Von dem verteidigungsunfähigen Zustand der Grenzen unterrichtet, fiel Schapur II., der ein gutes Recht auf Armenien und die Euphratländer überhaupt zu haben glaubte, im Frühjahr 359 in Mesopotamien ein. Die Römer vermochten nicht, ihr Gebiet ungeschmälert zu erhalten. Schapur rückte am oberen Tigris vor. Es gelang ihm, die von Constantius in Stand gesetzte Grenzfeste Amida, trotz der tapfersten Gegenwehr, bei der besonders gallicanische Legionen sich auszeichneten, einzunehmen. Noch behaupteten die Römer Armenien; aber im Jahre 360 erneuerte Schapur seine Angriffe und eroberte eine für die Grenzen wichtige Festung Bezabda in der Nähe von Nisibis. Wir kennen die Bedeutung von Nisibis. Von dem Besitz dieser Feste hing die Autorität der Römer im Orient überhaupt ab. Constantius trug kein Bedenken, den Kampf mit der Energie, die ihm eigen war, aufzunehmen.

Will man sich eine Vorstellung von den Ansichten und Hoffnungen bilden, die hierüber erwachten, so muß man das „Itinerarium Alexanders des Großen", das eben in dieser Zeit zum Gebrauche des Constantius verfaßt worden ist, lesen. Es gründet sich auf den Gedanken, daß in Schapur ein zweiter Darius niederzukämpfen sei. Auch jenes Anschreiben Schapurs an Constantius, dessen wir gedachten, eine Art von Manifest, in welchem er die Ansprüche der Achämeniden auf Thracien und Macedonien geltend machte, beruhte auf derselben Kombination. Julian teilte sie ursprünglich, wie aus seinem Panegyrikus auf Constantius hervorgeht. Jetzt aber hatte das Unternehmen eine für ihn selbst unangenehme Rückwirkung.

Eines der wichtigsten Momente der Kriegführung im römischen Reiche lag darin, daß die Waffen im Osten und Westen zu großen Unternehmungen verbunden werden mußten. Niemals aber war der Krieg mit den Persern gefährlicher, die Gegenwehr gegen sie notwendiger, die Aussicht, die sich an einen glücklichen Ausgang des Kampfes knüpfte, großartiger gewesen, als in diesem Augenblick. Und da nun eben an jenen Grenzen die gallicanischen Legionen sich besonders hervorgethan hatten, so ist es begreiflich, wenn Constantius am Vorabend eines entscheidenden Unternehmens gegen die Perser auf die Truppen zurückgriff, die in Gallien standen.

Ammian erzählt, daß Constantius seinem Cäsar Julian vier Kohorten von den Hülfsvölkern: Herulern, Batavern, Petulanten, Celten, und überdies eine Anzahl auserlesener Mannschaften aus den anderen Truppenteilen ab=

gefordert habe. An sich liegt in diesem Verlangen nichts ungebührliches. Aber man darf sich auch nicht wundern, daß es in den damaligen, occidentalischen Legionen ebensowohl Widerstand fand, wie einst das gleiche Verlangen in den Zeiten des Alexander Severus. Wenigstens zum Teil waren sie unter der Bedingung in Dienst genommen worden, nicht jenseit der Alpen verwendet zu werden; sie fühlten sich als Provinzialmilizen; viele unter ihnen hatten Weib und Kind, die sie nicht verlassen wollten. Ihr vornehmstes Argument aber war: ihre Anwesenheit in Gallien sei wegen der Nähe tapferer und mächtiger Barbaren eine Notwendigkeit für das gesamte Reich. Überdies: sie waren nicht zufrieden damit, von einem entfernten Augustus abzuhängen; sie meinten, ein solcher nehme ihre Verdienste nicht wahr und sei nicht imstande, dieselben zu belohnen. In ihrem eigenen Interesse wünschten sie, den Cäsar, unter dem sie dienten, aller Beschränkungen, denen er unterlag, entledigt und ihn zum Augustus erhoben zu sehen. Noch immer galten die Einschränkungen, über die sich Julian von Anfang an beklagt hatte. Und wenn der Ehrgeiz Julians durch den Ruhm seiner Kriegshandlungen erhöht wurde, so regten diese doch auf der anderen Seite die Eifersucht des Kaisers an, nicht etwa in geringerem Grade, weil Julian sein nächster Verwandter war, sondern in einem um so höheren. Man wird dabei an das Verhältnis von Tiberius zu Germanicus erinnert, in welchem die aus der Sache entspringende Eifersucht eines Augustus, der das Ganze beherrscht, gegen einen Cäsar, der sich in glücklichen Kriegen einen Namen erwarb, gleich im Beginn der Monarchie zur Erscheinung kam. In Constantius stellte sich die Notwendigkeit der Einheit dar, das Interesse eines Provinzialoberhauptes dagegen in Julian. Zwischen beiden bestanden ohnehin in der Tiefe die bittersten Antipathien. Von Julian erzählt man, auf die Erinnerung daran, daß er verwaist von Constantius erzogen worden, habe er geantwortet, daß er ja eben von Constantius selbst zur Waise gemacht worden sei. Aus den Schriften Julians erhellt sogar seine Meinung, daß sein Vater ein besseres Recht an das Imperium gehabt habe, als Konstantin und dessen Linie. Meister von Gallien und Britannien, wurde Julian besonders von der Erinnerung an Constantius Chlorus, dessen Enkel er war, lebendig berührt. In seiner Umgebung bildeten sich nun zwei Parteien: während den einen die Treue gegen den Kaiser über alles ging, schlossen sich die anderen den Ansprüchen des Cäsar an. Die ersteren entfernten sich und kehrten zu Constantius zurück, unter ihnen der oben erwähnte Präfectus Prätorio Florentius. Julian giebt ihnen Schuld, den Kaiser gegen seine Stellung in Gallien eingenommen zu haben. Um so näher trat er den anderen, die ihn dann wieder darin bestärkten, sich mit den zur Widersetzlichkeit gegen den Kaiser hinneigenden Truppenteilen zu verbinden. Im Lager waren insgeheim Schriften ausgestreut worden, in denen man sich darüber beschwerte, daß Constantius Gallien verderben und Julian entehren wollte. Kaiserliche Kommissare waren angelangt, um den Abmarsch der Truppen aus Gallien zu leiten. Julian

wurde aufgefordert, sich selbst in das Lager der Truppen zu verfügen; denn sonst werde der Kaiser nicht ihm, sondern nur seinen Kommissaren die Ausführung seiner Befehle zuschreiben. In dieser Krisis ist nun in Julian die religiöse Abweichung, der er huldigte, zur offenen Wirksamkeit gelangt. Indem er sich entschloß, unter die Truppen zu gehen, um scheinbar die Befehle des Kaisers zur Ausführung zu bringen, brachte er doch den alten Göttern Opfer dar, wie er sagt: für seine eigene Wohlfahrt, noch mehr aber für die allgemeine Wohlfahrt und Freiheit und für das Wohl von Gallien, welches der Kaiser schon zweimal preisgegeben habe. In dem Lager hat Julian wirklich die Aufforderung an die Truppen gerichtet, sich zum Abmarsch fertig zu halten. Anfangs schwiegen sie; dann aber zeigte ihr tumultuarisches Gebaren, wohin ihre Absicht ging. Aus einem Zeichen am Himmel, das Julian nach Anrufung des höchsten Gottes gewahrte, glaubte er zu erkennen: er solle den Truppen folgen und ihren Willen thun. Den gegen den Palast heranstürmenden Mannschaften, die nunmehr Ernst damit machten, ihn zum Augustus auszurufen, leistete er noch immer einen freilich schon weichenden Widerstand. Von Diadem oder Krone wollte er nichts hören, aber er nahm eine goldene Kette an, die man ihm darbrachte: sie wird mit dem celtischen Worte Maniake bezeichnet, was eben ein Abzeichen der höchsten Würde bedeutet. Der Versuch der Freunde des Constantius, die Anhänglichkeit der Truppen an den Kaiser zu erwecken, bewirkte das Gegenteil; sie erregten dadurch vielmehr die Wut gegen sich selber.

Zur vollen Empörung meinte jedoch Julian auch jetzt noch nicht zu schreiten: er bewog die Truppen, das, was geschehen war, an Constantius zu berichten.

Wir haben ein Schreiben Julians an den Kaiser übrig, aus welchem wir seine Absichten, wie er sie nunmehr faßte, deutlich kennen lernen. Er wiederholt darin die Beweggründe der Legionen, deren wir gedachten, sich nicht aus Gallien abführen zu lassen. Eine geringfügige Beihülfe an Truppen läßt er den Kaiser noch hoffen. Zugleich stellt er Bedingungen für seine Autorität in der Provinz. Er will dem Kaiser zwar zugestehen, die Praefecti Praetorio zu ernennen, aber die Ernennung aller anderen Civil- und Militärbeamten will er sich selbst vorbehalten. Und auch zur Präfektur sollte der Kaiser Männer von anerkanntem Verdienst und billiger Sinnesweise ernennen.

Man könnte nun wohl die Frage aufwerfen, ob Constantius nicht seinerseits auf diese Anforderungen hätte eingehen sollen; aber hätte er eingewilligt, so würde er seinem Vetter in Gallien zu einer Selbständigkeit verholfen haben, wie sie einst Albinus dem Septimius Severus gegenüber eine Zeitlang besessen hatte; zugleich hätte er die Prätension der occidentalischen Truppen, im Orient keine Dienste zu leisten, die mehr als einmal erhoben war, anerkannt.

Constantius befand sich damals in Cappadocien; er war einen Moment unschlüssig, ob er nicht den Feldzug gegen die Perser aufgeben und sich mit seiner ganzen Macht nach dem Occident wenden sollte. Es ist nicht der

schlechteste Zug in seinem Leben, daß er es vorzog, Armenien im römischen Gehorsam zu befestigen und dann gegen die Perser vorzugehen. Zugleich aber schickte er einen höheren Beamten, den Quästor Leonas (es ist ohne Zweifel derselbe, der ihn bei der Synode von Seleucia vertreten hatte), nach Gallien, um Julian zu benachrichtigen, daß er das in Paris Geschehene nicht ratifizieren könne; Julian möge seinen hochfliegenden Ehrgeiz bezähmen und sich innerhalb der einem Cäsar gesetzten Schranken halten, wenn ihm anders an seinem und seiner Umgebung Wohlergehen gelegen sei. Überdies vollzog er verschiedene Ernennungen, nicht jedoch allein zur Präfektur, sondern auch zu einigen anderen wichtigen Ämtern in Civil und Militär, die Julian sich vorbehalten hatte.

Als Leonas mit dieser Botschaft, die doch eine vollkommen abschlägige war, bei Julian ankam, erklärte ihm dieser, er werde sie den Truppen vorlegen; Leonas warnte ihn davor: denn vor die Volksmenge der Soldaten solle man Dinge dieser Art nicht bringen. Julian aber blieb bei seinem Entschluß; die Antwort der Soldaten war, daß sie mit beinahe einstimmiger Acclamation Julian zum Augustus ausriefen.

So standen aufs neue zwei Augusti einander gegenüber. Doch war es nicht einfach ein Gegensatz zwischen dem herrschenden Augustus und einem zur Selbständigkeit emporstrebenden Oberbefehlshaber an der Spitze der Legionen, wie so oft. Julian hatte noch andere Hülfsquellen seiner Macht oder Stützen seiner Unternehmung. Selbst die Truppen des Magnentius haben dazu gehört. Die Reste derselben waren nicht eigentlich vernichtet; sie hatten einen Teil der Landstraßen inne, und unaufhörlich hörte man von ihren Raubanfällen: denn nur mit Gewalt konnten sie sich Lebensmittel verschaffen. Mit diesen nun — es ist kein Zweifel daran, da es einer der besten Freunde Julians berichtet — trat der aufstrebende Imperator in Verbindung; indem er sie für sich gewann, beruhigte er zugleich das Land. Daß hiebei die religiösen Differenzen mitgewirkt haben, ist nicht zu bezweifeln. Julian erzählt, Constantius habe ihm einen Bischof zugeschickt; aber der habe ihn nur des Lebens versichert; von seiner Stellung als Cäsar sei weiter keine Rede gewesen. Wie hätte jedoch Julian überhaupt auf die Ermahnungen eines Bischofs Rücksicht nehmen sollen? Eben in diesem Moment kam sein Rücktritt zu dem alten Götterglauben ihm vollkommen ins Bewußtsein.

Wenn Constantius nichts mehr verfolgte, als Augurien und Eingeweideschau, so war Julian überzeugt, daß der Wille der Götter sich in diesen Wunderzeichen unzweifelhaft zu erkennen gebe. An deren faktischer Existenz hielt er fest; er opferte insgeheim der Bellona. Wer will sagen, ob der Götterdienst seinen Ehrgeiz erweckte oder sein Ehrgeiz ihn zum Götterdienst forttrieb? Ob und welche Maßregeln Constantius gegen Julian ergriffen hat, erfahren wir nicht mit Bestimmtheit. Julian behauptet, Constantius habe die Germanen, denen er Julian als ihren Feind darstellte, aufgereizt und ihnen Gallien preisgegeben; die Briefe darüber seien in seine Hände gefallen; ferner

habe der Kaiser in Bregenz, wo die Landstraßen vom Orient und von Italien her sich kreuzten, große Vorräte an Getreide aufgehäuft. Er zweifelte nicht, daß es auf eine unverzügliche Offensive gegen ihn abgesehen sei. Wenn er sich aber in Gallien einschließen lasse, während die kaiserliche Kriegsmacht ihn in der Front angreife und die der Barbaren von anderen Seiten auf ihn eindringe, so würde er mit Schimpf und Schande zu Grunde gerichtet werden. Um dies zu verhüten, schritt er nun selbst unverweilt zum Angriffe. Er wandte sich nach Illyrien, von wo Constantius die Truppen zum Kriege nach Armenien und Mesopotamien abgeführt hatte. Julian fand nirgends Widerstand; er fühlte sich glücklich, daß er die geschlossenen Tempel wieder eröffnen und den unterbrochenen Opferdienst wiederherstellen konnte. Wir haben aus dieser Zeit einen Brief von ihm an den wirksamsten seiner Lehrer, Maximus von Ephesus, in welchem er demselben sagt, er habe sich an die Götter gewendet, weil sie den unterstützen, der sie verehre; sein Heer sei größtenteils gottesfürchtig, d. h. den alten Göttern ergeben. An der Spitze dieses Heeres meinte er stark genug zu sein, um mit Constantius zu unterhandeln und die Selbständigkeit zu erkämpfen.

Aber Constantius hatte in diesem Augenblick noch eine sehr feste Stellung. Er war im Frühjahr 361 wieder ins Feld gegangen; die Könige von Armenien und Iberien hielt er in Pflicht. Daß er, indem sich Gallien regte, nicht daran denken konnte, zu einer großen orientalischen Unternehmung zu schreiten, versteht sich von selbst. Und auch von der persischen Seite war zunächst nichts weiter zu fürchten; Schapur war, durch seine Wahrsager gewarnt, davon abgestanden, in diesem Jahre einen Einfall in das römische Gebiet zu machen. Es kam zu den gewöhnlichen Kämpfen an den Grenzen, die zu nichts führten. Constantius blieb wenigstens nicht im Nachteil. Man rühmte später in Nisibis: er habe doch keinen Fußbreit Landes den Persern überlassen. Er konnte nun, da er am Euphrat und Tigris einigermaßen freie Hände hatte, den Gedanken fassen, sich gegen Julian zu wenden. Ammian teilt eine Rede mit, die der Kaiser den versammelten Centurien, Manipeln und Kohorten bei Hierapolis gehalten habe, in der er dann auf die Undankbarkeit und den Frevel Julians hinweist, der wegen unbedeutender Vorfälle den inneren Krieg entzünde, und die Erwartung ausspricht, vor dem Feldgeschrei der Treuen werde das Heer Julians zurückschrecken und in Asche zerstieben. Es war ihm bereits gelungen, Italien und Afrika zu sichern; auch der römische Senat hatte sich für ihn erklärt; das feste Aquileja war noch in seiner Hand; er gab sich nicht ohne Grund der Hoffnung hin, das Glück werde ihm ebenso zur Seite stehen, wie in den bisherigen bürgerlichen Unruhen. Wäre das der Fall gewesen, hätte er gesiegt, so würde er das römische Imperium in den Formen, in denen es sich jetzt bewegte, erneuert und verstärkt haben. Es kann kaum ein Zweifel sein, daß er auch seinen religiösen Intentionen noch weiteren Raum gemacht haben würde. In diesem Augenblick aber ist er von dem Schicksal der Sterblichen betroffen worden; einer Krankheit, die er anfangs

nicht achtete, ist Constantius in Mopsukrene an der Landstraße, die nach Tarsus führt, am 5. Oktober des Jahres 361 erlegen.

Constantius ist bei allen Gewaltsamkeiten, die er ausgeführt hat, doch eine große Gestalt in der Verflechtung der Ereignisse. Er kannte nichts, als die Prärogative des Kaisertums, das er mit der christlichen Religion vereinigte, dergestalt jedoch, daß die Kirche von der höchsten Gewalt abhängig sein und bleiben sollte. Die Idee des römischen Kaisertums meinte er in dieser Form über die Welt zu verbreiten. Von allen, die diesen Gedanken gefaßt haben, ist er der erste und wohl auch der einzige, der seiner Verwirklichung nahe kam; inmitten der miteinander ringenden Elemente waffenmächtig, Meister der bürgerlichen und kirchlichen Verwaltung, schwankte er keinen Augenblick darüber, was er zu thun habe. Entgegengesetzte Regungen waren ihm fremd. Aber von einem individuellen Willen, der doch wieder auf einem persönlichen Interesse beruht, kann das Menschengeschlecht nicht geleitet, noch auf die Länge beherrscht werden. Mit dem Tode des Constantius trat eine Veränderung von Grund aus ein. Die höchste Autorität ging an den Mann über, der eben niedergekämpft werden sollte, der von gerade entgegengesetzter Gesinnung war und den Entschluß hatte, sie zur Geltung zu bringen. — In dem Moment der Krisis, in dem sich Julian rüstete, einen Kampf auf Leben und Tod zu bestehen, empfing er die Nachricht, daß sein Feind gestorben sei, und selbst die Versicherung, er sei von diesem am Ende seines Lebens als sein Nachfolger bezeichnet worden. Im Dezember 361 langte Julian in Konstantinopel an. Das Volk, das von seinen religiösen Abweichungen noch wenig Notiz genommen hatte, empfing ihn mit Befriedigung, denn ein Thronstreit war glücklich vermieden, und mit Neugierde. Sich selbst in vollkommenen Besitz der Regierung zu setzen, war nun das erste Bestreben Julians. Unter Rechtsformen, die aber selbst von seinen Freunden nur als Schein angesehen wurden, schaffte er alle die bei Seite, die er als seine persönlichen Gegner betrachtete, den früheren Magister officiorum Palladius, sowie den damaligen, Florentius, den früheren Praefectus Praetorio Taurus und einen zweiten Florentius, damals Konsul; den Direktor des kaiserlichen Haushaltes, sowie den Vorsteher des allgemeinen Staatshaushaltes. Der letzte ist ohne Zweifel dem Hasse der Truppen, denen er in dem persischen Feldzuge zum Vorwurf gemacht hatte, ihre Dienste entsprächen nur sehr schlecht ihren Anforderungen an die Schatzkammer, aufgeopfert worden. Denn Julian selbst hatte derselbe einst in Gallien, indem er ihn mit Geld versah, die besten Dienste geleistet. Der vornehmste von allen war Eusebius, der das Heft der Gewalt eigentlich in Händen gehabt hatte; er mußte seine ausgesprochene Feindschaft gegen Julian mit dem Tode büßen. Einige Helfershelfer der Gewalt, die bei der Verfolgung der Anhänger des Magnentius und des Silvanus Grausamkeiten ohne Zahl ausgeübt hatten, sind lebendig verbrannt worden. Das gleiche Schicksal hatte auch der Anführer des Widerstandes, der in Aquileja geleistet worden war, aber ein Ende nahm, sobald

man von der wirklich eingetretenen Thronveränderung sichere Kunde erhielt. Die Beamten des Hofes, die sich überhaupt der Bestechlichkeit und Gewinnsucht schuldig gemacht und unter anderem an den Tempelschätzen vergriffen hatten, wurden samt und sonders aus dem Dienste entlassen. Rücksichtslos und gewaltsam setzte dergestalt das neue Regiment sich ein. Noch blieb übrigens alles in dem gewohnten Gange: Julian erschien im Senat, dessen Deliberationen er, wie herkömmlich, leitete. Er nahm Teil an den Ceremonien des Amtsantritts der Konsuln; man sah ihn selbst in der Mitte der Honorati einherschreiten; er wohnte den circensischen Spielen bei und sprach die bei der Befreiung der Sklaven gewöhnlichen Formeln aus. Die vakant werdenden höheren Beamtenstellen besetzte er angemessen und nach Verdienst. So stellte er auch die tüchtigsten Männer an die Spitze der Heerlager. Er hielt die Grenzbefestigungen in Stand, namentlich an der Donau, und trug Sorge, daß die Truppen mit den erforderlichen Lebensmitteln reichlich versehen wurden. Noch war das Reich sehr furchtbar; von allen Seiten langten Botschaften der benachbarten Völkerstämme an, die um die Erhaltung des Friedens baten. Aber schon zeigten sich die Vorboten anderer Zeiten.

Einst, als der Kaiser in Verhandlungen mit dem Senat begriffen war, wurde ihm die Meldung gemacht, daß Maximus von Ephesus angelangt sei, um seinen Schüler auf dem Throne zu besuchen. Der Kaiser sprang auf und eilte dem Kommenden raschen Schrittes entgegen; man sah, wie er den Philosophen umarmte und küßte, — was doch den Mitgliedern des Senats unziemlich vorkam; zurückgehend führte er Maximus, dem er eine gewisse Ehrfurcht bewies, in den Senat ein. An dem Urheber seiner hellenistischen Ideen lag ihm mehr, als an allen anderen. Eine Zeitlang trug er Bedenken, mit seiner religiösen Tendenz offen hervorzutreten. Wären nun die Lehrer des Volkes in ihren Bekenntnissen untereinander und mit diesem vollkommen einig gewesen, so würde er nachdrücklichen Widerstand zu fürchten gehabt haben. Aber die Entzweiung zwischen den Homousiern, die durch die Strenge, welche Constantius zu Gunsten der Homöusier angewandt hatte, verletzt waren, und die daraus entstandene Aufregung eröffnete ihm den Weg. Er ließ Deputationen der verschiedenen Parteien vor sich kommen und ermahnte sie, ihre Zwistigkeiten mit Stillschweigen zu bedecken; ein jeder möge — so fügte er hinzu — seine religiöse Überzeugung herzhaft bekennen. Sein Anhänger Ammian bemerkt, daß er dies nur deshalb gethan habe, um bei den Neuerungen, die er vorhatte, von den getrennten Christen weniger Widerstand zu finden, als wenn sie einmütig gewesen wären. Mag sich dies nun so verhalten oder nicht, so läßt sich doch nicht bestreiten, daß die arianische Entzweiung dem Versuche einer Erneuerung des hellenistischen Götterdienstes den Weg gebahnt hat.

Welche Bewandtnis hat es mit diesem Versuch, durch den Julian, obgleich als Abtrünniger gebrandmarkt, einen unvergänglichen Namen erlangt hat?

Julian ist dazu nicht etwa durch die in der damaligen christlichen Kirche bemerkbaren Mängel veranlaßt worden. Er hat eine Schrift gegen das Christentum verfaßt, von der sich Fragmente erhalten haben. Man nimmt dieselben mit Neugierde zur Hand. Aber was man darin liest, z. B. die Behauptung: die Christenlehre bestehe aus dem Schlechtesten, was sich bei den Juden und Hellenen finde, ist doch so dürftig und unbegründet, daß es unmöglich ein wesentliches Motiv für den Abfall bilden konnte.

Und daß eine abenteuerliche Sympathie für das Vergangene und Abgelebte — eine Art von heidnischer Romantik — einen übrigens verständigen Fürsten bethört haben sollte, läßt sich vollends nicht denken. Auch ist das alles nur negativ; die Richtung Julians aber war eine sehr positive. Sie beruht auf einer Verbindung der neuplatonischen Ideen, wie sie bei Jamblichus erscheinen, mit einer eingeborenen Hinneigung zum Wunderbaren, — nicht allein des griechischen, sondern auch des orientalischen Götterdienstes. Wir haben schon davon gehandelt: Julian hatte es allen Ernstes auf eine Restauration des alten Götterdienstes, den er für den einzig richtigen hielt, abgesehen. Eigentliche Verfolgungen hat er über die Christen nicht verhängt; er entfernte sie jedoch von den Stellungen, die seine beiden Vorgänger denselben am Hofe, im Staate und in der Armee verliehen hatten. Um ihnen aber alle indirekte Wirksamkeit abzuschneiden, erließ er ein selbst seinen Freunden und Anhängern sehr anstößiges Edikt, durch welches er — wie er denn überhaupt die gesamte Lehrthätigkeit unter seine Aufsicht nahm — die Christen von dem Lehramt in den grammatischen sowohl wie den rhetorischen und sophistischen Schulen auszuschließen dachte. Die Studien in diesen Schulen wurden als unentbehrliche Mittel zur Ausbildung der heranwachsenden Generation betrachtet und hielten die Beschäftigung mit den Mustern des klassischen Altertums aufrecht. Aber Julian ging davon aus, daß auch die alten Autoren göttergläubig gewesen und ihre Schriften unter dem Einfluß der Götter entstanden seien; — wie sollten sie nun von Männern ausgelegt werden können, welche den Götterglauben verleugnen? Diese würden den positiven Inhalt notwendig in den Hintergrund drängen oder verdunkeln; sie würden die Schriften bekämpfen, welche sie erläutern. Er dachte also die Christen von den Schulen fernzuhalten, in denen die gelehrte Bildung sich fortpflanzte. Er hat kein Hehl damit, daß die Wiedereröffnung der Tempel, die er verfügte, auch dazu bestimmt gewesen sei, die, welche sich daselbst einzufinden vermeiden würden, als Gegner der Götter erkennen zu lassen. Die Sache ist von großer historischer Bedeutung. Denn eben darauf beruhte die allgemeine Wirksamkeit der christlichen Lehren, daß sie sich mit den philosophischen Doktrinen der alten Welt auseinandersetzten. Es ist das Bestreben der Kultur der folgenden Epochen; wir sind noch heute darin begriffen; hätte Julian seine Absicht durchgeführt, so hätte von alledem nicht die Rede sein können. Er sagt einmal: wer die Alten nicht in ihrem Sinne lese, möge Matthäus oder Lucas exponieren. Er wollte das Christentum zu einer armseligen Sekte machen, welche an der

allgemeinen Kultur der Welt keinen Teil habe. Bei alledem aber war er doch schon in seinen Theorien von den Glaubensanschauungen der Christen keineswegs unabhängig, und praktisch ahmte er die gemeinnützigen Institutionen nach, durch welche die Christen den socialen Bedürfnissen entgegenkamen.

Julian selbst spricht aus: hauptsächlich durch Wohlthätigkeit und würdige Haltung der Priester sei das Christentum in Aufnahme gekommen. In einem Schreiben an einen Oberpriester in Galatien fordert er diesen auf, dafür zu sorgen, daß diesem Beispiel auch von seiten der Hellenisten nachgeeifert werde.

Die Priester der Götter sollen angehalten werden, gut zu leben; sie sollen mit ihren Angehörigen die Götter eifrig verehren; sie sollen kein unehrbares Handwerk treiben, die Schauspiele nicht besuchen, sich in keiner Schenke treffen lassen. Ferner aber: man soll öffentliche Herbergen für Fremde, die der Unterstützung bedürfen, anlegen, wie es bei den Christen der Fall sei. Dafür bestimmt der Kaiser eine ansehnliche Quantität Getreide und Wein.

Wir werden versichert, er habe in allen Städten Schulen zum Unterricht in den hellenistischen Doktrinen und zugleich zu einer denselben entsprechenden Erziehung einzurichten, selbst klosterähnliche Asyle, für die, welche in der Zurückgezogenheit leben wollten, anzulegen beabsichtigt.

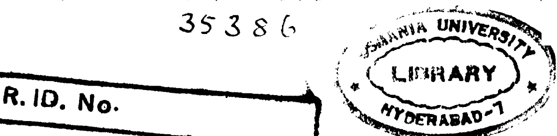
Julian hatte überhaupt eine Art hierarchischer Verfassung im Sinn. Den Priestern bewilligte er eine gewisse Unabhängigkeit dem höheren Beamtenstande gegenüber; ein Magistrat sollte, wenn er in eine Stadt kam, nicht vom Priester empfangen werden. In deren Mitte gedachte nun der Kaiser eine allumfassende Autorität auszuüben: die Würde eines Pontifex Maximus sollte zu voller Geltung gebracht werden. An der Spitze einer hellenistischen Rechtgläubigkeit meinte Julian eine Autorität zu erlangen, durch welche der Kaiser zugleich faktisch das religiöse Oberhaupt der Welt geworden wäre. Julian war nicht allein abtrünnig vom Christentum; er plante eine Vernichtung desselben und seine Ersetzung durch ein entgegengesetztes System. Beamtentum, Bildung und Religionsübung sollten unter seiner Führung dem wiederhergestellten Götterdienst ausschließend zu eigen werden. Zugleich schlug in Julian eine Ader von ethischem Ernst, den er namentlich bei seinem Aufenthalt in der lebenslustigsten und beweglichsten der Hauptstädte des Reiches, in Antiochien, zum Ausdruck brachte. Die Schrift, die er da verfaßt hat, der Misopogon, ist nicht allein satirisch gemeint; obwohl sie diesen Ton anschlägt, ist sie in der That eine sehr ernste Mahnung und Zuchtrede. Es ist nach meinem Dafürhalten die kostbarste Reliquie aus Julians litterarischer Verlassenschaft. Mit überlegenem Geiste setzt er sich darin der Mißachtung entgegen, die er sich durch sein Verhalten in Antiochien zugezogen hatte. Man machte ihm einen Vorwurf daraus, daß er von den städtischen Vergnügungen, die dort von alters her im Schwange gingen, keine Notiz nehme und sich, zurückgezogen und einsam, nur seinen Arbeiten widme. Julian weist diesen Vorwurf nicht zurück; er nimmt ihn an. Es ist für das Kaisertum überhaupt charakteristisch, wenn Julian die Bezeichnung als großer König ablehnt; denn

er besitze nichts, was er sein nennen könne. Er betrachtet das Imperium, ebenso wie die meisten seiner Vorgänger, als ein Amt. Mit bestem Humor begegnet er den Beleidigungen, die ihm widerfuhren.

Es macht ihm keinen Eindruck, daß die Bürger während seiner Anwesenheit die Tempel besser besuchen, als früher: denn es geschehe nur in der Absicht, ihm zu gefallen. Er mißbilligt die Ovationen, die man ihm dabei zu Teil werden läßt. Er selbst kam nur wenig in die Tempel, und zwar nur des Gebetes wegen. Der Kaiser rüstete sich in Antiochien zu dem Feldzug gegen Persien, den er vorhatte; aber populär wurde er daselbst nicht. Bei seiner Abreise hat er erklärt, er werde, wenn er zurückkomme, seine Residenz nicht wieder in Antiochien, sondern in Tarsus in Cilicien aufschlagen.

Dieser Zug sollte nun der große Akt seines imperatorischen Lebens werden. Ohne sich damit aufzuhalten, nach der nächsten orientalischen Metropole Samosata zu gehen, wo er mit Ehren empfangen worden wäre, sammelte er sein Heer in demselben Hierapolis, wo Constantius die Truppen zu einem Feldzug gegen ihn aufgefordert hatte.

Diese Unternehmung, die durch seine Erhebung gestört worden war, dachte er besser ins Werk zu setzen, als bisher. Was man Constantius vorwarf, war hauptsächlich, daß er den Krieg nicht mit vollem Ernst geführt, keine Städte erobert, keine Schlacht gewagt hatte, und damit zufrieden gewesen war, wenn sein Heer nicht unglücklich, d. h. ohne eine Niederlage erlitten zu haben, aus dem Felde zurückkehrte. Der öffentlichen Meinung war damit kein Genüge geschehen: denn die Perser hatten die römischen Gebiete weit und breit mit Raub und Brand erfüllt; man wünschte, sich an ihnen zu rächen. In Hierapolis flehte Julian seinen Jupiter an, daß er ihm gewähre, den Persern auch ihrerseits Schaden zuzufügen. Aber noch viel weiter reichte sein Ehrgeiz; er meinte dem großen Vorbilde Alexanders nacheifern und es erreichen zu können, — eine Idee, die nicht so ganz außerhalb des Zusammenhanges der Weltbegebenheiten lag. Nachdem die Römer die syrischen Könige besiegt und fast ausgerottet hatten, war der Gedanke, diese im Orient zu ersetzen, mit einer gewissen Folgerichtigkeit von ihnen festgehalten worden. Früher hatten sie an den Parthern nur eben die Niederlage des Crassus rächen wollen; Caracalla faßte die Absicht, mit den Parthern in Verbindung, Asien zu bezwingen. Seitdem aber waren die Neuperser emporgekommen, deren Macht sich hauptsächlich auf die parthische Waffentüchtigkeit stützte. Doch brachten sie zugleich den Gegensatz, welcher den alten Erinnerungen entsprach, aufs neue zum Ausdruck. Wie sie unmittelbar an die Achämeniden anknüpften, so lebte auf der griechisch-römischen Seite die Absicht auf, das Werk des macedonischen Heeres zu erneuern und die Perser nochmals niederzukämpfen. Diesen Gedanken ergriff nun Julian, der für das alte Griechenland schwärmte, mit Begeisterung. In die Augen springt, wie verschieden die Verhältnisse der älteren und der damaligen Zeiten waren. In der älteren Zeit waren die Griechen unterdrückt; ihre Kriegszüge waren eine Art von Repressalie gegen



die Gewaltsamkeiten, mit denen sie heimgesucht wurden. Und überdies hatten die Griechen von der Einheit der Ormuzd-Religion alles zu befürchten; sie befanden sich mit derselben in offenem Widerstreit; jetzt war das nicht mehr der Fall. Die Verehrung der Sonne, welche Julian obenan stellte, der Mithrasdienst, seine religiöse Tendenz überhaupt bewegten sich in einer Vermischung orientalischer und occidentalischer Ideen. Aber daran knüpfte er eben seine Hoffnungen und Entwürfe; von der Sonne und der syrischen Gottesmutter erwartete er unmittelbaren Beistand In diesem Augenblick, zu Callinicum, hat er jenes Gebet niedergeschrieben, dessen wir oben gedachten: die Göttermutter möge die Welt zu dem lebendigen Glauben zurückführen und von der Gottlosigkeit d. h. dem Abfall der Christen von den alten Göttern befreien. Er verband damit das Vertrauen an die Unvergänglichkeit des römischen Reiches, das er in dem Sinne der alten Kaiser verstand. Man sieht, es war System in den Ideen Julians. Wollte man die Erfolge, die er sich versprach, durchdenken, so würde jene hellenistische Hierarchie, mit der er umging, nach dem Orient ausgebreitet und dadurch zugleich im Westen befestigt worden sein; der Sieg im Osten hätte zur Grundlage einer unbedingt hierarchisch-weltlichen Macht gedient; das Perserreich würde gestürzt, Rom mit Indien und den Gangesländern in Verbindung getreten sein. Gigantische Vorstellungen, die noch mehr in sich schlossen, als eine Herstellung des Reiches Alexanders des Großen, da das römische Reich den Occident beherrschte, dessen Kräfte nunmehr von Julian gegen den Orient in das Feld geführt wurden Julian war nicht nur von Philosophen, sondern auch von Priestern des altetruskischen Aberglaubens begleitet. Beide waren geschworene Gegner des Christentums, jedoch unter sich nicht einig. Einen Blitzstrahl, von dem ein Kriegsmann erschlagen wurde, betrachteten die Etrusker, ihren Büchern vom Donner zufolge, als ein böses Zeichen. Die Philosophen wollten davon nichts hören; sie wußten den Blitz natürlich zu erklären und stritten ihm alle Bedeutung ab. Ein Löwe war erlegt worden; auch darin sahen die Etrusker ein schlechtes Vorzeichen für den, welcher einen Krieg beginne; die Philosophen erwiderten, daß ähnliche Erscheinungen unter Galerius im Kampfe gegen Narses mit gutem Glück verbunden gewesen seien; die Etrusker wandten ein, daß Galerius in einem Verteidigungskrieg begriffen gewesen sei. In Julian lebten noch andere Gedanken und Erinnerungen; er sprach sich wie ein alter Römer aus: er erklärte, unter dem Schutze der Götter hoffe er zu siegen; solle ihn aber ein Unglück treffen, so sei es ihm genug, sich für den römischen Namen dem Tode geweiht zu haben, wie einst die Decier.

Die Truppen, von seiner Rede begeistert, leisteten ihm einen neuen Eid; sie schwuren ihm, sich nicht besiegen zu lassen.

Von Armenien her, welches von Constantius immer sorgfältig geschont worden war, konnte und mochte sich Julian keine Hülfe versprechen. Der Arsacide, der dort herrschte, war Christ und zugleich mit der Familie des Constantius enge verbunden. Julian ließ ihm sagen, der Gott, den er

anbete, werde ihn nicht retten, wenn er den kaiserlichen Befehlen nicht Folge leiste.

Unter allen Umständen sollte eine Abteilung des römischen Heeres über Armenien nach Adiabene vorrücken, um daselbst die Annäherung des Kaisers zu erwarten, der seinerseits mit der Hauptarmee in Mesopotamien einrückte. Auf diesem Zuge stieß Julian zuerst auf ein paar befestigte Städte, die sich in einer gewissen Unabhängigkeit hielten. Einige von denselben wurden zerstört; andere erklärten, daß sie dem zufallen würden, der die Oberhand behalte, wie das immer ihre Gewohnheit gewesen sei. Diese Entscheidung herbeizuführen, war nun eben die Absicht Julians. Er bestand die Schwierigkeiten, die ihm die Sümpfe und Kanäle des babylonischen Gebietes entgegensetzten, unverdrossen: denn in den Mühen und Entbehrungen, die der Feldzug auferlegte, meinte er vor niemandem etwas voraus zu haben; sein Gedanke war, von dem Euphrat nach dem Tigris zu gelangen und dann in die alten achämenidischen Gebiete vorzudringen. Wir erfahren, daß hiebei seine gelehrte Belesenheit seiner Unternehmung sehr zu statten kam. Er erinnerte sich aus seiner Lektüre, daß es einen Kanal gebe, auf welchem man aus dem Euphrat in den Tigris kommen könne, — derselbe, den man unter dem Namen Nahar-Malcha kennt. Damals war er verschüttet; aber von einem Gefangenen höheren Alters, der darüber erstaunte, wie gut der römische Imperator über die Landschaft unterrichtet war, erkundete man seine Lage. Es gelang, ihn zu reinigen und fahrbar zu machen. Das gehörte aber dazu, um eine Einfahrt durch die Mündung des Tigris, welche kaum zu überwindende Schwierigkeiten gehabt hätte, zu vermeiden. Bei der Eroberung des festen Kastells Pirisabora (Firuz Schapur), welches von Schapur zur Abwehr der Römer an geeigneter Stelle erbaut worden war, wendete der Kaiser eine Vorkehrung an, von der er wußte, daß sie im dritten punischen Kriege vorgekommen war; sie führte damals nicht zum Zweck; aber das von Demetrius Poliorcetes erfundene Belagerungswerkzeug, das man Helepolis nannte, bewirkte doch die Eroberung des Platzes, und man konnte nun daran gehen, den Tigris Ktesiphon gegenüber zu überschreiten.

Es ist nicht sowohl erlaubt, als vielmehr eine Pflicht, die Unternehmungen Julians nach der Überlieferung zu schildern, welche sich sogleich damals unter den einverstandenen Zeitgenossen bildete und von einem der vornehmsten derselben, dem hellenistischen Sophisten Libanius, der die Sache für seine eigene hielt und sich alle Mühe gab, die Vorfälle von denen, die daran teilgenommen hatten, zu erfahren, wiedergegeben worden ist. Man lernt die Idee kennen, welche nicht allein bei dem Zuge überhaupt, sondern in jedem Stadium desselben vorgewaltet hat; zunächst den Übergang über den Tigris selbst. Andere Autoren legen Wert auf eine für das eigene Heer berechnete Kriegslist Julians, der ein paar Schiffe allen anderen vorausgehen ließ und, da diese von den Feinden in Brand gesteckt wurden, den zögernden Truppen zugerufen habe, der Feuerschein sei nur ein verabredetes Zeichen, durch welches man

die Gewißheit erlange, daß die Bemannung der Schiffe dort ans Land gestiegen sei. Davon weiß Libanius nichts; er schildert den Hergang bei weitem großartiger und zugleich eingehender. Er macht darauf aufmerksam, daß es, als die Flotte in den Tigris eingelaufen war und das Heer auf dem rechten Ufer dieses Flusses, Ktesiphon gegenüber, erschien, eine Lebensfrage wurde, wie man über den Strom hinüberkommen solle. Denn auch zurückgehen konnte man nicht, da die Landschaften, die man durchzogen hatte, wüst gelegt worden waren; das jenseitige Ufer aber, steil und nicht unbewehrt, wurde durch eine starke Anzahl persischer Kriegsscharen verteidigt. Kein Kalchas, sagt Libanius, kein Tiresias hätte hier einen Ausweg zeigen können; der Kaiser habe einen gefunden. Man muß sich erinnern, daß die beiden Heere einander sehr nahe gekommen waren: denn Koche, wo die Römer Stellung genommen, und Ktesiphon, welches die Perser inne hatten, gehörten ursprünglich beide zu dem alten, damals zerstörten Seleucia. In Koche vergnügten sich die Römer mit Kampfspielen, denen die Perser von der anderen Seite her zusahen, nicht ohne Eifersucht, aber mit lebendigster Teilnahme; sie wiederholten gleichsam den Jubel, der den Sieger begrüßte. Libanius weiß auch davon nichts, daß Julian bei diesem Waffenspiel den Zweck gehabt habe, den Persern die Erwartung eines nahe bevorstehenden Angriffs zu benehmen; er sagt nur, Julian habe zeigen wollen, daß er guten Mutes sei, zugleich aber alles zu dem großen Unternehmen vorbereitet. Nach gehaltener Mahlzeit, so erzählt Libanius, beruft der Kaiser die obersten Heerführer zusammen; er stellt ihnen die Notwendigkeit vor, in die jenseitigen Landschaften zu gelangen, welche noch unverwüstet seien. Alle anderen schweigen; einer der Führer aber, und zwar eben der, welcher die oberste Stelle einnimmt, weist den Kaiser auf die Schwierigkeit des Übergangs und die Zahl der Feinde, von denen sie erwartet würden, hin; Julian erwidert: Zögern könne ihnen nicht helfen; denn die örtliche Schwierigkeit bleibe dieselbe, und die Zahl der Feinde werde dann nur noch größer werden. Er betraut einen anderen mit der obersten Anführung. Die Schiffe füllen sich mit Kriegsvölkern an, den Kaiser sieht man stillstehen und den Blick nach dem Himmel richten; von da, so heißt es ausdrücklich, entnahm er die Parole, die er den Tribunen und Centurionen mitteilte, diese aber den gemeinen Soldaten; er läßt dabei keine Spur von Unruhe blicken. Dem entspricht dann die Ausführung. Libanius ist nicht weit entfernt davon, diese als ein Wunder anzusehen. Bei Nacht sei durchgeführt worden, was bei Tage kaum möglich gewesen wäre; den Feinden zum Trotz, die über ihren Häuptern gelagert waren, seien die Truppen die Höhe hinaufgeklimmt, gleich als ob ein Gott sie emporgehoben und an der Hand hinaufgeführt habe. Man sieht, in welchem Lichte die Unternehmung im ganzen und bis ins einzelne betrachtet wurde. Bei jedem Schritte setzte man die Mitwirkung der hellenischen Götter voraus; kein Zweifel ist, daß auch der Kaiser in Vorstellungen dieser Art lebte. Es gelang vollkommen, die Feinde zu überraschen. Viele wurden im Schlaf getötet;

die aus dem Schlaf Aufspringenden ebensogut überwältigt wie die anderen. Ein gräßliches Gemetzel entstand, das von Libanius in stark aufgetragenen Farben beschrieben wird; ein weites Feld wurde mit Toten bedeckt. Hätten die Römer sich nicht bei der Beraubung der Gefangenen aufgehalten, so würden sie Ktesiphon mit einem Schlage haben nehmen können. Erst am anderen Morgen rückte eine persische Reiterschar aus der Stadt heran. Aber ohne Mühe, fast durch einen Zufall, wurde sie zurückgewiesen. So bekam das römische Heer freie Hand, den Fluß zu überschreiten.

Von einer vor den Mauern der Stadt vorgefallenen Schlacht liest man bei Libanius nichts. Ein Versuch, sie durch Belagerung einzunehmen, von welchem andere erzählen, wird schon dadurch ausgeschlossen, daß die Absicht des Kaisers dahin ging, die Truppen unverzüglich in das feindliche Gebiet zu führen.

Der Kaiser forderte die Besatzung auf, herauszukommen, und sich mit ihm zu schlagen. Sie antwortete: das sei Sache ihres Königs; den möge er aufsuchen. Indem nun Julian alle seine Gedanken dahin richtete, traf ein persischer Gesandter bei ihm ein mit dem Antrage auf Stillstand und Abschluß einer Symmachie zwischen den beiden Reichen; dasselbe, was einst Caracalla den Parthern vorgeschlagen hatte. Der Gesandte wendete sich zunächst an einen Bruder seines Fürsten, der sich im römischen Lager befand, des Namens Hormisdas. Dieser ging dann mit befriedigten Mienen, in der Hoffnung, eine Belohnung zu erlangen, zu Julian. Der aber befahl ihm, dem Gesandten keinerlei Antwort zu geben, und auch in dem römischen Heere nicht verlauten zu lassen, daß ihm ein solcher Antrag geschehen sei; sonst werde es die Lust zum Vorrücken verlieren. Er selbst war entschlossen, den Kampf fortzusetzen; seine Idee war, wie Libanius versichert, das ganze persische Reich, er sagt nicht, zu erobern, aber zu durchziehen und bis nach Indien vorzudringen; sein Ehrgeiz war, Arbela wiederzusehen, wenn man auch darüber eine große Schlacht liefern müßte. Jene nach Adiabene bestimmte Heeresabteilung zu erwarten, hielt er nicht für nötig. Diesen Grund hatte es, wenn er die Transportschiffe, die er mit sich geführt hatte, verbrennen ließ; er selbst meinte ihrer nicht zu bedürfen, und wollte sie auch nicht in die Hände der Feinde geraten lassen. Man möchte fast bedauern, daß Julian seine Absicht nicht durchsetzte. Mochte es ausfallen, wie es wollte, so würde die Geschichte reicher an einer kühnen Invasion geworden sein, die mit dem Unternehmen des Darius Hystaspes gegen die Scythen, des jüngeren Cyrus gegen das Innere von Persien, neuerer nicht zu gedenken, verglichen werden könnte. Zur Ausführung eines solchen Unternehmens hätte jedoch auch eine Armee gehört, die von den Ideen des Kaisers vollkommen durchdrungen gewesen wäre und ebenso alles an ein ideales Ziel gesetzt hätte. Und in dem Heere Julians hatten doch auch die obersten Befehlshaber ein Wort mitzureden. Anfangs schien es, als ob sie der Meinung des Kaisers beipflichten würden. In dieser Voraussetzung wurde jener Befehl ausgeführt.

Aber dann überwog auch die Meinung der Bedächtigeren. Man beschloß den Tigris aufwärts weiter zu ziehen, freilich nun ohne die Schiffe, die jetzt sehr nützlich gewesen wären. Die Absicht war alsdann, nach Adiabene vorzurücken, wo man ein Zusammentreffen mit der dahin beorderten zweiten Abteilung erwarten konnte. Das Unternehmen Julians verliert damit seinen religiös-hellenistischen Anflug, wie denn auch Libanius von Stund an keine weiteren Nachrichten enthält. Das Interesse beschränkte sich jetzt auf die Erhaltung oder Vernichtung des römischen Heeres in einer der schwierigsten Lagen, in welche eine Invasionsarmee geraten kann. Indem die Römer an den Grenzen aller kultivierten Lande, in unfruchtbaren, unwegsamen Regionen vordrangen, rückten die Perser in wohlgeordneten Schlachthaufen heran. Gleich bei dem ersten Erscheinen derselben wagten die Römer, in einem grasreichen Thale gelagert, nicht, sich dem Schlafe hinzugeben. Den ersten Angriff, den die Perser dann unternahmen, warfen sie mit ihrer überlegenen Taktik zurück; aber einen Sieg konnte man das nicht nennen.

Und die volle Überlegenheit der barbarischen Kriegsweise über die Taktik der Römer trat hervor, als sie in einem länglichen Viereck, aus ihrem Lager aufbrechend, dahinzogen und die Perser in den Stand kamen, sie von den Höhen, die sie inne hatten, zu durchbrechen. Julian konnte sich die gräßliche Lage, in der er sich befand, nicht mehr verbergen; er soll vor der Schlacht eine Erscheinung gehabt haben, wie Brutus vor der Schlacht bei Philippi. Eine Gestalt, in der er den Genius des römischen Gemeinwesens zu erkennen meinte, die ihm zuerst erschienen war, als er von Gallien aufzubrechen gedachte, trat wieder vor ihn hin, diesmal mit verhülltem Haupt; sie entfernte sich mit dem Ausdruck des Schmerzes. Wunder kann man in diesen Erscheinungen nicht sehen; sie sind psychologischer Natur, eine unbewußte Rückwirkung der Ereignisse auf die Zustände der Seele. In kurzem geschah das Unvermeidliche. Im Begriff, nach einer gefährdeten Position zu eilen, ohne seinen Panzer, vernahm Julian, daß persische Reiter mit den Elephanten in seinem Centrum eingebrochen seien. Er flog dahin zurück und hatte noch die Genugthuung, die Feinde zurückweichen zu sehen. Aber in diesem Moment hat ihn ein persisches Wurfgeschoß getroffen, das ihm in die Leber drang, — eine Verwundung, die sich bald als tödlich erwies.

Die Rede, die Ammian dem Sterbenden in den Mund legt, ist ohne Zweifel erdichtet; aber es kommen Gedanken vor, die Julian hegte, z. B. daß die Seele mehr Wert habe, als der Körper, und die Trennung des edleren Teiles von dem schlechteren mit Freuden begrüßt werden müsse. Er starb, wie er gelebt hatte, als ein neuplatonischer Philosoph.

Man hat von repräsentativen Menschen gesprochen; in niemand aber haben sich jemals die auseinandergehenden, einander widersprechenden Tendenzen einer Zeit stärker repräsentiert als in Julian die der seinen. Es war die Epoche des größten Umschwungs, inwiefern eine neue Religion an die

Stelle der alten trat. Julian war in der neuen erzogen, und man kann behaupten, er habe sich niemals vollständig von ihr losgerissen. Indem er die Bestrebungen der hellenistischen Welt in sich aufnahm, dachte er doch zugleich die Gesichtspunkte, welche dem neuen Glauben angehörten, festzuhalten. Er unternahm, dem wiedererneuerten Götterglauben eine Form zu geben, die den praktischen Ideen des Christentums entsprach. Die polytheistischen lokalen Kulte suchte er den moralischen Prinzipien und der kirchlichen Disciplin, wie sie bei den Christen eingeführt waren, zu unterwerfen. Die Eingebungen der Pallas Athene, von denen er träumte, sind doch nur ein Abbild christlicher Inspirationen. Er war zugleich Philosoph und Kaiser, und nach beiden Seiten von dem Ehrgeiz ergriffen, etwas außerordentliches zu leisten. In den Kreis der Studien, welche die damaligen Schulen beherrschten, gezogen, trachtete er nach der Ehre, in demselben zu glänzen; und zwar nicht den höchsten Preis hat er darin errungen; aber seine Schriften zeugen doch von einer reichen Begabung und angeborenem Talent. Unter den Hervorbringungen der Zeit gebührt ihnen eine der ersten Stellen. Die Widersprüche, die in denselben vorkommen, erklären sich dadurch, daß sie Produkte seiner verschiedenen Lebensperioden sind: die einen der des Anschlusses und der Unterwerfung, die anderen: der offenen Opposition und der eigenen Herrschaft. Julian war der erste Grieche auf dem kaiserlichen Throne. Lateinisch drückte er sich nur unvollkommen aus. Aber die Überlieferung von der altrömischen Tugend und Tapferkeit hielt er mit Enthusiasmus fest; er wollte ein Alexander der Große, und zugleich Decius Mus, überhaupt ein alter Römer sein. In seiner Staatsverwaltung übertraf er seine Vorgänger an Milde und Nachsicht. Ob er der Aufgabe der Regierung, namentlich in finanzieller Hinsicht, gewachsen war, kann bezweifelt werden, wie es damals bezweifelt worden ist. Die legislative Autorität nahm er mit dem Ernste eines alten Gesetzgebers in Anspruch. Aber wir wissen, daß er dieselbe in einem Gegensatz zu alledem ausdrückte, was seine Vorgänger gegründet hatten. Man würde Julian Unrecht thun, wenn man seine Handlungen bloß aus politischen Gesichtspunkten herleiten wollte. Schon der Abfall von Constantius gegen sein feierlich gegebenes Wort würde sich nicht genügend erklären lassen. Denn wie hätte er außer Acht lassen können, daß er der natürliche Erbe des alternden Augustus war. Wie hätte er nicht in seiner nachherigen Haltung inne werden sollen, daß er Institutionen bekämpfte, welche eine unüberwindliche Lebenskraft in sich trugen. Endlich, wie hätte er den Angriff auf Persien unternehmen sollen, von dessen damaliger Widerstandsfähigkeit er kaum einen Begriff gehabt zu haben scheint. Er wurde immer von zwei tiefen Impulsen bestimmt, gegen welche ihm alles andere in Schatten trat. Der eine war die Überzeugung, daß er es sei, dem vermöge seiner Herkunft die Krone gebühre; er wollte sie nicht erben, sondern dem entreißen, der sie mit Unrecht besitze. Der andere aber lag in dem Ideenkreis der Neuplatoniker, dem er sich selbst

mit wundergläubigem Eifer hingegeben hatte. Er meinte, mit den alten Göttern im Bunde den Sieg über Persien davonzutragen, was die Entscheidung des ältesten und umfassendsten Kampfes, der die Welt entzweit hatte und noch entzweite, in sich geschlossen hätte. In diesem Gedanken verband sich bei ihm Philosophie und Imperium. Nach einem ewig dauernden Ruhme dürstete sein Herz. Dieser wäre ihm zu teil geworden, wenn er mit einem siegreichen Heere Indien, das noch als die Grenze des Erdkreises betrachtet wurde, erreicht und dieses Land und das römische Reich, das heißt, nach den Begriffen der Zeit den Erdkreis überhaupt den alten Göttern zurückgegeben hätte. Eben diesen wäre sein Sieg zugeschrieben worden.

Wie Libanius ihn in jenem Moment des Überganges über den Tigris geschildert hat, so war er in seiner Seele gesonnen. Sein Zug nach Persien sollte gleichsam die Wahrheit seines Götterdienstes erproben. Mit seinem Ableben ging sein ganzes System zu Grunde.

Man kann den Eindruck nicht beschreiben, den die Nachricht vom Tode Julians in der orientalisch-griechischen Welt hervorbrachte. Alle seine Freunde und Anhänger wurden von einem herben Schmerzgefühl durchzuckt. Am unmittelbarsten fühlten sich die philosophischen Hellenisten durch den unerwarteten Todesfall betroffen.

Libanius erzählt, mitten in rhetorischen Studien beschäftigt, sei er bei dieser Nachricht, von Schmerz überwältigt, in Thränen ausgebrochen. In der ersten Rede, die er nach dem Tode Julians hielt, klagte er, die Gesetze seien aufgelöst, durch welche die Übelthaten verhindert wurden, oder wenn dies nicht der Fall sei, so würden sie doch niemals mehr ausgeführt werden. Wie einst durch den Tod Hektors Ilion dem Untergange nahe gebracht worden, so stehe nach demjenigen Julians die Herrschaft der Nachkommen des Äneas, das schönste Gebilde der Welt, nicht mehr auf festem Grunde. Er ist in seiner Seele selbst betroffen von dem Ereignis: denn Julian sei bei keinem Gotte vorbeigegangen; er habe die Altäre aller Götter und Göttinnen mit dem Blute der Opfertiere benetzt, und doch haben die Götter ihn, wie durch eine Lockspeise verführt, in den Tod gezogen.

Die göttergläubige Welt hat überhaupt in dem Unternehmen Julians ein Zeugnis des Daseins der alten Götter gesehen; — die Niederlage war der Beweis ihrer Nichtigkeit vor aller Welt, während das Kreuz, wie Athanasius rühmt, sich allezeit siegreich erwies.

Fünftes Kapitel.

Valentinian I. und Valens.

So verhielt es sich nicht, daß das römische Reich durch dies Ereignis in seinem wesentlichen Bestand erschüttert worden wäre; das war selbst weniger der Fall, als zur Zeit der Katastrophe Valerians, der von den Persern gefangen wurde. Denn seitdem hatte das Reich eine feste bürgerliche und militärische Organisation erhalten. Dieser war dann auch eine kirchliche hinzugefügt worden, welche den Bedürfnissen der Mehrheit genügte und entsprach. Nirgends regte sich offener Ungehorsam; keine Provinz ließ ein Gelüste danach blicken, sich loszureißen, oder hätte Kräfte dazu gehabt. Dennoch war die Wirkung des in Persien erfolgten Unglücks unberechenbar; das große Amt, welches der Imperator verwaltete, war erledigt. Es bedarf nur eines kurzen Rückblicks, um wahrzunehmen, daß eine Vakanz wie diese noch niemals vorgekommen war. Seit Nerva war das Imperium durch die Form der Adoption von einem Kaiser auf den anderen übergegangen. Dann hatten sich die Kaiser sozusagen selbst eingesetzt. Septimius Severus hatte es über seine Gegner erobert; so war es auch fortan geschehen, ohne Ausnahme sei- Philippus Arabs. Der Untergang des einen war immer mit dem Emport kommen des anderen identisch. Durch Konstantin bildete sich die Idee einer Dynastie, aber mit Julian, der ihr angehörte und das sehr gut wußte, brach diese wieder ab.

Julian, der mit Sicherheit auf Erfolg rechnete, hatte selbst versäumt, einen Cäsar zu ernennen. Aber einen Imperator mußte das Reich haben; die imperatorische Gewalt war seit Jahrhunderten der Eckstein des öffentlichen Lebens. Je weiter der Umfang des Amtes reichte, desto notwendiger wurde die Besetzung desselben durch eine bedeutende und geeignete Persönlichkeit. Ich weiß nicht, ob man nicht darin ein Moment der Selbständigkeit des Reiches den Imperatoren gegenüber erblicken darf. Nicht nach persönlichen Ansprüchen, sondern nach den inneren Bedürfnissen des Reiches mußte der Thron besetzt werden. Damals nun befanden sich die Legionen, von denen bisher die Erhebung neuer Imperatoren ausgegangen war, in einer Stellung, welche nichts als ihr nahes Verderben voraussehen ließ. Nach dem Tode Julians traten die obersten Führer sogleich über die Ernennung eines Imperators in Beratung. Man hat mit Recht bemerkt, daß man nicht sowohl daran denken dürfe, ein Reichsoberhaupt zu wählen, als vielmehr nur einen Mann, der das Heer aus der verzweifelten Lage, in der es sich befand, noch retten könne. Zu einer eigentlichen Wahl ist es überhaupt nicht gekommen. — Wie damals gesagt worden ist: die Truppen fühlten sich wie Seeleute im Sturm, die ihren Steuermann verloren haben. Ein solcher schien Flavius Jovianus

zu sein, der früher in der Leibwache gedient hatte und jetzt eine der ersten Stellen unter den Haustruppen einnahm. Wie wenig das die allgemeine Stimme war, erhellt daraus, daß ein anderer Führer sich bewogen fand, zu dem Feinde überzugehen, um nicht unter Jovian stehen zu müssen. Der aber wurde von dem Heere im allgemeinen anerkannt. Auch das religiöse Moment hat ohne Zweifel auf seine Erhebung Einfluß gehabt. Man erzählt, er habe, als er zum Imperator ausgerufen werden sollte, die Einwendung gemacht, er sei ein Christ und wolle ein hellenistisches Heer nicht anführen, worauf die Massen antworteten: auch sie seien Christen. Er mußte nun unternehmen, die Truppen nach dem Tigrisufer, das man verlassen hatte, und dann weiter den Fluß entlang nach dem römischen Gebiete zurückzuführen. Wie wäre das aber möglich gewesen unter den Augen eines siegreichen und zur Rache entflammten Feindes. Das Maß des Unglücks wurde erst dadurch erfüllt, daß die Legionen und deren gegenwärtiger Führer ihre Rettung nur in einer Abkunft mit Schapur sehen konnten. Es wäre unnütz gewesen, andere Möglichkeiten zu erwägen; Schapur, der seinen Vorteil vollkommen verstand, nötigte Jovian, in eine Abkunft auf dreißig Jahre einzuwilligen, durch welche die Gebiete am oberen Tigris mit ihren Städten und Kastellen samt und sonders aufgegeben und die Arsaciden in Armenien außerhalb des römischen Schutzes erklärt wurden. Es war der Kampfpreis, um den Jahrhunderte lang Parther, Perser und Römer gestritten hatten; er fiel jetzt in die Hände der Perser. Vor allem Nisibis, um welches so oft geschlagen worden, mußte abgetreten werden; Schapur ließ seine Feldzeichen daselbst aufrichten; die Einwohner mußten zufrieden sein, daß ihnen erlaubt wurde, ihre Behausungen zu verlassen; die Garnisonen der Kastelle waren glücklich, sich mit dem geschlagenen Heere wieder vereinigen zu können. Es war eine Entscheidung, durch welche die weiteren Geschicke Asiens bestimmt worden sind. In kurzem geriet der größte Teil von Armenien, Artaxata selbst, unter die Herrschaft der Perser zurück.

Jovian, dem die Verträge, die er einging, so unvermeidlich sie auch sein mochten, doch persönlich zur Last gelegt wurden, war noch weit entfernt davon, als Imperator auch im Occident anerkannt zu sein, als er in Dadastana, einem Kastell an der Grenze zwischen Galatia prima und Bithynien, unerwartet infolge eines Schlaganfalls verstarb. Die Frage, die sieben Monate früher im Angesicht des Feindes tumultuarisch entschieden worden war, erhob sich von neuem in den Reihen desselben Heeres, aber in der Mitte eines pacifizierten Landes, in unmittelbarer Nähe von Konstantinopel zu Nicäa. Die charakteristische Verschiedenheit der diesmaligen Wahl von der vorigen lag darin, daß jetzt die vornehmsten Führer des Heeres, wie es scheint, ohne untergeordnete Befehlshaber, aber mit den großen Verwaltungsbeamten, also die Machthaber in Civil und Militär zusammentraten, um ein neues Oberhaupt zu wählen. Man hätte wohl auf einen Verwandten Jovians oder auch einen Sprößling des konstantinischen Hauses zurückgreifen können. Aber diese Beziehungen waren in Vergessenheit geraten; die Lage der Dinge erforderte

gebieterisch die Wahl eines Mannes von bewährten, würdigen Eigenschaften. Eine Überlieferung meldet, zumeist sei einer der angesehensten Heerführer, zugleich Präfectus Prätorio, Sallustius, wie denn von ihm schon vor der Wahl Jovians die Rede gewesen war, in Vorschlag gebracht worden; aber er habe die Wahl abgelehnt und selbst Valentinian vorgeschlagen, einen Mann von hoher persönlicher Auszeichnung, aber von geringster Herkunft. Man erzählt, sein Vater Gratian habe Seile zum Verkauf herumgetragen und dabei, als ihm einige Soldaten die Ware entreißen wollten, fünf auf einmal, sie sich doch nicht wegnehmen lassen; die Mannhaftigkeit und Geschicklichkeit, die er hiebei bewies, habe ihm den Weg ins Heer eröffnet, wo er bis zu den höchsten Stellungen aufstieg und einen Namen und ein Vermögen erwarb, das seinen Nachkommen zu gute kam. Er war zu Cibalä ansässig, einem Knotenpunkte der Landstraßen, welcher eben dadurch eine nicht geringe Bedeutung bekam. Hier traf die Straße, die von Mursa nach Sirmium und von da nach Salona führte, mit der nach Noricum zusammen. Da hatte Konstantin den ersten entscheidenden Sieg über Licinius davongetragen; es geschah wahrscheinlich infolge dieses Sieges, daß Gratian emporkam. Unbedingt hielt er jedoch nicht an Konstantins Hause fest; er hat den Magnentius bei sich aufgenommen und bewirtet, so daß Constantius ihn als seinen Feind betrachtete und zurücksetzte. Dessen ältester Sohn nun war Valentinian, der, wiewohl er von Anfang an eine eigentümliche militärische Begabung an den Tag legte, zunächst sich doch nicht in der hohen Stellung, die er erreicht hatte, behaupten konnte. Wenn wir recht unterrichtet sind, wurde er auf Antrieb des Heermeisters des Constantius, Barbatio, aus Gallien entfernt und nach Hause geschickt. Das macht es aber wieder erklärlich, daß er dann im Dienste Julians umsomehr emporkam, obgleich er ein Christ war. Man berichtet, er habe die Besprengung, mit der man ihn bei dem Eintritt in einen Tempel der Tyche zu reinigen meinte, für eine Befleckung gehalten und sich dafür an dem Tempeldiener mit starker Faust gerächt. Aber Julian konnte ihn nicht entbehren; er nahm ihn auf seinem Feldzug gegen Persien mit sich. In dem engsten Vertrauen stand Valentinian dann mit Jovian, der ihn nach Gallien schickte, um seine Anerkennung daselbst zu bewirken. Der Versuch war unglücklich; aber die Ergebenheit, welche Valentinian bewies, verschaffte ihm die wichtige Stellung eines Anführers der zweiten Schule der Scutarier.

In dieser Eigenschaft war er in Ancyra zurückgeblieben, als er Nachricht von dem Vorhaben des Heeres bekam. In jedem Augenblick bedachtsam und überlegt, hütete er sich, sich zu beeilen. Er wußte, daß jene Meinungsäußerungen nichts bedeuteten, wenn sie nicht durch die Wahl der Legionen bestätigt wurden.

Vor seiner Ankunft gab es mancherlei Regungen nach einer anderen Seite hin im Heere; aber einige Freunde Valentinians verstanden dieselben zurückzudrängen. Er vermied den Schalttag, der eben eintrat, als einen Tag ungünstiger Vorbedeutung für Handlungen von dieser Wichtigkeit. Er selbst

erschien nicht öffentlich, ließ aber auch nicht zu, daß andere, die etwa Nebenbuhler sein konnten, sich dem Heere zeigen durften. Erst den Tag darauf betrat er die zum Vortrag an die Legionen vorbereitete Bühne.

Die Truppen wurden als eine Art von plebejischer Volksversammlung betrachtet; sie erscheinen bisweilen unter dem Titel der demokratischen Menge; in unserem Falle haben sie in aller Form votiert — soviel man sieht, durch förmliches Abstimmen in der Weise der Komitien. — Es wird versichert, die Stimmen aller Anwesenden seien auf Valentinian gefallen. In der That ist das die erste eigentliche Kaiserwahl, zu der es jemals gekommen ist. Sie traf einen der würdigsten und tapfersten Männer, einen solchen, der das allgemeine Vertrauen genoß. Valentinian sprach nur selten, aber gediegen und in den besten Formen; von aller Schwelgerei hielt er sich fern.

Die Tapferkeit seiner Hand und seines Schwertes war mit feinem Unterscheidungsvermögen verbunden; er hatte eine angeborene Gabe, das Richtige zu treffen. Eben von denen wurde er empfohlen, die seine Nebenbuhler hätten sein können. Noch aber war nicht jedermann befriedigt. Es braucht nicht gerade einer feindseligen Gesinnung zugeschrieben zu werden, wenn man in den Erwählten drang, sich sogleich einen eventuellen Nachfolger zu ernennen. Das rührte vielmehr allem Anschein nach daher, daß die beiden letzten Todesfälle das Reich einer einstweiligen Ermangelung des Oberhauptes ausgesetzt hatten. Nach dem Tode Jovians war das sehr ungeduldig empfunden worden, da die Ankunft Valentinians sich zehn Tage lang verzögert hatte. Aber Valentinian war entfernt davon, dieser Aufforderung Gehör zu geben. Man hat sich immer des Wortes erinnert, das er damals gesprochen hat. „In eurer Macht stand es,“ sagte er, „da es keinen Imperator gab, mir die Zügel der Reichsregierung anzuvertrauen oder auch nicht; nachdem ihr das aber einmal gethan habt, so kommt es mir zu, nicht euch, über die allgemeinen Angelegenheiten Beschluß zu fassen“.

Er nahm die imperatorische Gewalt als eine einheitliche, ihm allein gehörige in die Hand. Aber auch er überzeugte sich, wie denn jedermann die Ansicht gehabt zu haben scheint, daß eine einzige Kraft nicht fähig sein werde, nach allen Seiten hin Widerstand zu leisten. Er schritt dazu, sich einen Genossen des Reiches zu ernennen; nur that er das aus eigener Bewegung, bereits im vollkommenen Besitz der ausschließenden Autorität. Seinem Bruder Valens hatte er im ersten Moment eine der wichtigsten Stellen im neuen Hofhalt gegeben; er entschloß sich kurze Zeit darauf, denselben an seine Seite zu setzen. So erklärte er den in einer Vorstadt von Konstantinopel versammelten Truppen; niemand hätte sich dagegen auszusprechen gewagt, — hatten sie doch selbst eine solche Maßregel gefordert. Bei der obwaltenden Unzuverlässigkeit und mannigfaltigen Entzweiung hätte Valentinian keinem anderen diese Begünstigung erweisen können; von dem Bruder allein meinte er keine Nebenbuhlerschaft fürchten zu müssen; mit dem Purpur bekleidet und das Diadem um seine Schläfe gewunden, kehrte Valens in demselben Wagen mit seinem

Bruder Valentinian in den Palast zurück; sie waren nun beide Imperatoren. Nachdem in der Hauptstadt das eine und andere verfügt worden war, um die neue Gewalt zu befestigen, begaben sich die beiden Kaiser, noch vereinigt, nach Thracien, um den Streifzügen der Goten ein Ende zu machen. Von da gelangten sie nach Naissus. Hier hat Valentinian den größten Gedanken ins Werk gesetzt, den er überhaupt gehabt hat: er realisierte die Reichsgemeinschaft durch die Bestimmung, die er seinem Bruder gab. Aus der allgemeinen Lage ging hervor, wie es auch Constantius gefühlt hatte, daß es für den römischen Imperator beinahe unmöglich war, das Reich zugleich im Morgenland und im Abendland zu verteidigen. Für jeden der beiden Reichsteile bedurfte es einer besonderen Repräsentation der höchsten Gewalt. Diese Teilung ist nun dort in Naissus, vielleicht ohne daß man viel davon redete, eingeleitet worden. Es war zunächst nur eine Teilung der Legionen zwischen beiden Heerführern. Die Comites, eine durch diesen Titel bevorzugte Klasse der Duces, wurden die einen dem einen, die anderen dem anderen Imperator zugewiesen; sie selbst und zugleich ihre Truppen. Die Gewalt lag, wie wir sahen, in den Händen der Legionen; die Teilung derselben zwischen den beiden großen Machthabern hatte doch etwas von einer Reichsteilung an sich oder bereitete diese vor. Nachdem die beiden Brüder bis Sirmium vereinigt geblieben, begab sich Valens nach Konstantinopel zurück, um den Orient zu verteidigen, wobei ihm die dort stationierten Truppen zufielen. Valentinian ging nach Mailand, welches seit Constantius als die Hauptstadt des Occidents angesehen wurde.

Man erstaunt doch, daß das Haus Konstantins, das so lange und eingreifend regiert hatte, mit einem Mal in Vergessenheit geraten war. Denn ganz vernichtet war es durch den Tod Julians noch nicht. Noch lebte ein früher zurückgesetzter, dann flüchtig gewordener Sprosse des konstantinischen Geschlechtes, von dem man wissen will, Julian habe ihn selbst einmal als seinen Nachfolger bezeichnet, des Namens Procop. Aber bei jenen Beratungen des Heeres war seiner nicht gedacht worden; und erst die Strenge der Staatsverwaltung, welche Valens nun im Orient einrichtete, bewirkte einen Umschwung der Meinung zu seinen Gunsten. Es kam soweit, daß die jüngste Tochter des Constantius und ihre Mutter Faustina bei Procop einen Rückhalt suchten und fanden und ihm dadurch eine nicht unbedeutende Parteistellung verschafften. Sie begleiteten ihn auf den Zügen, die er unternahm, um nicht allein auf Konstantinopel beschränkt zu sein. Er brachte Nicäa und Chalcedon in seinen Besitz. Einen glücklichen Moment hatte Procop, als er den Truppen, die Valens wider ihn heranschickte, mutig entgegenritt und sie aufmerksam machte, wie es unrecht sei, daß sie dem Geschlecht, das, von den alten Kaisern herstammend, zuletzt regiert habe, einen Pannonier vorziehen wollten, der von seiner Pflicht abgewichen sei. Die Truppenschar ging wirklich zu ihm über, so daß Konstantinopel und Bithynien schon damals ein kleines Reich für sich zu bilden anfingen. Und gar nicht ohne Gefahr war

die Sache, da Procop auch mit den Goten in Verbindung stand. Dagegen kam es Valens zu statten, daß einer der begütertsten Großen des Reiches, Arbetio, obwohl er ein Anhänger des Constantius gewesen war, mit Procop, den er zu fürchten Anlaß hatte, zerfiel und hierauf in den weiteren Bewegungen in Phrygien und Lycien, die derselbe vornahm, soviel Einfluß auf dessen Truppen ausübte, daß diese nun wieder ihre Schilde als Zeichen der Ergebung an ihre Arme hängten und zu Valens übergingen. Die Treulosigkeiten der Truppen entschieden über den Besitz des Thrones.

Procop wurde von seinen eigenen Leuten dem Valens ausgeliefert und von diesem unverzüglich hingerichtet. Sein Kopf wurde an Valentinian geschickt; wo er hindurchgetragen wurde, unterwarfen sich die Bevölkerungen.

Seinerseits führte Valentinian noch einen anderen großen Gedanken durch, welcher dahin zielte, die Erbfolge auf dem Throne für sein Haus sicher zu stellen.

Als er einst lebensgefährlich erkrankte, hatten die Heerführer bereits überlegt, wer etwa an seine Stelle zu setzen sei.

Bei einem kameradschaftlichen Gelage wurde von den Galliern Rusticus Julianus vorgeschlagen, der als Prokonsul von Afrika sich streng bis zum Blutdurst erwiesen hatte; andere zogen den obersten Anführer des Fußvolkes, Severus, vor, der mildere Formen besaß und überhaupt nicht ungeeignet schien, zur höchsten Stellung aufzusteigen. Von einer Rücksicht auf den Bruder Valentinians oder auch den aufwachsenden Sohn desselben war dabei nicht die Rede. Nach seiner Genesung ließ es nun Valentinian seine erste Sorge sein, Velleitäten dieser Art auf immer ein Ende zu machen. Daß ihn darin seine Gemahlin und deren Mutter unterstützt haben, wird ausdrücklich überliefert und versteht sich gleichsam von selbst. Denn eine Veränderung in der Regierung würde ihnen persönlich verderblich geworden sein. Aber Valentinian konnte eine direkte Succession nur durch dasselbe Mittel einführen, durch das er selbst emporgekommen war; er wandte sich an die Legionen. Wenn man überhaupt damals die versammelten Truppen gleichsam als das Volk von Rom betrachtete, so ging Valentinian darin so weit wie möglich: er hat in den Truppen die Majestät des römischen Volkes anerkannt. Doch veranlaßte er nicht eigentlich eine Wahl, wie bei jenen militärischen Komitien in Nicäa. Er erschien in Gesellschaft der vornehmsten Würdenträger auf dem Tribunal, seinen noch sehr jungen Sohn Gratian an der Hand. Seine Absicht war jedoch nicht etwa, den Truppen einfach seine Willensmeinung anzukündigen; ein Mitwissen des Heeres, sagte er, genüge ihm noch nicht; er wünsche vielmehr, daß es seinen Entschluß billige und bekräftige. Wir dürfen bei der hohen Bedeutung des Schrittes, der von der Wahl zur Erblichkeit führte, die Motive nicht übergehen, mit welchen derselbe begründet wurde. Valentinian hob vor allem die Notwendigkeit hervor, die öffentliche Ruhe nach allen Seiten zu sichern. Der junge Mensch werde, dafür könne er bürgen, dem Beispiel seiner Vorfahren nacheifern; er werde die göttliche Gnade besitzen; diese aber

werde dafür sorgen, daß die Macht des römischen Reiches unerschüttert bestehe Er verknüpfte hiebei die Liebe, die man dem öffentlichen Gemeinwesen, mit der Pietät, die ein jeder dem angestammten Hause schuldig sei; der Schutz Gottes belohne die Pietät. Die Rede des Kaisers wurde von den Truppen, die bereits darauf vorbereitet waren, mit wetteiferndem Jubel aufgenommen. Und dadurch ist auch, was man kaum hätte vermuten sollen, eine regelmäßige Erbfolge wirklich eingeleitet worden; die Familie der Gratiane hat — freilich in unregelmäßiger Folge — das Reich ein Jahrhundert hindurch in Besitz gehabt.

Das Meiste lag dann daran, daß sich die Herrscherfamilie fähig zeigte, das Amt des Imperators nach beiden Seiten hin auszuüben, wie Valens im Osten, so Valentinian im Occident, worauf es ja bei jener Teilung der Truppen in Naissus hauptsächlich abgesehen war. Valentinian hatte den Haß der von Julian zwar besiegten, doch keineswegs unterworfenen Alemannen dadurch auf sich gezogen, daß er ihnen Geschenke von geringerem Wert anbot, als sie erwarten durften. Einen Kaiser dieser Art wollten sie nicht anerkennen. Noch im Jahre 365 entsprang der Grenzkrieg aufs neue. Dann bot die Eisdecke, mit der sich der Rhein überzog, den Alemannen die beste Gelegenheit, den Fluß zu überschreiten; sie drangen bis an die obere Seine vor, wo sie der Römer Meister wurden, obwohl diese Germanen bei sich hatten, die von einem der tapfersten Heerführer angeführt waren. Aber der Anlauf, der einst bei Straßburg zurückgewiesen worden war, trug hier den Sieg davon. Sie durchstreiften die gallischen Provinzen und nahmen ihre Richtung gegen Paris. Bei Chalons an der Marne kam es zu einer neuen Schlacht; in dieser aber behielten die Römer unter der Anführung des Heermeisters Jovinus den Platz. Auch dieser Anfall der Alemannen konnte als vollkommen abgeschlagen betrachtet werden.

Im Jahre 368 unternahm Valentinian, nachdem er die Erbfolge gesichert, einen Angriffskrieg gegen die Alemannen mit gallischen, illyrischen und italischen Streitkräften. Gratian begleitete seinen Vater; doch blieb er bei dem entscheidenden Feldzuge in Solocinium zurück. Nie war Valentinian tapferer und kecker erschienen; die Alemannen wurden in ihrem eigenen Gebiete bezwungen. Vater und Sohn kehrten nach Trier zurück, welches in jener Zeit die Metropole der belgischen Provinzen wurde. Valentinian ließ es sein vornehmstes Geschäft sein, die Grenzbefestigungen, die einst Drusus angelegt hatte, wieder zu erneuern; die Kastelle, die er in bestimmten Zwischenräumen errichtete, erstreckten sich von Rhätien bis an die Nordsee. Die Alemannen, welche ihm Geiseln gestellt hatten, waren ihm darin nicht entgegen: denn es war eine bloße Maßregel der Verteidigung. Als aber Valentinian im folgenden Jahre den Versuch machte, Kastelle auch jenseit des Rheins, namentlich eins auf den Berghöhen bei Heidelberg anzulegen, fand er erbitterten Widerstand. Die Geiseln, die in den Händen der Römer waren, wurden von den Alemannen ihrem Schicksal überlassen; ein alemannischer Heerhaufen zerstörte die Ver-

schanzung. Mit Recht widmet man diesen Befestigungen noch heute Aufmerksamkeit; sie sind Denkmale der Behauptung des linken Rheinufers durch die Germanen. Aus dieser Zeit der alemannischen Kriege, in denen die Römer allen Anstrengungen zum Trotz das rechte Rheinufer verlassen mußten, wird sich das merkwürdige Denkmal im Odenwald herschreiben, das wir die Riesensäule nennen. Hier an dem Abhange des Gebirges waren eben römische Baumeister beschäftigt gewesen, aus den großen Felsblöcken, die man dort findet, Säulen zu einem Tempel oder zu einem Palast zuzubereiten. Dabei wurden sie überrascht. Eine Säule war schon vollkommen bearbeitet; sie mußte jedoch liegen bleiben; es ist die Riesensäule. An anderen hatten sie gearbeitet; noch erkennt man die Stellen, wo Säulen hinweggenommen waren, Einschnitte, wo sie herausgearbeitet werden sollten. Nach so vielen Jahrhunderten sieht es noch aus wie ein gestern versuchtes Werk, das sofort zur Ruine geworden ist. Zuletzt — im Jahre 374 — hat Valentinian in einen Frieden mit den Alemannen gewilligt, in welchem er den Zustand an den Grenzen, wie er jetzt geworden war, anerkannte.

Mit den Franken, die immer mächtiger wurden, war er in freundschaftliche Verbindung getreten, wie sich schon daraus ergiebt, daß ein Franke von militärischer Auszeichnung, Merobaudes, in seine Dienste trat. In diesen Kreis der imperatorischen Thätigkeit gehört es, wenn auch in Britannien die Picten und Scoten, die über die Grenzen gekommen waren, da die Herrschaft des neuen Hauses nicht gerade befestigt erschien, von einem der vornehmsten Heerführer Valentinians, dem Comes Theodosius, in einigen glücklichen Feldzügen zurückgetrieben wurden. Der Kaiser lebte vollkommen im Bewußtsein seiner Pflicht, die Marken des Reiches, nicht längs dem Rheine allein, sondern auch an der oberen Donau zu behaupten. Auch jenseit der Donau machte er den Versuch, eine Burgfeste aufzurichten, was die Quaden nicht gestatten wollten, so daß auch der Heermeister von Illyrien, ein Freund und Förderer Valentinians, Equitius, davon abstand. Aber in Valentinians Umgebung walteten jetzt andere Ratschläge vor, und da die mit den Quaden verbündeten Sarmaten geschlagen wurden, begab sich Valentinian selbst an die Donau, um die Quaden niederzuwerfen. Die Römer waren in diesen Regionen damals allenthalben im Vorteil; die Quaden, welche in die Provinz eingefallen waren und ihren Weg durch Grausamkeiten bezeichnet hatten, waren durch einen Übergang des Kaisers in ihr Gebiet auf ihre Sicherheit Bedacht zu nehmen genötigt. Sie schickten eine Gesandtschaft in das Lager bei Bregetio (Komorn), um mit dem Kaiser zu verhandeln. Daß sie sich die Errichtung von Kastellen in ihrem Gebiet hätten gefallen lassen sollen, ließ sich nicht erwarten. Diese unaufhörliche, niemals zu beseitigende Bewegung an den Grenzen scheint doch auf den Kaiser tiefen Eindruck gemacht zu haben. Als den Charakterfehler Valentinians hat man immer seine aufbrausende Hitze bezeichnet. Als nun die Gesandten der Quaden vor ihn kamen, um ihre Erhebung damit zu entschuldigen, daß man eine Feste in ihrem Gebiet habe anlegen wollen — sie

erschienen in dürftiger Gestalt, Gnade flehend, mit gebeugtem Nacken; aber sie waren entschlossen, von ihrem Rechte nichts aufzugeben — geriet er in eine heftige Wallung. Was ihn in Aufregung setzte, war die Notwendigkeit, in der sich ein römischer Kaiser und Gebieter der Welt befinde, mit Leuten von so armseligem Aussehen in Verhandlung zu treten. Die Aufregung hat ihn in diesem Moment übermannt. Indem er noch sprach, versagten ihm plötzlich Stimme und Atem; er war vom Schlage getroffen, der seinem Leben bald darauf ein Ende machte. Es war am 17. November 375.

Eine hochbedeutende Erscheinung in der Reihe der römischen Imperatoren; Valentinian hat die Übertragung des Imperiums auf eine bisher noch nicht vorgekommene Weise ins Werk gesetzt und auf demselben Wege seinem Hause einen Anspruch auf die zukünftige Erbfolge begründet. Er hat dann die Teilung der Provinzen des Reiches in zwei voneinander möglichst unabhängige, aber doch zusammenhängende militärische Gebiete, Orient und Occident, zuerst durchgeführt. Dafür ist es wichtig, daß er seinem Bruder Titel und Rang eines Augustus zugestand; denn Irrungen, wie sie zuletzt unter Constantius und Julian vorgekommen waren, wollte er nicht veranlassen. So trug er auch kein Bedenken, mit den benachbarten germanischen Nationen, nicht allein den Franken, sondern auch den Burgundionen, die er gegen die Alemannen herbeizog, in Verbindung zu treten. Nur dadurch wurde es ihm möglich, die Grenzen an dem linken Ufer des Rheins und am rechten der Donau zu behaupten. Jenseit derselben aber vorzudringen oder nur festen Fuß zu fassen, mißlang ihm. Das schmerzliche Gefühl, daß er mit aller Anstrengung seinen Zweck nicht erreichen konnte, führte seinen Tod herbei.

Unwillkürlich wenden wir unseren Blick auf den Kaiser des Ostens, Valens, der sich in ähnlichen und eher mehr als minder bedeutenden Unternehmungen bewegte, wie sein Bruder.

Schon infolge seiner Thronbesteigung war er mit den Goten in die heftigsten nachbarlichen Zerwürfnisse geraten. Die Goten, welche mit Julian in bestem Vernehmen gestanden hatten, so daß sie ihm selbst Hülfstruppen zu seinem Zuge gegen die Perser stellten, hatten als echte Germanen keinen Begriff davon, daß die höchste Gewalt durch ein Votum der Legionen von einem Haus auf das andere übertragen werden könne; alte Freunde des konstantinischen Hauses, nahmen sie Partei für Procop, der sich als den Fortsetzer desselben darstellte, und erschienen bewaffnet innerhalb der römischen Grenzen, um ihn zu unterstützen. Auf die Anfrage, wie sie dazu kämen, ihr Bündnis mit dem römischen Reiche zu brechen und den Beherrscher desselben anzugreifen, legten sie Schreiben Procops vor, in denen dieser erklärte, er habe als Anverwandter des konstantinischen Geschlechtes die ihm gebührende höchste Würde angenommen. Auch Marcellus, der nach dem Tode Procops die Sache des konstantinischen Hauses verteidigte, erfreute sich ihres Beistandes. Aber Valens, ein kleiner Mann von kräftigem Körperbau, dunkler Gesichtsfarbe, nicht gerade für hohe Ideen empfänglich, besaß doch eine große praktische

Energie und Tüchtigkeit. Er wußte ihnen den Rückweg zu versperren; er fing sie gleichsam wie in einem Netze und verteilte sie in die Städte des Landes, ohne sie jedoch geradezu zu Gefangenen zu machen. Der Führer der Goten, Athanarich, forderte die Freilassung seiner Landsleute: denn er habe sie dem Kaiser — er meinte Procop — zu Hülfe gesandt. Valens erwiderte: sie seien gekommen, seine Feinde zu unterstützen. Darüber brach dann der Krieg aus.

In drei aufeinanderfolgenden Feldzügen ging Valens über die Donau; er durchzog die Ebene; die Goten wichen in das Gebirge. Einmal jedoch im dritten Feldzug kam es zu einem Treffen zwischen ihm und Athanarich, in welchem die Römer den Platz behielten. Hierauf baten die Goten, denen der Verkehr mit den römischen Nachbarn ein Bedürfnis war, um Frieden. Die Unterhandlungen fanden ein Hindernis darin, daß Athanarich nicht auf römischem Boden erscheinen wollte, was ihm durch einen seinem Vater geleisteten Eid verboten wäre — noch auch Valens es für anständig hielt, auf gotischen Grund und Boden zu kommen. Man verabredete eine Zusammenkunft auf dem Flusse, über die wir zwei Berichte besitzen. Nach dem einen, bei Ammian, wurde sie auf zwei Booten in der Mitte des Flusses, abgehalten; der Kaiser kam von der einen, der Gotenfürst, der den Titel Richter führt, von der anderen Seite; hier sei dann der Friede vereinbart worden.

Eine hievon abweichende Erzählung finden wir bei Themistius, der diese Begebenheiten in einer Rede an Valens gefeiert hat, und deshalb, weil er der Zusammenkunft beiwohnte, besondere Rücksicht verdient. Ihm zufolge nähert sich Valens auf seiner Trireme dem jenseitigen linken Donauufer. Auf dieser Trireme trifft Athanarich mit dem Kaiser zusammen; auf dem rechten Ufer des Flusses stehen die Römer, in der Pracht ihrer Schlachtordnung, auf dem linken stellen sich die Goten in großen Haufen mit flehentlichen Geberden dar. Athanarich erscheint nicht sowohl in der kriegerischen als der richterlichen Eigenschaft eines germanischen Königs, er ist der Wortführer und Fürsprecher der Goten; er ist überhaupt mehr ein Mann der Rede, als der Waffen. Er wirft sich dem römischen Kaiser zu Füßen und beginnt mit einer Ansprache, die den Goten auf dem anderen Ufer bereits zu lang wird und ihren Verdacht erweckt. Athanarich spricht seine Muttersprache; ein Dolmetscher ist zugegen, um sie dem Kaiser verständlich zu machen. Was sie nun miteinander verabredet haben, davon weiß Themistius nichts. Eine Unterwerfung in aller Form war es ohne Zweifel nicht. Weder von dem Jahrgeld, das die Römer den Goten zu zahlen pflegten, das man in der übrigen Welt zum Verdruß der Römer als Tribut bezeichnete, noch auch von anderen dargebrachten Geschenken war etwas wahrzunehmen. Der Kaiser hob Athanarich auf und begrüßte ihn als Freund.

Der begab sich stolz und zuversichtlich zu den Goten zurück, auf die er dann gleichsam herabsah. Das germanische Königtum, wenn es überhaupt diesen Namen verdient, tritt doch hier in sehr eigentümlichen Formen auf.

Auch andere Fürsten der Westgoten werden erwähnt; Athanarich erscheint unter ihnen als Oberrichter, der die allgemeinen Angelegenheiten in seiner Hand hat. Sie verteidigen die Sache des früheren von dem römischen Heere verleugneten Kaiserhauses. Wahrscheinlich ist es der volle Untergang desselben gewesen, durch welchen sie vermocht wurden, vor dem Nachfolger, der ihnen auch durch die Waffen überlegen ist, zurückzuweichen. Der Hauptgegenstand der Verhandlung war die Regelung des internationalen Verkehrs, der unter Konstantin wenig beschränkt gewesen war, wie denn auch Julian jede Art von Entzweiung mit ihnen vermieden hatte. Diesen Verkehr nun meinte Valens in der bisherigen Weise nicht fortgehen lassen zu können, weil er, da die Gesinnungen doch einmal feindlich waren, jeden Augenblick den Krieg wieder ausbrechen zu sehen fürchten mußte. Es wurden also zwei Städte bestimmt, auf welche der Verkehr beschränkt sein sollte. Nur auf diese Weise glaubte Valens vor zufälligen Friedensbrüchen sicher zu sein. Aber ein eigentlicher Friede von wirklicher Zuverlässigkeit war damit doch nicht zustande gebracht. Der Rhetor weiß nichts hierüber zu berichten, als die Herstellung der militärischen Grenzbefestigungen, die dann bis an die Ausflüsse der Donau ausgedehnt werden. Nirgends habe es an Kastellen gefehlt, den Kastellen nicht an Mannschaften und Besatzungen von hinreichender Zahl, noch auch diesen an den erforderlichen Waffen im besten Zustande.

Wenn es nun bald darauf dennoch zu neuen Irrungen kam, so entsprangen diese aus den eigenen Verhältnissen der gotischen Nachbarn. Athanarich war zugleich der Repräsentant des altgotischen Götterglaubens, der hier wie überall mit der Rechtsverfassung auf das engste verknüpft gewesen sein wird; er wollte nichts von dem Christentum hören, welches schon seit einem Menschenalter unter den Goten um sich griff. Die gotischen Christen aber, die an den Konzilien im römischen Reich teil genommen, hatten einen Rückhalt am römischen Kaiser, zumal sie sich, wie dieser selbst, zu dem arianischen Glauben bekannten. Ein gotischer Bischof, Ulfilas, war Mitglied der Synode von Konstantinopel, auf welcher der Politik des Constantius gemäß die homöusiastische Doktrin nach der in Sirmium festgesetzten Fassung angenommen worden war.

In den ersten Konflikten mit den Oberhäuptern, die aus dieser oder vielleicht auch aus irgend einer anderen Ursache entsprungen sein können, behielt nun Athanarich anfangs die Oberhand. Dann aber wandte sich der überwundene Häuptling des Namens Fritigern an Valens und wurde von ihm unterstützt, so daß das Übergewicht nun wieder auf seiner Seite war. Es war ein Zustand nicht gerade offener Feindseligkeit, aber doch auch keineswegs eines gesicherten Friedens, da ein Teil der Westgoten auf römischer Seite stand und die Fortschritte der Religion, welche Athanarich verfolgte, immer neuen Hader veranlaßten. Sehr ernstlich aber, mit aller seiner Macht, konnte Valens in diese Zwistigkeiten nicht eingreifen, da er seine Streitkräfte noch nach einer anderen Seite hin anstrengen mußte. Der Krieg mit Persien

war trotz des von Jovian geschlossenen Friedens oder vielmehr infolge desselben wieder ausgebrochen. Armenien war darin den Persern preisgegeben worden; bei der Einnahme der Provinz aber ereigneten sich so gräßliche Gewaltsamkeiten, daß die Römer dem nicht so ganz teilnahmlos zusehen oder auch nur den Verwickelungen, die daraus entspringen mußten, fremd bleiben konnten. Im Jahre 373 drangen die Kataphrakten und Bogenschützen der Perser wieder in das römische Gebiet. Valens setzte ihnen ein Heer entgegen, bei dem wir den einst von Julian gefangenen, dann in römische Dienste übergetretenen Alemannenkönig Vadomar finden, ohne Zweifel doch mit einem Gefolge von Landsleuten, so daß Germanen und Perser unmittelbar aufeinander stießen. Die Römer blieben im Vorteil; und so viel muß das gewirkt haben, daß sie auch wieder in Armenien Einfluß gewannen. Gegen den armenischen König aber, ihren ursprünglichen Schützling, der dann zwischen ihnen und den Persern schwankte, verfuhren sie mit derselben verschlagenen Grausamkeit, die sie gegen die Quaden und Alemannen ausübten. Darüber brach dann die alte Feindseligkeit wieder aus; Perser und Römer standen einander mit gezücktem Schwert gegenüber. Mit den Persern in offenem Krieg, mit den Goten in einem zweifelhaften und wenigstens nicht als friedlich zu bezeichnenden Verhältnis, wurde nun Valens von einem Ereignis betroffen, welches als ein welthistorisches betrachtet werden kann; es wird als der Anfang der Völkerwanderung betrachtet.

Ich nehme Anstoß an diesem Ausdrucke — denn sehr unsicher sind die Kombinationen mit der Geschichte von Ostasien, welche zur Begründung desselben herbeigezogen werden; — und was von den Wanderungen der germanischen Völker selbst behauptet wird, entspringt großenteils aus einer sehr unhistorischen Auffassung des germanischen Altertums. Die Begebenheit, die in den historischen Gesichtskreis tritt, vollzieht sich nach wie vor an den Konfinien des römischen Reiches. Aber dabei sind doch Einwirkungen von Verhältnissen nicht zu verkennen, welche über den Gesichtskreis und den Machtbereich desselben weit hinausreichen.

Vorlängst hatten sich die Goten, die zwischen Dnjestr und Donau angesiedelt waren, in zwei verschiedene völkerschaftliche Gruppen gesondert, wie denn die einen unter dem Namen: Greuthungen, Steppenbewohner, die anderen unter dem Namen Therwingen, d. i. Bewohner der Waldgegenden erscheinen. Während nun die letzteren, die von der einheimischen Tradition als die westlichsten — Wisigoten — bezeichnet werden, in die eben berührten Beziehungen zu den Römern gerieten, dehnten die Greuthungen ihre Herrschaft weit nach Osten hin aus. Man darf voraussetzen, daß infolge der langen und mannigfaltigen Verbindungen mit den Römern, wie vieles andere, so auch Mannszucht und Waffenübungen auf die Goten übergegangen sind, und ihnen eine unzweifelhafte Überlegenheit über die benachbarten Stämme verschafft haben, so daß sie auf die Idee geraten konnten, eine Art von Reich, das sogar Imperium genannt wird, in dem östlichen Europa aufzurichten.

Neben dem gedankenvollen, auf eine friedliche Autorität bedachten Athanarich im westlichen erscheint ein waffenmächtiger Eroberer im östlichen Teile der gotischen Völkerschaften, des Namens Hermanarich.

Beide Stämme haben ihre Könige, der erste aus dem Geschlecht der Amaler, der zweite aus dem der Balthen, unter denen aber die ersten den Vorrang besaßen; sie erscheinen als die Oberhäupter der ganzen Nation. Ein solches war Hermanarich. Wir besitzen ein an sich steriles und dunkles Verzeichnis der Völkerschaften, welche Hermanarich sich unterwarf; aber es ist insofern wichtig, als es Stämme, von denen wir hier zuerst hören, in den Zusammenhang der Geschichte bringt.

Nach diesem bei Jordanes aufbehaltenen Verzeichnis hat Hermanarich die Esthen unterworfen; der Autor giebt Namen sarmatischen und slavischen Ursprungs an, es kann kein Zweifel sein, daß er auch Völkerschaften von finnischer und tschudischer Herkunft namhaft macht; die Sitze dieser Völker erstrecken sich bis an die obere Wolga und die Oka hin. Daß sie sämtlich geradehin Unterthanen des Hermanarich geworden seien, läßt sich nicht denken. Er stand mit ihnen wahrscheinlich in einer ähnlichen Beziehung, wie die römischen Kaiser zu ihren Nachbarn. Hermanarich bezwang auch germanische Völkerschaften, wie die Heruler; die Vandalen waren schon von ihnen ausgestoßen; in dem Drängen dieser Bewegungen rückten die Burgundionen nach dem Gebiet der Alemannen, wo Kaiser Valentinian sich ihrer Hülfe bedient hat. Wenn aber eine Anzahl von Völkern sich unterwarf, anschloß oder wich, so gab es auch andere, welche Widerstand leisteten; bei weitem die vornehmsten derselben sind die Hunnen.

Ich verschiebe, von den Völkern des altaischen Sprachstammes, von welchem alle ostasiatischen und centralasiatischen Sprachen herstammen, zu handeln: denn erst in einer späteren Zeit werden ihre Bewegungen von universaler Wichtigkeit. Ebenso aber nehme ich von den Hypothesen Abstand, nach welchen die Hunnen aus dem chinesischen Reiche verjagt worden sein sollen: denn die Identität der chinesischen Hiongnu mit den Hunnen ist doch eigentlich niemals bewiesen worden. Bei den alten Historikern und Geographen findet sich der Stamm der Hunnen schon im zweiten Jahrhundert, in armenischen Jahrbüchern schon im dritten; Tiridates besiegt und jagt sie bis an das Land, welches den Namen Hunk führt. Mich überzeugen die aus den Sprachresten mit gelehrter Zuverlässigkeit angeführten Beweise, daß die Hunnen uralisch-finnischer Herkunft sind, wie die Ungarn und Avaren. Sie saßen an der Wolga und wurden der verwandten Stämme, z. B. der Avaren Meister, so daß sie stark genug waren, um es mit den Ostgoten aufzunehmen, die eben auch in die Unabhängigkeit der finnischen Völker eingriffen. In den Hunnen erscheint ein von der Kulturwelt unberührtes, eigenartiges, naturwüchsiges Volkswesen, recht eigentlich ein Nomadenvolk, mit Zügen von angeborener Wildheit, der Mann mit seinem kleinen Roß gleichsam zusammen-

gewachsen, noch gewaltsamer als die Völker, welche von einer Epoche zur anderen das kultivierte Europa und Asien angefallen haben.

Plötzlich gelangten die Hunnen zur Überlegenheit der Waffen in dem östlichen Europa. Hermanarich, von allen Seiten angegriffen, überrascht und gefährdet, gab sich selbst den Tod. Das Imperium, das er hatte stiften wollen, gelangte nun faktisch an die Hunnen. Die Greuthungen erkannten ihre Oberherrschaft an, behielten aber dabei die Könige alten Stammes. Die Hunnen warfen sich dann auf die Westgoten, welche, wie wir berichteten, untereinander entzweit waren. Athanarich, nicht imstande, ihren Angriff abzuwehren, zog sich mit seinem Heere, d. h. dem Stamme, der ihm treu blieb, in das transsilvanische Gebirge zurück, dessen Einwohner vor ihm wichen, — weder ein Widersacher der Römer, noch auch ihr Freund; nicht mehr ein Verfolger der Christen unter seinen Landsleuten, aber der neuen Religionsgenossenschaft keineswegs zugethan; obwohl ein Feind der Hunnen, nicht gesonnen, mit ihnen zu streiten; eine barbarische Natur, von einer gewissen Gediegenheit und Größe. Im Gegensatz mit ihm erscheint Fritigern, der Vorfechter der Christen, bisher unterstützt von den Römern, aber durch dies neue Verhältnis gewitzigter, als sein Gegner, unternehmend und schlau. Er wünschte durch den großen Strom, durch den er von den Römern getrennt wurde, vor den Anfällen der Hunnen geschützt zu werden. So bot er den Römern seine Bundesgenossenschaft an, wenn sie ihm hinüberzukommen gestatten wollten. Ob Bedingungen festgestellt worden sind und welche dies waren, läßt sich bei der Einseitigkeit und Vieldeutigkeit der hierüber vorliegenden Nachrichten nicht ausmachen. Das Ereignis ist, daß im Gedränge eines siegreichen Anfalls durch eine fremde, fast mehr noch wilde als barbarische Nation ein Teil der Goten über die Donau hinüberging, unter Konnivenz des römischen Kaisers und Mitwirkung seiner höheren Beamten aus dem Militärstand. Es scheint, als hätten die Römer in den Goten Bundesgenossen zu finden gemeint; die Hülfe einer kriegerischen Volksgenossenschaft war ihnen willkommen, wie es ja einleuchtet, daß die Römer mit den ihnen verbundenen Gotenstämmen ein gemeinschaftliches Interesse gegen die Hunnen hatten. Allein in welches Verhältnis sollten sie selbst untereinander treten? Die kaiserlichen Heerführer erwarteten Unterwürfigkeit; die Goten, die ja freiwillig herübergekommen waren, wollten sich keiner fremden Willkür fügen. Über die Lieferung von Lebensmitteln, welche die Goten verlangten, die die Römer aber an die widerwärtigsten Bedingungen knüpften, kam es zu Mißverständnissen, welche, indem man sich noch zu vereinigen strebte, Feindseligkeiten veranlaßten. Einige der vornehmsten gotischen Führer, unter ihnen Fritigern, waren von dem Statthalter Lupicinus zu einem Gastmahl nach Marcianopel entboten worden und nicht ohne ihr Gefolge dahin abgegangen. Indessen trafen vor den Thoren der Stadt Abgeordnete des Lupicinus mit gotischen Scharen zusammen. Hier aber brach die gegenseitige Antipathie beider Teile in Thätlichkeiten aus, die dann auf jene gastliche Zusammenkunft

zurückwirkten. Wie oft waren seit der Begegnung Julius Cäsars mit den Usipetern und Tenchterern germanische Völker dadurch in Nachteil geraten, daß sich die Römer an ihren Oberhäuptern vergriffen! Alemannen und Quaden hatten das soeben erfahren; und die Vermutung konnte sich regen, da die Einwohner von Marcianopel eine feindselige Stimmung an den Tag legten, daß Fritigern und seine Gefährten von Lupicinus festgehalten und vielleicht selbst am Leben bedroht werden würden. Die Goten wollten nicht auch erleben, was anderen germanischen Stämmen widerfahren war. Der an den Thoren ausgebrochene Streit setzte sich in der Stadt fort. Fritigern, der selbst Verdacht schöpfte, erinnerte, daß nur seine Rückkehr zu den Goten diese beruhigen könne, und setzte durch, daß er wieder entlassen wurde. Die spätere Sage läßt ihn, durch die Ermordung der mit ihm in die Stadt Gekommenen aufgeschreckt, mit bloßem Schwert davonreiten. Genug, das Gastgebot, das dazu bestimmt gewesen war, die Gemüter miteinander zu vereinigen, führte zum Ausbruch des offenen Krieges. Die Goten durchzogen das Land weit und breit und setzten sich gewaltsam in den Besitz der Lebensbedürfnisse, deren sie nicht entbehren konnten. Als Verbündete waren sie hergekommen; aber bei dem ersten Zerwürfnis, das sich hätte voraussehen lassen, verwandelten sie sich in Feinde.

Kaiser Valens befand sich damals in Antiochien, noch immer damit beschäftigt, seine Ansprüche gegen Persien durchzuführen. Aber die Nachricht von den Feindseligkeiten, die seine Hauptstadt bedrohten, machte ihn anderen Sinnes; er ließ sich zu den Zugeständnissen herbei, die die Perser verlangten, ordnete den Rückzug der armenischen Truppen nach Konstantinopel an und begab sich selbst dahin.

In der Hauptstadt war man wegen der Nähe der Goten nicht wenig aufgeregt, zumal da die früher in Thracien Angesiedelten, Männer von Bedeutung und Ansehen, sich in der Umgegend Gewaltthätigkeiten hatten zu Schulden kommen lassen. Der Kaiser wurde bei den circensischen Spielen — denn das Ansehen derselben hatte sich von der alten Hauptstadt in die neue verpflanzt — mit unwillkommenen Ausrufungen begrüßt; man forderte Waffen für das Volk, dann werde es sich schon selbst verteidigen; der Kaiser, der darin ein Zeichen der Zuneigung zu dem konstantinischen Hause zu erkennen glaubte, soll mit heftigen Drohungen geantwortet haben. Um seiner Hauptstadt sicher zu sein, mußte er die altangesiedelten Goten beruhigen und sich mit den neu herübergekommenen schlagen. Der Moment war einer der bedeutendsten in diesem Völkerkampfe. Den Westgoten folgten auch ostgotische Scharen, wie die Namen der Feldherren bezeugen; Hunnen und Alanen schlossen sich ihnen an, die Taifalen erhoben sich zum Aufstand. Valens und mit ihm sein Neffe Gratian fühlten wohl, daß ihr Haus und ihr Reich auf dem Spiele stehe. Sie waren entschlossen, ihre Heere in Illyricum zu vereinigen; man durfte hoffen, daß dieselben verbunden und wohlgeführt noch fähig sein würden, sich dieses verderblichen Anfalls zu erwehren. Wäre nun

die Vereinigung wirklich vollzogen worden, dann würden die Römer wahrscheinlich in den Stand gekommen sein, die Goten zur Unterwerfung unter ihre Landeseinrichtungen zu zwingen. Dazu hätte eine einheitliche Leitung des gesamten Kriegswesens gehört. Aber der Zufall wollte, daß die Lentienser, ein alemannischer Stamm, von dem Vorhaben Gratians, seinem Oheim zu Hülfe zu kommen, unterrichtet wurden und, von dem germanischen Gemeingefühl ergriffen, ohne Rücksicht auf den bestehenden Frieden in das römische Gebiet einbrachen. Gratian wurde dadurch veranlaßt, seine Waffen gegen die Lentienser zu wenden, die er in der Gegend von Kolmar traf und besiegte. Er verfolgte sie dann über den Rhein, wo er sie, da sie ihre Zuflucht nach unzugänglichen Höhen nahmen, von allen Seiten einschloß und zur Unterwerfung nötigte. An sich ein sehr erwünschter Erfolg, der aber insofern kein Glück brachte, als Gratian dadurch abgehalten wurde, rechtzeitig nach Illyricum vorzurücken. Valens wurde selbst durch die Nachricht von dem Siege des Gratian angespornt, an seiner Stelle den Angriff unverweilt zu unternehmen, von dem er eihen ähnlichen Ausgang erwartete. Daß er dabei, wie man gesagt hat, von Eifersucht gegen den Neffen, dem der erste Flaum auf der Wange wuchs, ergriffen worden sei, läßt sich kaum denken. Aber wahr ist, daß es in seiner Umgebung Männer gab, welche ihren eigenen Erfolg, den sie voraussetzten, nicht mit Fremden teilen mochten, die noch herbeikommen sollten. Der ursprüngliche Plan war dahin gegangen, die Goten, die für einen Angriff auf die Städte, wohin man die Lebensmittel geflüchtet hatte, eben um sie ihnen zu entziehen, nicht vorbereitet waren, in unwegsame Gebirge zu drängen, wie jene Lentienser, und sie zu unterwerfen oder zu vernichten. Dieser Plan aber wurde verlassen, wahrscheinlich doch infolge der Eröffnung, die Fritigern an den Kaiser gelangen ließ, daß er den Frieden wiederherstellen könne, wenn Valens in unmittelbarer Nähe erscheine. Der Kaiser wurde bewogen, in das offene Land vorzurücken, was die Goten am meisten wünschten. Den Mittelpunkt der beiderseitigen Stellungen bildete jetzt Adrianopel, wo sich die Schätze des Kaisers befanden. In der Nähe dieser Stadt hatten die Goten eine Wagenburg geschlagen, in welcher alles aufgehäuft war, was sie an Raub aus dem Lande zusammengebracht hatten. Dem Kaiser kam es nicht allein darauf an, die große Stadt vor dem drohenden Feinde sicher zu stellen; er hoffte, diesen im Angesicht derselben zu vernichten. Die Goten sind nicht gegen Adrianopel herangerückt, die Römer aber gegen die Wagenburg der Goten, so daß es eben hiebei zu dem entscheidenden Treffen gekommen ist.

So viel man aus den entweder sehr verwickelten oder sehr einsilbigen Nachrichten abnehmen kann, lag die Entscheidung darin, daß die Römer, auch jetzt noch durch mehr wohlberechnete, als ernstgemeinte Botschaften Fritigerns aufgehalten, mit ihrem Angriff so lange zögerten, bis die Reiterei der Goten, von ihren verschiedenen Streifzügen her zusammengerufen, wirklich bei der Wagenburg erschien. Die römische Reiterei, hierauf nicht vor-

bereitet, versagte den Dienst oder wurde dergestalt auseinandergeworfen, daß das römische Fußvolk, ohne einen Rückhalt auf den Flanken zu haben, dem Anfall der Goten gegenüberstand. Diese waren zu verdoppelter Anstrengung angefeuert, weil sie über die Donau herübergekommen waren, und wenn sie sich schlagen ließen, nichts voraussahen als Tod oder Gefangenschaft. Auch das römische Fußvolk wußte aber, worauf es ankam; es hat sich auf das tapferste geschlagen. Man wird an die blutigsten der alten Schlachten erinnert, in denen Mann gegen Mann kämpfte, wie einst in den latinischen Kriegen oder bei Munda. Aber dem doppelten Angriff der gotischen, jetzt ebenfalls mit guten Waffen versehenen Fußvölker und ihrer Reiterei erlagen die Römer. Von Kaiser Valens will man wissen, er habe sich in ihre Mitte geworfen, um mit ihnen zu leben oder zu sterben; er ist seit jener Schlacht nicht mehr gesehen worden. Das Unglück, das der oströmische Kaiser bei Adrianopel erlitt, läßt sich mit der Niederlage der Altrömer bei Cannä vergleichen. Doch waren die Goten des Kriegsschauplatzes lange nicht so mächtig geworden, wie in jenen Zeiten die Karthager.

Ammian hat beschrieben, wie die Goten nun zunächst Adrianopel mit wildem Anlauf bestürmten; sie hofften, die Geldvorräte und die Kostbarkeiten des Valens daselbst zu erbeuten. Aber sie fanden den hartnäckigsten Widerstand; sie selbst waren ohne Belagerungswerkzeuge, und da sie sich unbeschützt den Mauern näherten, so wurden ihnen von den wohlbewaffneten Zinnen her die größten Verluste beigebracht. Bei diesem Anfall abgeschlagen, wendeten sie sich unmittelbar gegen Konstantinopel. Die Befestigungen der Stadt waren durch Constantius vollendet worden; sie erfüllten jetzt den Zweck, zu dem sie aufgerichtet waren; auch hier stießen die Goten auf energischen Widerstand. Was denselben zunächst unüberwindlich machte, war die Anwesenheit von Saracenen, die einst mit Julian in Verbindung getreten und jetzt zur Verteidigung der neuen Reichshauptstadt herbeigekommen waren. Unter den Orientalen zeigte sich die wildeste Kriegswut; man hat gesehen, wie ein Saracene, der einem Goten die Kehle durchstach, das herausströmende Blut mit seinem Munde auffing und in sich schlürfte. Jetzt wichen die Goten auch hier zurück, aber das Land war weit und breit in ihren Händen. So endigte die Regierung des Valens, noch unglücklicher selbst, als die Regierung Julians.

Die beiden Niederlagen, welche die Römer unter Julian und unter Valens erlitten haben, können als die Marksteine ihrer Präpotenz in der Welt betrachtet werden. Durch die erste waren die festen Plätze verloren gegangen, welche immer eine kraftvolle Einwirkung auf Hochasien möglich erscheinen ließen. Ein Einbruch der Feinde war nicht erfolgt, aber man hatte die Mittel verloren, um einen solchen mit Nachdruck zurückzuweisen. Die Niederlage an der Donau hatte noch schwerere Folgen. Der Mittelpunkt des Reiches war dadurch unmittelbar bedroht. Eine starke germanische Völkerschaft befand sich im vollen Besitz der Übergänge über den Strom;

man konnte nicht anders erwarten, als daß andere Stämme ebenfalls eindringen und die Völkerfluten, welche das römische Reich bisher abgewehrt hatte, sich über dasselbe ergießen würden.

Auch in dem Inneren des Reiches haben Julian wie Valens gehässige Erinnerungen zurückgelassen; Julian durch den Versuch, die Macht des Heidentums wiederherzustellen, Valens durch eine auffallende Begünstigung der arianischen Glaubensabweichungen, mit denen er jedoch nicht durchdrang. Überhaupt lag am Tage, daß die Erwartungen, welche die Thronbesteigung des Hauses der Gratiane erweckt hatte, unerfüllt geblieben waren.

Nach der in Persien erlittenen Niederlage kam es umsomehr darauf an, den alten Limes den Germanen gegenüber zu behaupten. Dem Kaiser Valentinian selbst war dies in großem Umfang gelungen, an der oberen Donau, am Rhein, selbst in Britannien. Valens aber war unfähig gewesen, einem durch allgemeinere Verwickelungen, als die sonst gewöhnlichen, hervorgerufenen Einbruch der Goten Widerstand zu leisten. Die Verbindung der beiden Reichshälften, wie sie damals bestand, war dabei gescheitert.

Sechstes Kapitel.

Kaiser Theodosius I.

Man kann sich nicht verbergen, daß der Bestand und die Fortdauer des Reiches in Frage kamen. Das Imperium war durch den Tod des Valens gleichsam vakant geworden. Denn wie hätte der junge Gratian, dem ein kleiner Feldzug im Westen gelungen war, fähig sein sollen, die Regierung des Orients in die Hand zu nehmen. Wem aber sollte nun diese anvertraut werden? In den großen Gemeinwesen lebt ein Gesamtbewußtsein, welches in gefährlichen Krisen auch zu dem rechten Mittel, ihnen zu begegnen, führen kann. Schon mehr als einmal waren dem römischen Reiche die trefflichsten Heerführer und Regenten aus Spanien gekommen. Die allgemeine Stimme bezeichnete auch jetzt einen eingeborenen Spanier, Sohn des erwähnten Comes Theodosius, den jungen Theodosius, der sich schon selbst durch einen Sieg über die Sarmaten an der Donau berühmt gemacht hatte, als den geeigneten Mann. Gratian ernannte denselben zu seinem Mitgenossen im Reich. Der Vater hatte ein unglückliches Ende genommen. Er hatte sich das Verdienst erworben, einen Empörer, der sich in Mauretanien erhob und sich selbst zum Imperator zu machen gedachte, niederzuwerfen, aber das gereichte ihm zum Verderben; durch den Einfluß der Faktionen, die an dem Hofe des jungen Gratian herrschten, ist er zum Tode verurteilt und hingerichtet worden. Jetzt aber hatte eben die entgegengesetzte Tendenz die

Oberhand. Es ist vielleicht die größte Handlung Gratians, daß er sich entschloß, den jungen Theodosius zu seinem Mitkaiser zu ernennen. Gratian übte dabei dasselbe Recht aus, mit welchem Valentinian einst den Valens zu seinem Reichgenossen ernannt hatte. Auffallend ist es immer, daß Gratian einem Manne, der seinem Geschlechte fremd war und der in der That Grund hatte, ihn zu hassen, diese außerordentliche Ehre erwies. Man darf wohl urteilen, daß Theodosius nach den Erfahrungen, die sein Vater gemacht hatte, Bedenken getragen haben würde, einen Beruf anzunehmen, wie der war, dessen glückliche Ausfüllung jenem den Tod zugezogen hatte. Einer ähnlichen Besorgnis wurde er nur dadurch enthoben, daß er zugleich zum Augustus ernannt wurde; er brauchte dann das Recht des Schwertes, das in der Hand des Imperators war, nicht zu fürchten und ebensowenig dieser den Streit mit einem durch eine spontane Bewegung emporgetragenen Imperator. So wurde Theodosius neben Gratian zum Augustus erhoben. Die Gebiete, die Valens besessen hatte, fielen sämtlich dem Theodosius zu. Dazu gehörten aber nicht allein Thracien, Macedonien, Griechenland — darüber konnte keine Frage entstehen —; wohl aber erscheint es zweifelhaft, wie sich die beiden Reiche über die Balkanländer, wenn der Ausdruck verstattet ist, verstanden haben. Die richtigste Annahme ist wohl, daß Pannonien, Noricum, Dalmatien beim Occident blieben, Dacien, Mösien, Dardania und Prävalitana an das orientalische Reich kamen. Ich wage auszusprechen, in der damaligen Epoche kam auf die Teilung so viel nicht an: denn wenn jemals, so erschien hiebei das Imperium nicht als Herrschaft, sondern als ein Amt, welches zur Verteidigung und Behauptung des Reiches bestimmt war. Die beiden Reichshälften mußten einander unterstützen. Die Befugnisse der Imperatoren waren nur eben der Ausdruck der Amtsgewalt. Die erste Frage war dann, ob und wie Theodosius vermögen werde, die Autorität im Orient zu behaupten.

Wenn es seine nächste Aufgabe war, die eingedrungenen Goten zu unterwerfen oder zu pacifizieren, so geraten wir über die Art und Weise, wie er das vollzog, in eine beinahe verlegene Ungewißheit. Denn gar manches wird berichtet, was auf eine lebhafte kriegerische Thätigkeit und militärische Vorteile, die er über die Goten erfocht, schließen läßt; es ist aber wenig verständlich und nicht sehr bedeutend. Zugleich aber haben wir daneben eine Rede des Themistius übrig, durch welche der Kaiser wegen seiner Siege beglückwünscht wird. Das Auffallende ist nun, daß in dieser zur Verherrlichung des Kaisers sorgfältig ausgearbeiteten Lobrede doch von Kriegsthaten und erfochtenen Siegen eigentlich gar nichts vorkommt. Themistius war gleich nach der Erhebung des Theodosius von der Stadt Konstantinopel, in der er eine der obersten Stellen bekleidete, zur Beglückwünschung desselben abgesendet worden. Zufällige Umstände, namentlich Krankheitsanfälle, an denen der Redner litt, hielten ihn ab, in dem ersten Gewirr der Lage sich selbst zu Theodosius zu begeben, doch hat er ihm einen Entwurf der Rede, die er

zu halten beabsichtigte, zugeschickt, der besonders durch die Zurückhaltung bemerkenswert ist, die Konstantinopel gegen den Erwählten Gratians und des Heeres beobachtete. Die Hauptstadt meinte, bei der Erhebung eines neuen Kaisers auch ein Wort mitreden zu können, versprach aber die goldene Krone, wenn er nach erfochtenen Siegen in die Stadt käme.

Bei einer zweiten Rede, welche nach Herstellung des Friedens in Konstantinopel gehalten wurde, sollte man umsomehr erwarten, es würde etwas von Waffenthaten darin vorkommen; aber Themistius setzt den Sieg des Kaisers in seinen Erfolg, der jedoch nicht der Tapferkeit, sondern der Klugheit zugeschrieben wird. Er erzählt von der Gesandtschaft, welche ein angesehener Beamter, Saturninus, im Auftrage des Kaisers unternommen und glücklich durchgeführt habe. Die Goten, die bei anderen als übermütig geschildert werden, erscheinen sehr gefügig. Eine Anzahl ihrer Fürsten begleitet den Gesandten, der ihnen Vertrauen eingeflößt hat, zu dem Kaiser, dem sie dann zu Füßen fallen, und dessen Hoheit sie anerkennen.

Kein Mensch wird annehmen wollen, daß dies ohne Bedingung geschehen sei. Denn gerade die Abweisung einer an sich natürlichen Forderung hatte die Sachen soweit geführt. Die Goten waren von Valens und den römischen Machthabern an seiner Seite beleidigt und verletzt worden. Sie standen aber bereits in Verhandlungen mit Valens, als es zur Schlacht kam, die für sie entschied, ohne aber die Erfüllung ihres Begehrens herbeizuführen. Dieses aber ist von Theodosius geschehen. Was würde es, sagt Themistius, den Römern genützt haben, wenn sie Thracien mit gotischen Leichnamen angefüllt hätten? Wie viel besser, daß dies Land jetzt, und zwar von den Goten selbst, angebaut werde. Man wisse, daß sie ihre Schwerter in Pflugscharen verwandelt haben; sie würden nun als Bundesgenossen der Römer leben. Einige gotische Abgesandte waren selbst zugegen und hörten die Rede mit an; ich kann nicht anders urteilen, als daß sie historisch anzunehmen ist, da sie die ganze Haltung der Politik des Theodosius darlegt. Manche blutige Scharmützel mögen vorgefallen sein, man kann ihrer aber vergessen. Das Ergebnis ist, daß die Goten in den vollen Besitz von Thracien gelangten und als Föderati der Römer erscheinen. Schon unter Konstantin war ein solches Verhältnis begründet worden, aber die Goten waren jenseit der Donau geblieben; das Resultat der seitdem eingetretenen Umwandlungen war nun, daß sie diesseit des Flusses in Thracien Sitze empfingen, ebenfalls als Föderati, d. h. sie behielten ihre unabhängige Nationalität, erkannten aber den Kaiser als den Oberherrn des Reiches, Besitzer von Grund und Boden an; sie konnten fortan mit ihm gemeinschaftliche Sache machen.

Wir erfahren, daß der Richter unter den Goten, Athanarich, der sich einst geweigert hatte, den römischen Boden zu betreten, zuletzt doch durch Theodosius bewogen worden ist, nach Konstantinopel zu kommen. Die Tradition weiß von dem Eindruck zu erzählen, den der Anblick der Kaiserstadt auf den einfachen Gotenhäuptling gemacht habe. Alle seine Goten habe er

mit sich herübergeführt und, als er kurz darauf starb, sei von diesen der Kaiser gleichsam auch als der Nachfolger ihres Königs angesehen worden. In den Verzeichnissen der Truppen finden wir Scharen von Franken, Goten und selbst Vandalen in Syrien und Ägypten erwähnt, die dort feste militärische Positionen erlangt hatten. Ein mißvergnügter Beamter im Finanzwesen beklagt, daß Theodosius durch den Aufwand für fremde Truppen veranlaßt worden sei, die orientalischen Reichsgebiete auszusaugen und zu diesem Behuf die Einkünfte zu verpachten.

Noch eine andere Angelegenheit von entscheidender Bedeutung lag dem neuen Kaiser vor: die religiöse.

Von größtem Belang war das Regiment des Julianus Apostata gerade dadurch gewesen, daß er von jedem direkten Einfluß auf die Parteiungen unter den Christen Abstand nahm. Durch den Tod des Constantius, der die Partei, die er ergriffen hatte, bis nahe zum Siege führte, empfing der große Streit einen neuen Charakter. Die von ihm zurückgedrängten und verfolgten Meinungen konnten wieder frei aufatmen und waren auch stark genug, um mächtig aufzutreten. Julian gab den verbannten Bischöfen die Erlaubnis, in ihre Provinzen und Städte zurückzukehren. Dieser Erlaubnis hat sich auch Athanasius bedient; er kam nach Alexandrien zurück und übte die kirchliche Autorität wieder aus; er nahm griechische Frauen in die christliche Gemeinschaft auf. Hierüber wurde nun freilich Julian sehr mißvergnügt. Auch er verhing Verfolgungen über Athanasius, welcher der Feind der Götter sei. Aber unmittelbar nach seinem Tode hörte dieser Vorwurf auf, ein Tadel zu sein. Jovian schrieb selbst an Athanasius; er rühmt, daß derselbe unter den Gefahren der Verfolgung, von dem Schwerte bedroht, an der Wahrheit und dem rechten Glauben festgehalten habe. Mit einem gewissen Schwunge des Ausdrucks stellt er den Bischof in seinen Würden wieder her; er wünscht, von ihm selbst belehrt zu werden, und erwartet die Gnade Gottes von seinen Gebeten. Athanasius kam aus seiner Verborgenheit hervor und trat in seine alte Stellung ein; sein Ansehen war durch die Ungerechtigkeiten, die er erfahren hatte, noch gewachsen. Aber indem die homousiastische Lehre wieder in ihrer vollen Strenge auftrat, ereignete sich, daß der Arianismus alle Annäherungen an dieselbe abstreifte. Im Gegensatz gegen die Homöusiasten, welche von Constantius gefördert worden waren, bildete sich eine Sekte aus, die sich die anomöische nannte und auch ihrerseits geistvolle und kräftige Vertreter fand, die nicht mehr von der Autorität des Staates zurückgedrängt wurden.

Nach dem Tode Julians nun waren es diese beiden Parteien, die orthodoxe homousiastische und die arianische heterousiastische, welche einander auf dem großen Schauplatz der christlichen Theologie begegneten. Wir haben hier diese Streitigkeiten nicht in ihrem dialektischen Verlauf zu betrachten, sondern nur, inwiefern sie mit dem Imperium in Verbindung standen, Einwirkungen auf dasselbe ausübten und Rückwirkungen erfuhren. Eine Zeit

lang suchte Valens die mittlere homöusiastische Doktrin aufrecht zu erhalten. Eigentlich war dies der Sinn eines kleinen Konzils der konstantinopolitanischen und bithynischen Kirchenhäupter, die eine Ausgleichung der heterousiastischen und homöusiastischen Lehren an die Hand zu geben suchten, dabei jedoch den größten Widerspruch erweckten. Der Kaiser wurde durch den Bischof Eudoxius von Konstantinopel bewogen, Partei für die arianische Meinung selbst in ihren weiteren Abweichungen zu nehmen und alle die zu verfolgen, welche diesem Bischof die Kirchengemeinschaft versagten. Aber auf der anderen Seite war nun auch geschehen, daß die konsequentere und tiefere Doktrin, wie sie Athanasius bekannte, allenthalben wieder Boden gewann. Sie hatte nicht allein die Mehrzahl der Bischöfe, sondern, was mehr sagen will, die intelligentesten Kirchenlehrer auf ihrer Seite.

Es war die Zeit der in ihrer vollsten Kraft stehenden theologischen Durchbildung, von der es charakteristisch ist, daß sie durch Männer geschah, welche sämtlich die grundlegenden Studien, wie sie in den alten Schulen fortgepflanzt wurden, gemacht hatten. Basilius, genannt der Große und Gregor von Nazianz hatten denselben in der nämlichen Zeit zu Athen obgelegen, als sich auch Julian daselbst aufhielt. Wohl der bedeutendste unter ihnen ist eben dieser Basilius, ein Mann, der lange zwischen der hellenistischen Kultur und dem Christentum geschwankt hatte, dann aber ein eifriger ascetischer Presbyter geworden und, wiewohl nicht ohne tumultuarische Bewegungen, zum Bistum von Cäsarea in Cappadocien aufgestiegen war; seine ansehnlichen Besitztümer hatte er bereits verschenkt. Er hatte die homöusiastische Formel nicht unterschrieben; als nun Valens in ihn drang, sich den Heterousiasten beizugesellen, spottete er aller Bedrohungen — denn nehmen könne man ihm nichts mehr, und das Exil fürchte er nicht, da die ganze Erde Gottes sei — worauf ihm Valens nichts weiter zu leide that. Aber es leuchtet ja ein, daß auf diese Weise die Homöusianer in das Lager der Homousianer getrieben wurden, die Anfeindungen des Valens trugen am meisten dazu bei, der athanasischen Doktrin die Oberhand im Reiche zu verschaffen.

Im Occident war der Arianismus ohnehin bei weitem weniger verbreitet; und wie dort Basilius, so trat demselben hier Bischof Ambrosius von Mailand entgegen. Auch er gehörte zu einer der vornehmsten Familien des Landes; sein Vater war Prafectus Prätorio, er selbst hatte bereits unter dem Titel Konsular die Provinzen Ämilia und Ligurien verwaltet. Aber Homöusianer war er niemals gewesen; das nicänische Symbol verstand er nur in dem strengen Sinne des Athanasius. Basilius und Ambrosius sind Beispiele der Art und Weise der Ausbildung religiös angelegter Männer im Getümmel dogmatischer Meinungen und politischer Stellungen.

Bei dem einen und dem anderen erkennt man, daß das belebende Motiv mit der Opposition gegen die Allgewalt des Kaisertums in religiösen Beziehungen zusammenfiel. Es beruhte auf der selbständigen inneren Entwicke-

lung der Kirche. Für dies Prinzip trat nun im Abendlande noch eine andere Macht in die Schranken, das römische Bistum.

Wir berührten, wie schon Liberius die jurisdiktionelle Autonomie der Kirche dem Kaiser gegenüber zu verfechten den Mut hatte. Einer der eifrigsten Anhänger des Liberius, so lange dieser selbst an seinen Grundsätzen festhielt, der Presbyter Damasus, bestieg nach dem Tode desselben im Jahre 366 den päpstlichen Stuhl. Wie in Cäsarea und Mailand, geschah es nicht ohne die heftigsten Unruhen, welche in ihrem Verlauf an die alten Kämpfe des Forums erinnern, daß Damasus seinen Nebenbuhler Ursinus überwand. Jedoch hatte Ursinus immer eine große Partei in der Hauptstadt. Schon einmal exiliert, kehrte er wieder zurück und erhob Anklagen der anzüglichsten Art gegen Damasus, die wahrscheinlich zu einer Verurteilung desselben geführt haben würden, hätte er nicht an den Kaiser appelliert. Gratian sprach ihn dann frei. Aber von seinen Beamten wurden die Beschuldigungen, die gegen ihn vorgebracht waren, nicht aufgegeben. Schon durch die Notwendigkeit, sich vor dem Kaiser zu Gericht zu stellen, noch mehr dadurch, daß das freisprechende Urteil desselben doch nicht überall anerkannt wurde, provoziert, erhob sich Damasus zu einer scharfen und energischen Aufstellung der Lehre, daß die Geistlichen nur von Geistlichen gerichtet werden könnten.

Bei dieser Prätension kam dem römischen Stuhle die damalige Lage des Imperiums im Occident wesentlich zu statten.

Gleich nach dem Tode Valentinians I. hatten sich hier mannigfaltige Regungen der Selbständigkeit erhoben, die nur dadurch unterdrückt wurden, daß die Führer des Heeres, um zunächst dieses selbst im Zaum zu halten, den Beschluß faßten, den zweiten Sohn des Verstorbenen, Valentinian II., zum Augustus auszurufen. Der umsichtige Gratian ließ sich das gefallen; es war ihm eben recht, einen präsumtiven Thronfolger neben sich zu haben. Weder an dem älteren noch an dem jüngeren der beiden Imperatoren nun fand der römische Stuhl energischen Widerstand.

Sie hatten nichts dawider, wenn ein kleines römisches Konzil zusammentrat, welches die Ansprüche geistlicher Gerichtsbarkeit ohne alle weitere Rücksicht aufstellte und den Kaiser aufforderte, dem geistlichen Rechte durch seine Beamten und selbst gegen den Willen derselben freien Lauf zu lassen. Die Sache war um so weit aussehender, da eine Anzahl von hohen Geistlichen, selbst Bischöfe, in den benachbarten Provinzen gegen Damasus Partei genommen hatten und nun durch das geistliche Gericht heimgesucht werden sollten. Sie sollten sich alle vor dem römischen Stuhl stellen, selbst Geistliche höheren Ranges, Metropolitane. Es erging in der That ein Edikt Gratians und Valentinians II., durch welches den Ansprüchen des römischen Stuhles nachgegeben wurde. Dabei blieb man aber nicht bei dem vorliegenden Fall allein stehen; man kam auf jene Satzungen der Occidentalen in Sardica zurück. Und wenn damals alle die, welche man von ihren Sitzen um einer Glaubensirrung willen verdrängt hatte, ermächtigt worden waren,

die Hülfe des römischen Stuhles anzurufen, vor dem die Gegner sich zu stellen haben sollten, so gewannen diese Ansprüche jetzt ein erneuertes Ansehen; die eigentlich jurisdiktionellen und die auf die Glaubensstreitigkeit bezüglichen wurden mit einander verschmolzen.

Wenn es nun schon von großer Bedeutung war, daß die kaiserliche Autorität im Occident dem nicht entgegentrat, so lag doch noch bei weitem mehr daran, welches die Haltung des neuen Kaisers im Osten sein würde. Theodosius, dessen Vorgänger eine beinahe feindselige Stellung gegen den römischen Stuhl beobachtet hatte, entschloß sich, seine Zustimmung zu den Ansprüchen desselben kund zu geben. Theodosius war soeben erst durch die Taufe in aller Form zum Christentum übergetreten. Dann erließ er, eben von einer Krankheit genesen, im Jahr 380 im Verein mit Gratian und Valentinian II. ein Edikt, in welchem sie sich zu der Religion bekennen, die der heilige Petrus die Römer gelehrt habe und welche namentlich der römische Bischof Damasus bekenne. Die homousiastische Formel wird darin als der katholische Glaube bezeichnet; wer sich ihm entgegensetze, habe wie die göttliche Rache, so auch die Bestrafung des Kaisers zu erwarten.

Ich stehe nicht an, diese Vereinbarung für eine der wichtigsten Grundlagen der Konsolidation der geistlichen und weltlichen Gewalten zu erklären. Darauf kam ja seit der Allianz der beiden Autoritäten alles an, wie sie sich zu einander verhalten würden.

Wer wollte sich noch heute zum Richter über die gegen Papst Damasus erhobenen Beschuldigungen aufwerfen; auch die Tradition, nach welcher der Apostel Petrus als der Gründer der päpstlichen Autorität angesehen wird, kann man auf sich beruhen lassen und von der Voraussetzung einer besonderen göttlichen Fügung abstrahieren. Aber der Erkenntnis darf sich die Historie nicht verschließen, daß ein Moment gekommen war, in welchem die Autoritäten, die es noch gab, ihre Zwistigkeiten beseitigen und sich zu einer gemeinschaftlichen großen Politik vereinigen mußten, wenn das römische Reich und der Glaube, die nicht mehr ohne einander gedacht werden konnten, Bestand haben und sich in den Stürmen, die von allen Seiten her drohten, behaupten sollten. Die Wirksamkeit, welche Damasus dabei entwickelte, giebt ihm eine hervorragende Stellung in der Reihe der römischen Bischöfe. Aber noch tiefer greifend war die Haltung, die Theodosius einnahm. Er zögerte nicht, das nicänische Dogma nach der Auffassung des Athanasius zum obersten Kirchengesetz auch im Orient zu erheben.

Zunächst ging er daran, die Kirche von Konstantinopel in diesem Sinne zu reformieren. Er entfernte den arianischen Bischof von dem bischöflichen Sitz mit unbedingter Autorität, nicht ohne Gewaltsamkeit, und übertrug das Amt an Gregor von Nazianz, der ihm bereits vorgearbeitet hatte. Auch Gregor war ein Cappadocier, von vornehmer Herkunft und im vollkommenen Besitz der damaligen Bildung und der rhetorischen Form. Eine Zeit lang hatte er die athanasische Doktrin in dem Hause einer, wie er sagt, ihm geistig und

leiblich verwandten Familie auseinandergesetzt und durch die Eindringlichkeit und den Schmuck seiner Reden so großen Eindruck gemacht, daß sie selbst von Zuhörern anderer Gesinnung besucht wurden. Der Arianismus, der in Konstantinopel herrschend gewesen war, wurde nun in die Vorstädte gewiesen.

In den beiden Reichsteilen wurden dann im Jahre 381 bischöfliche Synoden gehalten, welche dieser Richtung einen allgemeinen Ausdruck gaben; im Westen in Aquileja, im Osten in Konstantinopel. Der eigentliche Urheber des Konzils von Aquileja war Ambrosius und wenngleich nicht Präsident, so doch der intellektuelle Führer der Versammelten. Sie vereinigten sich in einer herben Verurteilung der Homöusier, welche Ehebrecher der Wahrheit seien.

Noch bei weitem wichtiger ist das Konzil, welches Theodosius nach Konstantinopel berief. Als ökumenisches kann es doch nicht betrachtet werden; die einhundertundfünfzig Bischöfe, die auf demselben erschienen, gehörten sämtlich dem Orient an. Von ökumenischer d. i. universaler Bedeutung aber ist es in der That. Bemerkenswert ist schon der dritte Canon, in welchem der Kirche von Konstantinopel der nächste Rang nach Rom zuerkannt, also der höhere Rang von Rom doch anerkannt wurde. Aber von der umfassendsten Bedeutung ist das Konzil dadurch, daß es alles verwarf, was nach der heterousiastischen Seite hin abwich, ebenso aber alles, was, den nicänischen Begriff noch übertreibend, der Idee der Dreieinigkeit entgegenlief. Auch in Bezug auf diese Doktrin hatte Athanasius noch in seinen letzten Jahren, indem sich mannigfaltige Streitfragen darüber regten, ob der heilige Geist ein Geschöpf sei oder nicht, das System dadurch vollendet, daß er die Trias als Monas faßte; in der Trias dürfe man nur Ein in sich selbst gleichartiges Wesen erkennen. Wenn man sich einmal auch nur als Leser in den Tiefsinn dieser Anschauungen verliert, so erscheint der Versuch, die Idee des heiligen Geistes von der Homousi zu trennen, vollends unzulässig; er würde die Gottheit nach verschiedenen Seiten hin in sich selbst spalten.

So hatten diese Lehre auch Basilius von Cäsarea und Gregor von Nazianz angenommen; so wurde sie jetzt in Konstantinopel proklamiert.

Den Anhängern derselben sollten einem Edikt der drei Kaiser vom Juli desselben Jahres zufolge alle Kirchen übergeben werden. Die ausschließende Geltung der nicänischen Lehre, eingeschlossen die vom heiligen Geist, wurde als die exklusiv kirchliche bezeichnet. Die beiden Konzilien von Aquileja und von Konstantinopel brachten die Identität der weltlichen und geistlichen Interessen zur Anschauung. Von beiden Seiten her, der politischen wie der kirchlichen, war sie, wie angedeutet, ein unbedingtes Bedürfnis. Für die Universalität des Reiches, welches noch als ein einziges betrachtet wurde, war die Gleichmäßigkeit des bürgerlichen und geistlichen Gehorsams unerläßlich. Darauf beruht nun die Stellung des Theodosius überhaupt. Er brachte den Orient einmal durch die friedliche Abkunft, die er mit den Goten traf, das anderemal durch die dem Occident gleichartige kirchliche Verfassung, die

er durchführte, in eine fürs erste gesicherte Ordnung. Im Occident dagegen brach eine Bewegung aus, die niemand erwarten konnte, und die alles zu zerrütten drohte.

Des Flavius Gratianus — denn den Namen Flavius legten sich diese Imperatoren der Reihe nach alle bei — hat die Nachwelt immer mit einer gewissen Sympathie gedacht. Er ist es doch, welcher der schon mehr als einmal versuchten Trennung des Ostens und Westens durch die Erhebung des Theodosius eine Grundlage gab, kraft welcher sie sich später behauptet hat. Er hat das meiste beigetragen, dem nicänischen Bekenntnis nach seiner orthodoxen Auslegung das Übergewicht in der Welt zu verschaffen. Ob er den Titel Pontifex Maximus in aller Form niederlegte, mag dahingestellt bleiben. Die darüber vorhandenen Nachrichten lauten sehr fabelhaft, und wenigstens in den ersten Jahren Gratians findet sich dieser Titel noch immer. Aber in dem Verhältnis, in welches Gratian zu dem römischen Stuhl und der Geistlichkeit überhaupt getreten war, ließ sich derselbe nicht länger behaupten. Und allem heidnischen Anflug bei seiner Regierung entsagte er dadurch, daß er die bisherigen Beisteuern der Imperatoren zu den altrömischen Gebräuchen, die noch in Übung waren, verweigerte. Genug, in ihm erscheint ein erblicher, katholischer, abendländischer Imperator. Und wenn Theodosius sich mit den Goten verständigte, so war Gratian dem insofern vorausgegangen, als er dem Franken Merobaudes eine autoritative Stellung in dem Palast anvertraute. Merobaudes kann als der erste Franke betrachtet werden, der zu einem historischen Namen gelangte. Jene Substitution Valentinians II., deren wir flüchtig gedachten, war vornehmlich sein Werk. Auf ihm beruhte die Erhaltung der Dynastie. Aber dabei tritt doch wieder die Thatsache hervor, daß diese in Gallien selbst vielen Widerstand fand, wie schon in der Zeit Valentinians, so noch mehr nach dessen Abgang. Das Ansehen, das Merobaudes besaß, wirkte selbst auf die Stimmung der Legionen, die es als einen Eingriff in ihre Rechte betrachteten, wenn die Germanen in dem Dienste des Kaisers zu einer Stellung erhoben wurden, vor dem die ihre sich beugen mußte. Das Selbstgefühl der Legionen, die ja bisher noch immer über den Thron verfügt hatten, sträubte sich dagegen, was dann zuerst in der der unmittelbaren Einwirkung des Hofes am wenigsten zugänglichen Provinz, in Britannien, eine empörerische Bewegung veranlaßte. Die britannischen Legionen entschlossen sich, den vornehmsten ihrer Anführer, Magnus Maximus, zum Imperator zu ernennen. Maximus war mit dem Comes Theodosius bei der Niederwerfung der früheren Bewegungen in Britannien thätig gewesen; man erzählt wohl, er habe es nicht ertragen mögen, daß der jüngere Theodosius, sein Kamerad in jenen Feldzügen, zum Augustus erhoben wurde während er in Britannien in einer untergeordneten Stellung verbleiben mußte. Er selbst hat das immer geleugnet; von den Legionen sei er zur Annahme dieses Titels gleichsam gezwungen worden.

Von denselben Gefühlen, wie die britannischen Legionen, waren auch die

Legionen am Rhein erfüllt; als Maximus im Jahre 383 herüberkam, traten sie allgemein auf seine Seite. Wohl setzt sich ihm Gratian entgegen, aber bei dem ersten Zusammentreffen brachen in seinem eigenen Lager Unbotmäßigkeiten aus. Die Truppen, auf welche Gratian rechnete, gingen selbst zu dem stärkeren Gegner über. Er war genötigt, das Feld zu räumen, fand jedoch auch in den Städten keine Aufnahme. Eine solche, die ihm der Präses der lugdunensischen Provinz in Lugdunum gewährte, führte zu seiner Ermordung im August des Jahres 383. Merobaudes tötete sich selbst, als er sich in dringender Lebensgefahr sah.

Mit diesem einen Schlage war die bisherige Regierung in Gallien vernichtet. Milder als bisher wurde sie nicht; Maximus fing an, mit der Strenge, die hiezu erforderlich war, die Geldsummen einzutreiben, mit denen die zu ihm übergetretenen Legionen befriedigt werden konnten.

Auch die religiöse Irrung wurde durch den Thronwechsel nicht unmittelbar berührt. Maximus war Christ und selbst ein Anhänger des nicänischen Bekenntnisses. Seine Meinung ging dahin, die Stellung Gratians vollständig einzunehmen; dessen jüngerer Bruder Valentinian, der sich in Italien behauptete, sollte nach Trier kommen, um mit ihm eine friedliche Abkunft zu treffen. Diese hätte aber wohl keine andere sein können, als eine Unterordnung von Italien unter die Hoheit des Maximus, wozu dann die Prälaten der Kirche, die dann mit diesem Hause in die engste Verbindung auch in Bezug auf die Beschränkung der kaiserlichen Rechte getreten waren, die Hand nicht bieten wollten.

Sehr bedeutend ist die Haltung, welche der Bischof von Mailand, Ambrosius, bei diesem Anlaß annahm. Er besonders widersetzte sich dem Begehren des Maximus und unternahm selbst eine Gesandtschaft nach Trier, um den Usurpator davon abzubringen. Dabei wurde er von vornherein nicht mit aller der Rücksicht empfangen, die er erwarten durfte. Maximus vermied ein eingehendes Gespräch mit ihm; er wollte die Gesandtschaft nur eben als eine offizielle betrachten. Auch dabei aber behauptete Ambrosius die ganze Würde eines Kirchenfürsten; er vermied seinerseits selbst die religiöse Gemeinschaft, die in der gemeinsamen Feier des Abendmahls lag. Maximus scheint sich wenig darum gekümmert zu haben; er wandte sich vielmehr an Theodosius, in dem er noch immer den alten Kriegsgefährten sah. Er schickte an ihn nicht etwa eine Gesandtschaft in den damals gewohnten diplomatischen Formen, sondern einen Mann seines Vertrauens, der von Jugend auf mit ihm in Verbindung gestanden hatte, wahrscheinlich also auch Theodosius kannte, — einen älteren Kameraden von persönlichem Gewicht. Durch diesen ließ er dem Kaiser in Konstantinopel die engste Bundesgenossenschaft gegen jeden, der das Reich anfeinden werde, anbieten; aber zugleich, wenn er seine Freundschaft ablehne, offenen Krieg ankündigen. Und soviel Gewicht hatte diese gleichsam zweischneidige Erklärung, daß es zu einer Abkunft kam, in deren Folgen Gallien, Spanien und Britannien an Maximus überlassen und

dieser neben Theodosius und Valentinian als römischer Kaiser anerkannt wurde; die Bildsäulen der drei Kaiser sollten allenthalben aufgerichtet werden.

Wie sehr sich Maximus in allem den Begriffen der herrschenden Rechtgläubigkeit anschloß, beweist seine Behandlung der Priscillianisten, — Priscillianus verband manichäische Lehren mit strenger Ascese —, die von Gratian verschont, von Maximus dagegen zuerst auf einer Synode in Bordeaux im Jahre 384 verurteilt, dann, da sie sich an den neuen Hof wandten, unter dem Einfluß einiger spanischen Priester einem gräßlichem Verfahren zum Opfer fielen.

Für die christliche Legende ist es immer ein charakteristisches gutes Zeugnis, daß sie den Heiligen, den sie hauptsächlich feiert, Martin von Tours, als Gegner dieser Gewaltsamkeiten auftreten läßt. Überhaupt bietet die zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts ein eigentümliches Schauspiel des christlich-römischen Lebens dar: die Verbindung der weltlichen Autorität in ihren abwechselnden Phasen mit der geistlichen; das Emporkommen einer lateinischen Theologie, welche zugleich Philosophie und Kirchenregiment ist; die Grundlegung einer Rechtgläubigkeit, welche die späteren Jahrhunderte beherrscht und eine ausschließende Autorität im ganzen Umfange des Reiches in Anspruch nimmt; eine Verbindung von Tiefsinn und Gewalt, neben denen alles Entgegenstehende zu Grunde geht; in der Mitte dieser Gärungen die Begründung einer geistlichen Hoheit des römischen Stuhles, bei der Entscheidung der kirchlichen Fragen durch Kaiser Theodosius die erste durchgreifende Rückwirkung der occidentalischen Tendenzen auf den Orient; ein legitimer Kaiser, welcher jugendlich rechtgläubig und doch tapfer das Kaisertum von seinen heidnischen Traditionen losreißt, und ein anderer illegitimer, von versteckter, beinahe verräterischer Natur, der doch auch der Rechtgläubigkeit anhängt; Ketzergerichte und Massenbestrafungen der Ungläubigen; zwischen ihnen ein Heidenbekehrer ersten Ranges, angesehen wie ein Prophet des Alten Testaments, unbeugsam, aber den Gewaltsamkeiten, die man ausübt, abhold. Alles kam eben zusammen auf. Es erwuchs aus den geheimen Trieben des damaligen Lebens der Welt und kulminierte in der Zerstörung des Heidentums der Stadt Rom. Das Heidentum der Hauptstadt und der Hellenismus waren in ihrem Wesen sehr verschieden voneinander, aber sie gingen miteinander zu Grunde. Priscillian war gefallen, der Ermordete wurde als Märtyrer gefeiert. Eine eigentümliche Gestalt ist der Bischof von Corduba, der die Priscillianisten zuerst angeklagt hat, dann zu ihnen übergegangen ist; er wurde in hohem Alter, dürftig und arm, exiliert. Maximus war Herr und Meister in Gallien. Mit einem ansehnlichen Kriegsheer versehen, bedrohte er unaufhörlich Valentinian II., dem er selbst an kirchlichem Ansehen weit überlegen war, da Justina und Valentinian noch immer Ansprüche des Arianismus aufrecht erhielten. Aber hierin widerstrebte ihnen Ambrosius. Doch ging er darum keineswegs zu Maximus über. Bei

einem zweiten Besuch, den er in Gallien machte, in der Absicht, die sterblichen Überreste Gratians, die noch nicht gehörig beerdigt worden, zur feierlichen Bestattung nach Italien zu bringen, geriet er mit Maximus in das bitterste Zerwürfnis; er hielt fest an seiner Treue gegen das Haus Valentinians. Maximus wurde dadurch noch mehr gereizt. Aus einem Schreiben desselben an Valentinian sieht man, daß er die Verteidigung des nicänischen Bekenntnisses auf das eifrigste in seine Hand nahm. Er warnte den Mitgenossen im Reich, sich nicht an der Wahrheit der Religion zu versündigen; sie sei Gottes Werk, der sie beschützen werde. In demselben Sinne schrieb er an den römischen Bischof Siricius, von dem er voraussetzen mußte, daß er sich der Parteinahme für den Arianismus, deren sich Justina und Valentinian schuldig machten, mit pontifikalem Ernst entgegensetzen werde. Gewiß konnte er auf die Beistimmung der Katholiken zählen, wenn er die Waffen gegen die Arianer ergriff; er hat immer behauptet, daß Theodosius auf seiner Seite sei. Und insofern läßt sich das nicht geradezu leugnen, als Theodosius gegen die Glaubensabweichung Valentinians fast dieselben Gedanken, und zwar in denselben Wendungen, äußerte wie Maximus. Wenn die religiöse Differenz vorwaltete, so durfte Maximus hoffen, Valentinian zu vertreiben und sich des zweiten Reichsteiles ebenso zu bemeistern wie des ersten. Als er im Herbst des Jahres 387 in Italien eindrang, wurde ihm kein nennenswerter Widerstand geleistet. Im September finden wir Valentinian noch in Mailand. Aber seines Bleibens war daselbst nicht; er wendete sich, wie allgemein angegeben wird, nach Thessalonike und suchte von da aus die Hülfe des Theodosius nach.

Nicht durch Trägheit und Schwelgerei, wie man wohl behauptet hat, wurde Theodosius gehindert, dem verjagten Reichsgenossen sofort beizustehen. Das wahre Hindernis lag in der Religion. Valentinian wurde, soviel wir erfahren, durch förmlichen Unterricht von den Anwandlungen des Arianismus losgerissen und, sobald er nur wieder katholisch war, traten in Theodosius Erwägungen ein, die ihn zum Kriege vermochten. Er selbst gehörte insofern der valentinianeischen Succession an, als er das Imperium von Gratian empfangen hatte. Seitdem aber war er mit dem Bruder desselben dadurch in die engste Verbindung getreten, daß er sich mit seiner Schwester Galla vermählt hatte.

Nach einer freilich nicht sehr gut verbürgten Nachricht, die wir aber nicht verwerfen dürfen, ist diese Verbindung eben damals geschlossen worden; genug, das Haus der Gratiane war sein eigenes; er durfte es nicht zu Grunde richten lassen. Und unmöglich konnte er es auf die Errettung der Gebiete Valentinians allein absehen, der Gedanke mußte dahin gehen, der Gewaltherrschaft des Maximus überhaupt ein Ende zu machen. Wenn es wahr ist, daß Maximus das Selbstgefühl der römischen Legionen gegen die Aufnahme der Barbaren in das Heer aufgerufen und sich dadurch den Weg zum Imperium gebahnt hatte, so stellte sich ihm Theodosius insofern geradezu entgegen, daß er mit den Goten in der engsten Verbindung war und blieb.

Wie erstaunten die Provinzialen, als der Imperator mit einem Heere heranzog, das aus Goten bestand, die den römischen Dienst gelernt hatten und regelmäßig vollzogen. Sie wurden dadurch der Notwendigkeit überhoben, selbst zu den Waffen zu greifen, ohne daß sie jedoch von dem Heere des Imperators etwas zu fürchten gehabt hätten. Nicht allein die Föderaten hatte Theodosius bei sich, sondern auch viele, die als Kriegsgefangene oder freiwillig in seine Dienste getreten waren. Schon nahm er eine überlegene Stellung ein. Er hatte zwar nicht, wie er beabsichtigte, ein Bündnis mit den Persern zustande gebracht, aber doch einen Frieden mit ihnen geschlossen, auf den er sich verlassen konnte. Nach dieser Seite hin hatte er die Hände frei. Einige Fahrzeuge standen ihm zu Gebote, auf denen Valentinian und die Flüchtlinge, die denselben begleiteten, nach Italien zurückkehren konnten. Von großem Werte war es, daß er Franken und Sachsen auf seiner Seite hatte. Sie sahen in Maximus, wenngleich er sich ihnen annäherte, doch einen natürlichen Feind. Sowie er die Grenzen von einem Teil der Truppen entblößte, kamen sie über den Rhein. Die Römer des Maximus gingen hinüber, um sich zu rächen; hiebei aber gerieten sie in Verlegenheiten, die an die Varusschlacht erinnern; sie erlitten eine Niederlage.

Maximus suchte nun die Positionen in Illyricum zu behaupten, wohin er seit der Flucht Valentinians vorgedrungen war. Aber eben hiebei erreichte ihn Theodosius mit überlegenen Streitkräften.

Bei Siscia auf einer Insel, die von den Flüssen Sau, Kulpa und Odra gebildet wird, wurde Maximus von der germanisch-römischen Reiterei, die sich in den Fluß warf und ihn ungehindert durchschwamm, überrascht und geschlagen. In einer zweiten Feldschlacht fand Theodosius hartnäckigeren Widerstand. Die Gegner erwiesen sich sehr tapfer, wurden aber endlich überwunden und in der Verwirrung der Flucht niedergemetzelt. Schon früher war Theodosius im Lichte einer legalen Superiorität erschienen: er rückte heran, weniger um Maximus zu schlagen, als ihn zu bestrafen. Als er nun durch ein paar glückliche Waffenthaten das Übergewicht in den Grenzprovinzen erlangt hatte, ward er in den römischen Kolonien, z. B. jenem Ämona, dem Hauptplatz auf der Straße von Aquileja nach Celeja, mit Freuden als Erretter aufgenommen. Die Anhänger des Maximus gingen zu ihm über; die Heerführer seiner Truppen traten in Verbindung mit Theodosius. So konnte es geschehen, daß Maximus in Aquileja selbst, indem er noch in Purpur prangte und seine Befehle gab, überrascht, der Insignien der Autorität beraubt und vor Theodosius geführt wurde. Der scheint ein Mitgefühl für den alten Kameraden, der sein Reichsgenosse gewesen war und jetzt gefesselt vor ihn gebracht wurde, empfunden zu haben. Aber was der Kaiser vermied, vollzog die Truppe, die dem Usurpator alles Unglück der letzten Jahre zur Last legte. Im Juli oder August 388 wurde er hingerichtet. Nicht die Orthodoxie — denn auch Maximus war orthodox — behielt den Sieg, sondern die Verbindung der Orthodoxie mit Legalität.

Der beste der Kriegsgehülfen und Befehlshaber des Maximus, Andragathius, damals in einer maritimen Unternehmung begriffen, stürzte sich bei der Nachricht von dem Tode desselben in die See. Dem Leben des Sohnes des Maximus wurde durch den Angriff eines Franken, des Namens Arbogast, ein Ende gemacht.

Theodosius rettete den Valentinian nicht allein, sondern er entschloß sich, ihm die westlichen Provinzen wiederum zu überlassen; er begnügte sich mit dem ihm einst zugestandenen dritten Teile des Reiches; aber er war durch seine Handlungen Herr und Meister der Situation geworden; er war der große Mann der Epoche.

Der Arianismus konnte als vollkommen niedergekämpft betrachtet werden; nun setzte sich dem Kaiser eine andere Feindseligkeit entgegen, die noch tiefer in der allgemeinen Verflechtung der Dinge begründet war: in dem Verhältnis des Heidentums zum Christentum. Unmittelbar nach dem Tode Jovians waren die Opfer bei Nachtzeit wieder verboten worden; bei Tage duldete man sie. Von Valens bemerkt Libanius, daß er die Tempel geschont und selbst geschützt hätte. Und ein solches Verhältnis bestand auch unter Theodosius, von dem Themistius rühmt: er habe Philosophie und Religion in eine gewisse Verbindung gebracht, indem er ihn selber zum Präfekten von Konstantinopel ernannte.

Die Verbote der Kaiser richteten sich hauptsächlich gegen die Haruspicien, welche ihnen auch darum verhaßt waren, weil man die Zukunft des Reiches durch dieselben zu erforschen pflegte.

Man darf sich jedoch den religiösen Gegensatz, der obwaltete, nicht als einen alles beherrschenden denken. Die heidnischen Tempel waren offen; der Weihrauch brannte auf den Altären; lärmende Feste wurden gefeiert: es fehlte nicht an bacchanalischen Excessen. Nur darauf hatte die Regierung Bedacht zu nehmen, daß kein Zusammenstoß zwischen der heidnischen und der christlichen Bevölkerung erfolgte. Die heidnischen Tempel wurden von Truppenkörpern bewacht; man sorgte dafür, daß unter diesen nicht selbst Christen verwandt wurden. Aber in Rom, welches noch immer der Mittelpunkt des alten Götterglaubens war, hatten die religiösen Gebräuche mehr zu bedeuten, da die Idee des Reiches selbst davon berührt wurde. Wir müssen dem religiösen Gegensatz, der da hervortrat, ein Wort widmen.

Noch bestanden einige Heiligtümer, welche die altherkömmliche Verehrung der Population und des Senats genossen. Es gab einen Altar der Victoria, bei welchem den Kaisern der Eid der Treue von den Senatoren geleistet wurde. Diesen Altar hatte, so viel wir wissen, zuerst Constans wegschaffen lassen; Constantius hatte ihn nicht wiederhergestellt. In allem anderen war, wie wir sahen, Constantius sehr gemäßigt aufgetreten. Symmachus selbst stellt sein Verfahren späteren Kaisern als nachahmungswürdig und musterhaft dar. Zufrieden aber war man mit der Lage der Dinge, die sich nun herausstellte, weder auf der einen noch auf der anderen Seite. Die Römer

forderten die Herstellung nicht allein des Zustandes unter Constantius, sondern auch die Beseitigung der Eingriffe des Constans. Die Kaiser dagegen nahmen Anstand, der Religion, von der sie abgewichen waren, wieder einen Schritt näher zu treten. Man kann nicht verkennen, daß die Ansprüche und Gegensätze tief in der Sache selbst lagen. Die Kaiser, zu deren Seite sich jetzt der römische Bischof zu einer allumfassenden Autorität zu erheben anfing, die der Einheit des Imperiums entsprach, sollten doch zugleich den Dienst der alten Götter unterstützen. Man ist begierig zu hören, wie die Römer ihr Verlangen auch jetzt noch befürworteten. In einem Schreiben des damaligen Präfekten von Rom, Symmachus, an Valentinian II. werden dafür folgende Motive angeführt. Vor allem: man dürfe die Göttin des Sieges nicht vernachlässigen: denn durch die Siege sei Rom zu seiner Größe gebracht. Was er sagt, schwankt zwischen eigentlicher Anbetung und Symbolisierung der Victoria; aber er bleibt dabei, daß die Götter Rom in den schwersten Gefahren, namentlich den Angriffen der Gallier und Hannibals, gerettet und es dann fortwährend unterstützt haben. Und an dem einmal Herkömmlichen dürfe man nicht rütteln. Die Erinnerung an die unter bestimmten Formen geleisteten Eidschwüre hindere den Bruch derselben.

Überhaupt aber: der Götterdienst sei eigentlich der Genius der Stadt Rom. Wie der einzelne Mensch, so habe auch jede Korporation ihren Genius, den man ihr lassen solle. Alle diese Gründe hat er dann in jenem Schreiben an Valentinian II. entwickelt und einen Bericht darüber an dessen Hof, der sich damals zu Mailand befand, eingesandt. Hier nahmen die beiden großen Feldobersten und der Bischof Ambrosius an der Verhandlung Teil. Ambrosius war gegen jedes Zugeständnis. Er behauptete, der Kaiser werde nicht eigentlich aufgefordert, etwas zurückzugeben: denn die Wegnahme sei durch andere geschehen, sondern ein Geschenk aus eigenen Mitteln zu machen. Das widerstrebe aber den christlichen Prinzipien. Er werde sich die gesamte Priesterschaft entfremden; wenn er dann in die Kirche gehe, werde er sie leer finden oder man werde ihm widerstreben. Die beiden militärischen Befehlshaber sagten nichts dagegen; Valentinian II. sprach aus: was die christliche Religion fordere, das solle geschehen. — Auch dies ist ein Moment von historischer Wichtigkeit; sollte der Imperator seine Eigenschaft als Christ von seiner Pflicht als Regent scheiden? sollte er eine Religion des Imperiums anerkennen, die von der seinen verschieden war? Man begreift, daß er davor zurückscheute. Aber dieser Schritt selbst enthielt erst eine völlige Christianisierung des Imperiums, welchem alle Dienste, die an die römische Vergangenheit anknüpften, zuwiderliefen. Valentinian, der diese Erklärung noch vor seinem Kampfe mit Maximus gegeben hatte, hielt daran fest, als er nach dessen Sturz nun wieder zur Ausübung seiner Autorität gelangte.

Ambrosius rühmt die Haltung des jungen Fürsten. Er will nicht zugeben, daß Valentinian die circensischen Spiele, wie man sagt, geliebt habe;

er habe sie vielmehr zu feiern unterlassen, ebenso die Vergnügungen der Jagd. Er habe die Eigenschaften der Jugend mit den Ratschlägen des Alters vereinigt. Bald aber erhob sich auch gegen ihn eine Empörung, deren Motive, fabelhaft überliefert, historisch unerklärlich bleiben, wenn man nicht den Bericht des Ambrosius auch hier wieder zu Rate zieht. Diesem zufolge hat die erwähnte Differenz mit dem römischen Heidentum dabei entscheidend eingegriffen. Eine aus Rom anlangende Gesandtschaft verlangte nochmals von Valentinian die Herstellung des altgewohnten Götterdienstes in der Hauptstadt. Die Mitglieder des geheimen Rates, des Konsistoriums waren sämtlich für die Erfüllung dieser Bitte, wahrscheinlich doch deshalb, weil der Ungehorsam der alten Kapitale für den Besitz von Italien gefährlich geworden wäre. Aber Valentinian blieb unerschütterlich; er beharrte bei den schon früher gefaßten Beschlüssen. Er antwortete: er könne unmöglich wiederherstellen, was sein frommer Bruder aufgehoben habe. Jedoch auch die Mitglieder des Konsistoriums blieben bei ihrer Meinung. Zwischen dem vornehmsten desselben, dem Franken Arbogast, bei dem der Respekt vor dem Kaiser nicht so viel wog, wie die politische Opportunität, und dem Imperator trat eine Entzweiung ein, zu deren Abstellung Ambrosius nach Gallien herbeibeschieden wurde. Er sollte bei Arbogast für die Treue Valentinians, d. h. doch, daß dieser das Recht des Imperators nicht gegen ihn geltend machen würde, bürgen. Valentinian wollte sich überhaupt den Einreden nicht fügen, welche die Truppenführer gegen ihn erhoben; er wollte Kaiser sein. Ehe nun Ambrosius anlangen konnte, brach in Gallien der offene Aufruhr aus. Ein Imperator wurde aufgeworfen, der Sympathien für das Heidentum hatte und sich auf dasselbe stützte: ein Beamter, der die Kultur der Schule in sich trug, Eugenius, welchen die Ideale und die Herrlichkeit der altrömischen Welt noch einmal begeisterten.

Man kann nicht daran zweifeln, daß Arbogast diese Umwälzung ins Werk gesetzt hat, wahrscheinlich doch, weil er von einer ihm widerwärtigen Beschlußnahme des Kaisers nicht abhängen wollte und einen Imperator wie Eugenius beherrschen zu können meinte. Es war ein Versuch, die effektive Gewalt im Reiche in die Hände eines Heerführers von germanischem Ursprung zu bringen. Wir werden versichert, Arbogast habe einen großen Teil der römischen Truppen und Scharen von Franken, die er durch seine Verwandtschaft um sich versammelte, für sich gehabt. Schon lange im römischen Dienst, war er doch kein Christ; er verließ sich auf die Hülfe der Gottheiten, die er verehrte. Die Absicht war nicht allein auf Gallien, sondern auch auf Italien gerichtet. Und indem nun Valentinian Gallien aufgab und sich nach Italien wendete, wurde er in Vienne von Arbogast überrascht und getötet. Die Alpenpässe konnten dann nicht verteidigt werden. Eugenius und Arbogast rückten in Italien vor.

Jene dem Heidentum zuneigende Bewegung hatte ihr eigentliches Centrum, wie es scheint, in Rom selbst, wo eine Anzahl vornehmer Familien, wie die

Prätextati und Symmachi noch an der Idee der untrennbaren Verbindung der römischen Oberherrschaft und des alten Götterglaubens festhielt. An deren Spitze erscheint Nicomachus Flavianus, ein Mann, in dem sich die Wissenschaft des Altertums noch einmal mit der Vorliebe für die Augurien, welche der Gründung der Stadt gleichsam vorangegangen und aufs mannigfaltigste mit ihrer Geschichte verwebt waren, durchdrang. Er war unter den letzten Kaisern zu den höchsten Würden aufgestiegen, wie er denn eben damals die Prätorialpräfektur von Italien und Illyricum inne hatte. Das hinderte ihn aber nicht, sondern veranlaßte ihn vielmehr, sein persönliches Ansehen für Eugenius und Arbogast einzusetzen. Eugenius überließ die eingezogenen Einkünfte der Tempel eben ihm und seinen Glaubensgenossen. Durch den Ausfall seiner Augurien hielt Flavianus sich für berechtigt, dem Unternehmen des Eugenius den besten Erfolg voraus zu verkündigen. Er selbst sammelte unter dem Zeichen des Herkules eine bewaffnete Schar in Rom.

Daß es dabei auf eine Zerstörung des Christentums abgesehen gewesen sei, läßt sich bei der Machtfülle, die dieses besaß, kaum denken. Die unmittelbare Streitfrage betraf vielmehr die Verschmelzung der Idee des Imperiums mit dem Christentum. Diese aber lief der Fortsetzung der religiösen Spenden im Namen der höchsten Gewalt an die alten Heiligtümer entgegen. Flavianus trat als der Vorfechter der angesehenen Senatoren auf, welche dieselbe forderten. Und wie wir sahen, war darüber Arbogast mit Valentinian selbst zerfallen. Eugenius war nicht gesonnen, gegen das Christentum an sich aufzutreten, zu dem er sich bekannte. Er hoffte, die Oberhäupter der Kirche für sich zu gewinnen. Aber vor allem bei dem strengen Ambrosius, der in dieser Sache bereits Partei ergriffen hatte, mißlang ihm dies.

Wir besitzen ein Schreiben des Ambrosius, in welchem Eugenius mit ähnlichen Gründen wie einst Valentinian bestürmt wird, jede Konzession an das Heidentum von sich zu weisen. Wenn Eugenius das persönliche Bekenntnis mit der Religion des Imperiums vereinigen zu können meinte, so erinnerte ihn Ambrosius, daß Gott in das Innere des Herzens blicke; er dürfe nicht glauben, Gott zu täuschen. Bei dieser präcisen Fassung des eigentlichen Streitpunktes liegt am Tage, daß derselbe zugleich die Entscheidung über die vollkommene Oberherrschaft des Christentums im römischen Reiche in sich begriff. Jede Abweichung von den einmal gefaßten Beschlüssen mußte den altrömischen Götterdienst wieder beleben. Alles hing abermals davon ab, wie sich der Kaiser des Ostens dazu stellen würde. Theodosius hatte noch keinen radikaleren und tiefer greifenden Gegensatz erfahren, als diesen, in welchem sich der Senat und der in Gallien aufgeworfene Imperator vereinigten: das Heidentum und die Waffen. Eine Zeitlang hielt er nach seiner Gewohnheit an sich, bis seine Streitkräfte, die aus Goten, vornehmlich Föderaten, auf der einen, und aus Christgläubigen auf der anderen Seite bestanden, gesammelt waren. Doch wird man nicht alles wiederholen dürfen, was die Legende erzählt. Die Entscheidung erfolgte, wie so oft, an den Übergängen von Illyricum

nach Italien, an einem Nebenflüßchen des Isonzo, am Frigidus, nicht etwa durch unmittelbare göttliche Hülfe, sondern, wie wir aus einem gläubigen Kirchenschriftsteller selbst erfahren, durch sehr weltliche Mittel.

Einige mit Eugenius verbündete Scharen hatten sich auf Gebirgshöhen aufgestellt, von denen aus sie den Truppen des Theodosius, der schon die Pässe passiert hatte, in den Rücken zu fallen drohten. Aber der Ausgang mochte ihnen nicht unbedenklich erscheinen; sie zogen es vor, dem anerkannten Kaiser ihren Beistand anzubieten, wenn er ihnen militärische Stellungen in seinem Heere, wie sie wünschten, bewillige. Theodosius trug kein Bedenken, darauf einzugehen: er ließ sich, da keine anderen Schreibmaterialien vorhanden waren, ein Täfelchen reichen, auf welches er seine Versprechungen eigenhändig niederschrieb. Ohne Zweifel hat nun dieser Zwischenfall die Schlacht entschieden. Theodosius war in der größten Gefahr; seine Föderaten waren bereits besiegt, aber nunmehr erlangte sein Heer die Oberhand über die Truppen des Eugenius, die mit der Verfolgung jener beschäftigt waren. Eugenius hatte in kurzem zu triumphieren gemeint; jetzt wurde er gefangen vor Theodosius geführt, den er vergebens um Gnade anflehte. Hätte dieser der Bitte Gehör gegeben, so würden doch die Truppen damit nicht einverstanden gewesen sein. Eugenius wurde von einem Soldaten enthauptet. Seine Anhänger wurden aufgefordert, sich nach dem Tode des Tyrannen um den wahren Kaiser zu scharen. Theodosius hatte einen vollkommenen Sieg errungen, der zugleich der Sieg des Christentums in Bezug auf das Verhältnis zum Imperium war. Auch in Rom mußte das nun zur Entscheidung führen. Unmittelbar nach seinem Siege hat sich Theodosius dahin begeben. In einer uns aufbehaltenen Inschrift werden ihm Worte des Bedauerns und der Ehrerbietung über den Tod des Flavianus, der in diesem Kampf umgekommen war, zugeschrieben. Wir werden versichert, Theodosius habe den Senat aufgefordert, zum Christentum überzutreten, und auf dessen Weigerung die Unterhaltung der Ceremonien auf öffentliche Kosten abgelehnt. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß bei diesem Aufenthalt die obschwebenden Fragen definitiv entschieden wurden. Sehr verständlich ist es, wenn, wie erzählt wird, Theodosius sagte: der Aufwand für den Götterdienst und die Opfer sei zu groß; er bedürfe des Geldes für seine Truppen.

Das ist der Moment, in welchem das Imperium sich definitiv von den alten religiösen Ideen, auf denen das Reich beruhte, losriß und den christlichen die Oberherrschaft verschaffte.

Theodosius ging dann nach Mailand zurück, wo der durch den Tod Valentinians zerstörte Hofhalt wiederhergestellt werden mußte. Hier ist nun ein Ereignis eingetreten, in dem sich die andere Seite der großen kirchlichen Bewegung kundgab. Die religiöse Gewalt, welche der Kaiser zu einer allgemeinen Anerkennung erhob, war doch weit entfernt, sich ihm vollkommen zu unterwerfen. Kaisertum und Kirche standen in der engsten Verbindung. Nie war das mehr der Fall gewesen, als eben damals. Aber identisch sind die

beiden Autoritäten mit nichten. Ihre Grundprinzipien waren noch sehr verschiedener Natur. Wenn nun ein Widerspruch zwischen denselben zu Tage kam: welche sollte alsdann der anderen weichen, wie sollte ihre Vereinigung möglich bleiben? Insofern war die Verwickelung, die zu der berühmten Büßung des Kaisers in der Kirche zu Mailand führte, von hoher historischer Bedeutung. Der Vorfall aber war folgender. In der Stadt Thessalonike hatte ein kaiserlicher Befehlshaber, der einen germanischen Namen trägt, bei einem Anlaß, bei welchem das Recht auf seiner Seite stand — er wollte nur das einem seiner jungen Sklaven angethane scheußliche Unrecht bestrafen; der Verbrecher aber war ein Wagenlenker, den die Bürger bei den bevorstehenden circensischen Spielen nicht entbehren wollten — das Leben eingebüßt. Hierauf wurde eine Züchtigung über die Stadt verhängt, die Schuldige und Unschuldige traf und ein Blutbad genannt zu werden verdiente. Der Begriff eines christlichen Imperators kam dabei in ein großes Gedränge. Denn an sich konnte der Imperator wohl kraft der Fülle seiner unbeschränkten Macht die unverantwortliche Empörung durch maßlose Hinrichtungen rächen; aber als Christ durfte er so weit nicht gehen. Die damals versammelten Bischöfe wurden darüber unruhig; Ambrosius, als ein Mitglied des kaiserlichen Konsistoriums, geriet selbst in Verdacht, dabei mitgewirkt oder dazu absichtlich still geschwiegen zu haben. In der That hatte er aber nichts davon erfahren; es war alles das Werk der kaiserlichen Umgebung. Sie hatte Sorge getragen, daß Ambrosius den Kaiser allein nicht sprechen konnte. In der allgemeinen Bewegung, die darüber erfolgte, erhob nun Ambrosius einen Weheruf über denselben, der durch sein Handeln aus der Kommunion der Kirche getreten sei. So trat die eben berührte Frage in volle Evidenz. Sollte der Kaiser auf seinem Rechte bestehen, aber dabei die Gemeinschaft der Kirche aufgeben? Der sieggekrönte Kaiser zog es vor, sich der Kirchenbuße zu unterwerfen. Ambrosius bezeichnet es als eine Eigenschaft desselben, daß er leicht in heftige Aufwallung gerate, aber auch durch gute Worte unschwer sich besänftigen lasse. In dem Augenblick der Aufwallung war jener Befehl ergangen; nachdem eine ruhigere Stimmung eingetreten war, bereute er denselben.

Die Macht des Imperators unterwarf sich der Idee des Christentums, d. h. die kaiserliche Allgewalt wurde durch den christlichen Glauben beschränkt.

Ein großes Leben von unverlöschlichen Ergebnissen. Theodosius hatte das Reich in Grund und Boden erschüttert gefunden. Er ist als der Mann zu bezeichnen, der in den Konflikten der Zeit dasselbe aufrecht erhielt und es lebenskräftig machte. Das germanische Element, welches allenthalben vordrang, hat er nicht eigentlich besiegt, aber pacifiziert; er hat es sogar gegen seine Feinde im Osten und Westen ins Feld geführt.

Nicht minder verderblich ließen sich die inneren Entzweiungen an; Theodosius wußte ihnen zu begegnen. Er hat den Arianismus überwältigt, das Heidentum völlig ausgestoßen. Dann hat er das katholische Bekenntnis be-

festigt. Indem er hiebei von der Kirche unterstützt wurde, hat er auch dieser eine großartige Stellung verschafft, ohne sie jedoch zu unterdrücken, so daß Imperium und Kirche nebeneinander bestehen konnten.

Man dürfte jedoch nicht behaupten, daß er dem Kaisertum seine alte Autorität zurückgegeben hätte. Gerade die beiden Verbündeten, die sich ihm anschlossen, die Kirche und die Germanen, beschränkten ihn auch wieder. Die griechisch-römische Kirche, deren Einheit er mächtig förderte, entwickelte unter seiner Mitwirkung die ihr innewohnenden Antriebe zu einer Macht, die ihm selbständig zur Seite trat. Den Germanen, deren Dienste ihm und seinen Erfolgen unentbehrlich waren, gewährte er doch auch wieder Stellungen, in denen sie das Gefühl ihrer Unabhängigkeit nährten.

An eine kaiserliche Gewalt, wie sie Constantius noch einmal zur Erscheinung gebracht hatte, an eine intakte Behauptung aller Grenzgebiete mit einem kaiserlichen Einfluß und kaiserlicher Hoheit über die Kirche war nicht mehr zu denken.

Darin liegt der Charakter der Regierung des Theodosius, daß er in der Mitte entgegengesetzter Weltkräfte und unter steten Erschütterungen, welche die höchste Gewalt selbst betrafen, diese doch aufrecht erhielt, unter den Beschränkungen, welche die umgestaltete Lage der Dinge auferlegte. Seine Administration und Gesetzgebung mußten den großen Zwecken dienen, die er keinen Augenblick aus den Augen verlor.

In seiner Sinnesart vereinigten sich stolze Ruhe und wohlbedachter Entschluß. Bedenken und Zögerungen gingen immer den großen Handlungen, zu denen er schritt, voraus. Aber dann ergriff er allezeit die geeignetsten Mittel und wurde dabei vom Glücke begünstigt, so daß er das Vorbild der christlichen Imperatoren der Folgezeit geworden ist.

Theodosius war ein geborener großer Herr von höchstem Adel, in einer ansehnlichen Landschaft der bedeutendste Grundbesitzer und Dynast. Auf den Thron gelangt, verband er ein reichausgestattetes Wohlleben am Hof mit kriegerischen Anstrengungen, eine Verbindung, welche manche verwarfen, die aber sehr zur Sache gehörte, insofern die kriegerischen Oberhäupter sich an seiner Tafel vereinigten und in ein persönliches Verhältnis zu ihm traten, in welchem sich Unterordnung und Vertraulichkeit vermischten und gegenseitig ergänzten. Dies hatte umsomehr zu sagen, da diese Oberhäupter großenteils germanische Stammesfürsten waren und ein zahlreiches Dienstgefolge mit sich führten. Theodosius vermied, die nationalen Gegensätze zu erwecken. Wenn Promotus, einer der vornehmsten der römischen Führer, Verschlagenheit und Hinterlist gegen die Goten anwandte, so war ein solches Verfahren dem Kaiser zuwider. Er ließ die Gefangenen frei und nahm die jungen Goten in seinen Dienst, um andere durch sie herbeizuziehen.

Einst ist aber auch zwischen den Meistbevorzugten unter den Goten an der Tafel des Kaisers selbst ein Streit über die Verbindlichkeit des Eides gegen denselben ausgebrochen. Einige waren der Meinung, daß der Eid, den

sie bei dem Eintritt in den Dienst des Theodosius geleistet, sie nicht für alle Fälle binde; andere aber beharrten dabei, daß sie durch denselben schlechterdings gebunden seien. Als der Wortwechsel lebhaft wurde, hob Theodosius die Tafel auf. Allein vor den Thüren des Prätoriums brach dann der Hader wieder los. Der vornehmste von denen, welche sich trennen zu dürfen meinten, des Namens Eriulf, wurde von dem Führer der Getreuen, des Namens Fravitta, angegriffen und getötet. Durch Hülfe der Leibwache des Theodosius wurde er selbst vor den Angriffen der Anhänger des Eriulf geschützt und der Tumult beschwichtigt; der Kaiser ließ zu, daß die minder Ergebenen zu Grunde gingen.

In dieser Stellung, die auf den tiefsten Grundlagen der historischen Vergangenheit beruhte, aber auch die Kräfte ihres Daseins auf eine entfernte Zukunft übertragen sollte, ist Theodosius unerwartet am 17. Januar 395 in Mailand gestorben.

Ein Denkmal seiner letzten Jahre bildet ein in der Nähe von Merida vor einigen Decennien gefundener Silberschild, auf welchem er mit seinen beiden Söhnen dargestellt ist. Der Kaiser, auf einem Thronsessel sitzend, mit gestickter Tunika und Chlamys bekleidet, mit dem Diadem geschmückt, überreicht einem hohen Beamten, wahrscheinlich dem Vicarius Hispaniarum, das Kodicill seiner Ernennung. Zu seinen Füßen sieht man eine weibliche Figur, welche eben diese Provinz bezeichnen wird, bekränzt mit Blättern und Früchten. Neben ihm sitzen seine Söhne, zur Rechten der ältere Arcadius, zur Linken Honorius, beide den Erdglobus haltend und mit dem Diadem geschmückt; der ältere hat ein Scepter in der Hand; der jüngere erhebt die Hand mit der Bewegung des Segnens. Diese beiden Söhne sollten ihm folgen.

Siebentes Kapitel.

Das römische Doppelreich unter Alarich.

Welch ein Verlust ist es für die Welt, wenn Persönlichkeiten, die eine große Stellung sich selbst erschaffen haben, durch ein homogenes Talent und starke Willenskraft, aus dem Gemeinwesen scheiden, dem sie angehören. Was jemand in seinem Leben wert war, sieht man erst vollkommen ein, wenn er nicht mehr ist.

„Der große Imperator“, klagte Ambrosius in seiner Leichenrede, „ist von uns geschieden, jedoch nicht vollständig. Er hat uns seine Kinder hinterlassen, in denen wir ihn wiedererkennen, in denen wir ihn erblicken und noch besitzen. Man darf nicht an ihrem zarten Alter Anstoß nehmen; durch die Treue der

Truppen werden sie volljährig". Die Worte sind von Gewicht; daß die Söhne des Imperators noch im Knabenalter als seine Nachfolger anerkannt wurden, war nicht Herkommen im römischen Reiche. Zuerst Eusebius hat in jener Rede auf das Leben Konstantins, die nur den christlichen Helden in ihm feiert, den Gedanken der Erblichkeit des Thrones mit Nachdruck ausgesprochen. Gott, sagte er, habe dem Vater das Reich gegeben; durch das Recht der Natur vererbe er es auf seine Söhne. In diesen sieht er zugleich die Träger des Christentums und die Erben der Monarchie. Seitdem hatte die Erblichkeit durch Valentinian I. noch eine neue Stütze gewonnen, und zwar unter Teilnahme der bewaffneten Macht. So war das Kaisertum auf seine Familie übergegangen, zu welcher Theodosius selbst gehörte. Aber erst auf dieser doppelten Grundlage erhebt sich nun das Kaisertum seiner Söhne. Und nicht jedermann wollte sich dem fügen. Noch lebte der Bruder jenes Firmus, der von dem Comes Theodosius, dem Vater des Kaisers, überwältigt worden war, des Namens Gildo. Zur Zeit des Kaisers Theodosius hatte er diesem nur einen zweifelhaften Gehorsam erwiesen; der Kaiser würde ihn angegriffen haben, wäre er nicht anderweit so viel beschäftigt gewesen. Nach dessen Tode erhob sich in Gildo die Idee der Unabhängigkeit in verdoppelter Stärke; er weigerte sich geradezu, die Erbfolge anzuerkennen; er gab die Absicht kund, Afrika von dem römischen Reiche loszureißen. Aber viel zu stark war Stilicho, der die westlichen Provinzen im Namen des Honorius beherrschte; und in Gildos eigener Familie regte sich eine Feindseligkeit gegen ihn. Ihm widersetzte sich sein eigener Bruder, der nach Italien geflüchtet war und dann von einigen heiligen Männern der Insel Capraja, doch wahrscheinlich von mönchischer Disciplin, begleitet, nach Afrika zurückkehrte, um ihn mehr noch mit Gebeten und gottesdienstlichen Übungen, als mit dem Schwert zu bewältigen, was ihm trotz der Geringfügigkeit seiner militärischen Umgebung wirklich gelang. Daß es hauptsächlich die kirchliche Idee war, was die Nachfolge der beiden jungen Männer durchführen half, kann man nicht bezweifeln.

Konnte nun auch die Erblichkeit der Succession als entschieden angesehen werden, so schloß auch die allgemeine Lage der Dinge, wie sie Theodosius hinterließ, nicht geringe Gefahren in sich ein. In dem Verhältnis zu den germanischen Nachbarn, thatsächlich den größten Feinden des römischen Reiches, hatte dieser Herrscher nicht etwa durch Waffenthaten eine Veränderung hervorgebracht, sondern nur dadurch, daß er die siegreichen Heerscharen der Goten, mit denen er zunächst in Berührung kam, in die römischen Dienste aufnahm. Den Goten hatte er zum Teil eine Stellung in der regelmäßigen Miliz gegeben; eine nicht geringere Zahl derselben war in ihrem einheimischen Volksverbande geblieben und hatte innerhalb des Reiches die ihnen einstweilen verliehenen Sitze eingenommen. Ihre Verwendung war gleichsam eine Bedingung des Friedens mit ihnen. Welche Gefahr mußte aus dieser Lage entspringen, wenn jemals eine innere Irrung ausbrach. Und doch war eine solche kaum zu vermeiden.

Aus dem Drucke des Finanzwesens, der unter Theodosius mehr anwuchs als abnahm, entsprangen Unzuständigkeiten, welche den unteren Klassen der Bevölkerung überaus lästig wurden und jedermann verstimmten. Dennoch war denselben nicht abzuhelfen, da die übrigen Verhältnisse auf den Geldzahlungen beruhten, die man nicht einstellen konnte.

Wir berühren damit Inkongruenzen des inneren Zustandes, die um so empfindlicher wurden, sobald es keinen herrschenden Kaiser gab.

Die Organisation des Reiches, deren wir hier wohl mit einem Worte gedenken dürfen, bestand im ganzen noch ebenso, wie sie unter Konstantin festgesetzt worden war. Es gab eine Anzahl von Autoritäten, welche unabhängig nebeneinander standen: die Praefecti Praetorio im Orient und in Illyrien, Italien und Gallien, von denen jeder die höchste administrative, jurisdiktionelle und finanzielle Macht in seiner Hand hatte, so daß alle Appellationen aus den untergeordneten Provinzen an sie gerichtet wurden. Das Eingreifen des Kaisers in die Jurisdiktion geschah nur ausnahmsweise.

Wenn ursprünglich mit der Präfektur die Leitung der militärischen Angelegenheiten und die Sorge für den Hof verbunden gewesen war, so war dieselbe an zwei andere Beamte übergegangen, die den Präfekten an Rang und Ansehen gleichstanden. Doch war dabei ein Unterschied zwischen Orient und Occident. Im Orient gab es fünf Oberanführer nebeneinander, drei in den Provinzen und zu Zeiten zwei in der Hauptstadt; im Occident hingegen hatte man nur einen Magister utriusque militiae: denn hier waren damals die gefährlichsten Kriege zu führen.

Einen eigentümlichen Körper bildete die Garde des Kaisers. Man unterschied die eigentlichen Leibwachen, die unter den Namen der Domestici und Protectores erscheinen, und die zur Bewachung des Palastes aufgestellten Truppenteile: Scholares. Die letzteren standen unter einem Oberhofmeister, dem Magister officiorum, welchem die wichtigsten Obliegenheiten in Beziehung auf die eigentliche Geschäftsführung des Hofes zufielen. Er leitete die kaiserlichen Audienzen, er fertigte die kaiserlichen Bescheide aus. Der innere Hofhalt stand unter dem Oberkämmerer, dem Praepositus sacri cubiculi, welchem die unmittelbare Fürsorge für die kaiserliche Person oblag. Alles war an die persönliche Autorität des Kaisers, von welchem diese verschiedenen Behörden erst eine lebendige Thätigkeit erhielten, geknüpft. In Wahrheit standen sie doch nicht untereinander, sondern nebeneinander mit einer gewissen gegenseitigen Unabhängigkeit. Wie sollten sie sich gegeneinander verhalten, wenn die höchste Autorität, von der sie abhingen, nicht mehr war? Den civilen und militärischen Autoritäten war überdies durch Theodosius noch eine dritte zur Seite getreten, die kirchliche, die ihre eigenen Gesichtspunkte verfolgte. Darin nun, daß nach dem Tode des Theodosius keine Vakanz eintrat, aber doch auch kein Imperator von gebietender Persönlichkeit zu erwarten war, lag die größte Schwierigkeit von allen. Wenn dem Theodosius zugeschrieben wird, daß er das Reich unter seine beiden Söhne geteilt habe, so darf man das doch nicht

wörtlich verstehen. Er hatte vorlängst seinen älteren Sohn Arcadius zum Augustus ernannt; die Länder, die er nach dem Siege über Eugenius einnahm, gehörten im eigentlichen Sinne dem Hause Valentinians an, als dessen natürlicher Abkömmling der Sohn der Galla, der Schwester Valentinians II., erschien; diesem fielen nach errungenem Siege die westlichen Provinzen notwendig zu.

Es war ungefähr dasselbe, was schon zwischen Valentinian und Valens verabredet worden war, was dann auch zwischen den Söhnen Valentinians und Theodosius selbst stattgefunden hatte. Das neue war jedoch, daß die beiden Imperatoren noch nicht fähig waren, selbständig zu regieren; es mußten ihnen Ratgeber an die Seite gesetzt werden, welche ihre Gewalt ausübten. Neben der religiösen Einheit und der administrativen Teilung trat hierdurch noch eine Veränderung von weit aussehender Natur ein. Wie hätte sich denken lassen, daß zwei mächtige Gewalthaber, im Osten und Westen des Reiches aufgestellt, miteinander in fortwährender Eintracht leben würden? Interessen der Macht mußten sich hervorthun, durch welche sie sich entzweiten. Die Einsicht, die sich mit gereiften Jahren verbindet, und die Verwandtschaft hatten bisher eine Entzweiung verhütet: das war aber nicht zu erwarten, sobald die Gewalt in die Hände von Männern gelangte, welche doch wieder verschiedene persönliche Gesichtspunkte haben mußten und hatten. Überdies aber: wer konnte dafür gut sagen, daß die Fürsten, die den Namen Imperatoren trugen, sich mit denen verstehen würden, denen ihre faktische Macht anvertraut war? Und auch damit ist noch nicht die Kluft, die zwischen der persönlichen Regierung eines Kaisers und ministerieller Oberhoheit eintrat, bezeichnet; der Unterschied der beiden Reichsteile war in dieser Hinsicht ein durchgreifender.

Fassen wir zunächst den Hof von Konstantinopel, der infolge der Staatsverwaltung des Theodosius und seiner Siege im Occident das Centrum der politischen Macht geworden war, ins Auge.

Der Praefectus Praetorio im Orient, Rufinus, der seinen Sitz in Konstantinopel hatte, war dadurch über alle anderen erhoben worden, daß ihm die Obhut über den jungen Arcadius anvertraut war. Aber alles sträubte sich doch, ihn als Reichsregenten anzuerkennen. Seine Stellung war deshalb eine besonders schwierige, weil ihm die Pflicht oblag, die Mittel herbeizuschaffen, durch welche die Truppen erhalten und befriedigt werden konnten. Der allgemeine Haß, den der Name des Kaisers nicht einmal in Bezug auf ihn selbst hatte verhüten können, wendete sich nun mit doppelter Heftigkeit gegen Rufinus, dessen Anordnungen gleichsam als Willkür angesehen wurden. In einzelnen Vorfällen zeigte er eine einseitige und selbstsüchtige Gewaltsamkeit; wenigstens wurde sie ihm allgemein zugeschrieben. Schon trat der junge Arcadius in ein Lebensalter, in welchem sich der Ehrgeiz der Selbständigkeit regt, wie man denn auch bereits seine Vermählung ins Auge faßte. Man meinte, Rufinus denke sich dadurch vollends in seiner verhaßten Gewalt zu befestigen, daß er den jungen Kaiser mit seiner Tochter verheirate; er würde dann den Hof,

wie die Verwaltung vollkommen beherrscht haben. Daran aber wurde er nun durch den Oberstkämmerer Eutropius, der den jungen Herrn in jedem Augenblick sah, verhindert. Unter dessen Einwirkung vermählte sich Arcadius mit Eudoxia, der Tochter eines fränkischen Kriegsobersten des Namens Bauto, die in Konstantinopel erzogen worden war — und zwar nicht allein wider den Willen, sondern selbst ohne Vorwissen des Rufinus. Gegen den erhoben sich dann die aus dem Kriege gegen Eugenius zurückkehrenden und nicht zufriedengestellten Kriegsmannschaften. Arcadius war gekommen, um sie bei dem Einzuge in Konstantinopel zu begleiten. Indem er aber die Führer begrüßte, wurde Rufinus von der Menge überwältigt und getötet. Man trug die ihm abgehauene Hand in einer Lage, als wolle sie Geld empfangen, durch die Straßen der Stadt mit verhöhnendem Triumph. Rufinus geriet mit beiden in Konflikt: dem Heere, das befriedigt werden, und dem Volke, das die Mittel dazu herbeischaffen sollte, und kam darin um. Eutropius behielt nun die Gewalt unbestritten in seinen Händen.

Nach einigen Jahren aber sah er sich in Verlegenheiten verwickelt, welche eben die größten waren, die das Reich in diesem Stadium seiner Existenz zu bestehen hatte.

Die Goten, die in das regelmäßige Heer aufgenommen waren und dessen Ansprüche zu den ihren machten, gaben demselben doch wieder einen nicht mehr durchaus römisch-nationalen Charakter. Unter ihnen behauptete Gainas, der einst als Flüchtling an den Hof gelangt und dann ein angesehener Kriegsoberst geworden war, die erste Stelle. Er war mißvergnügt, daß Eutropius in der Hauptstadt die wichtigsten Ämter nach seinem Gutdünken vergab, was er umsomehr empfand, da eine große Anzahl von Goten nach seinem Beispiel in römische Kriegsdienste getreten und dann zu hohen Stellungen aufgestiegen war; er glaubte, ihr geborenes Oberhaupt zu sein; sie waren sämtlich mißvergnügt über die einseitige Autorität, welche der Oberkämmerer sich anmaßte. Nun geschah, daß ein anderer Gote, des Namens Tribigild, der zur Verwandtschaft des Gainas gehörte, in Nacolia in Phrygien mit den dortigen römischen Truppen in Hader und Kampf geriet und eine selbständige Befugnis beanspruchte, wobei das Land weit und breit verwüstet wurde. Gainas schien an diesem Unglück einen so lebendigen Anteil zu nehmen, daß er selbst, zuerst in Gesellschaft eines römischen Feldherrn, den Auftrag erhielt, Tribigild niederzukämpfen. Er begab sich mit einer ansehnlichen Heeresmacht nach Asien. Allein die Sache Tribigilds war die gemeinschaftliche aller Goten; sie wollten den Römern, wie im Dienste, so auch an Rang und Ansehen gleichstehen. So konnte es geschehen, daß Gainas statt mit Tribigild — wie er vielleicht vermocht hätte — ein Ende zu machen, eine Vereinbarung mit ihm traf und eine feindselige Haltung gegen den Hof von Konstantinopel annahm. Dort aber hatte indessen eine innere Veränderung stattgefunden, welche im Sinne des Gainas war, obwohl sie aus ganz anderem Ursprung herrührte.

Es ist leicht erklärlich, daß Eutropius mit der Gemahlin des Kaisers, die

er in den Palast geführt hatte, doch nicht immer einverstanden war. Denn wie sollten nicht auch in der intimsten Umgebung des jungen Kaisers Verschiedenheiten der Ansichten und der Interessen hervorgetreten sein? Von einem gleichzeitigen und, was die Thatsachen anbetrifft, meist zuverlässigen Berichterstatter, Philostorgius, erfahren wir nun, daß es zwischen dem Verschnittenen und der Gemahlin des Kaisers zu einem Wortwechsel gekommen sei, bei welchem Eutrop gedroht habe, sie aus dem Palast, in den er sie eingeführt hatte, samt ihren Kindern wieder verweisen zu lassen. Eudoxia beschwerte sich bei dem Kaiser selbst über diese Drohung; sie wußte ihn auf ihre Seite zu ziehen. Hierüber geriet der sonst unbeständige Arcadius in eine heftige Aufregung; er war, sagt unser Autor, vollkommen Kaiser. Eutropius, der für sein Leben fürchtete, nahm seine Zuflucht zu einer Kirche, obwohl er das Asylrecht der Kirchen vor kurzem aufgehoben hatte; er ist dann doch wegen eines formellen Vergehens gegen die Vorrechte des Kaisers, das man ihm schuld gab, in aller Form zum Tode verurteilt worden.

Indem nun Gainas mit einer kriegdrohenden Heeresmacht in der Nähe der Hauptstadt erschien, ließ ihn der Kaiser fragen, was er denn eigentlich verlange; er sei bereit, in seine Forderungen zu willigen. Gainas beanspruchte die Auslieferung zweier Konsulare, die er als seine vornehmsten Gegner betrachtete. Arcadius konnte ihm das nicht verweigern; Gainas vermied jedoch, sich an ihnen zu vergreifen; er wollte nur ihrer Opposition begegnen. Der Kaiser mußte sich zu einer Zusammenkunft mit Gainas herbeilassen, in welcher sie sich gegenseitig Sicherheit versprachen. So kehrte Gainas nach Konstantinopel zurück; er wurde jetzt zum Heermeister aller Truppen zu Pferde und zu Fuß ernannt und konnte sich als Herr und Meister der Hauptstadt betrachten.

Nur eine Beschränkung empfand er noch sehr bitter: es war die kirchliche. Gainas gehörte, wie ein großer Teil der Goten überhaupt, dem arianischen Bekenntnis an. Den Arianern aber, die noch vor kurzem in der Hauptstadt geherrscht hatten, war jetzt, wie erwähnt, durch die Homousiasten, denen Theodosius zu Hülfe gekommen war, die Pflicht auferlegt, kirchliche Versammlungen nur noch außerhalb der Stadt halten zu dürfen. Dieser Verpflichtung wollte Gainas sich entledigen; denn es würde schimpflich für einen militärischen Oberbefehlshaber sein, wenn er sich aus der Stadt hinaus begeben müsse, um zu Gott zu beten. Wahrscheinlich würde der Kaiser, sich selbst überlassen, sich dem gefügt haben. Aber noch unter dem Einfluß des Eutropius war der größte der christlichen Redner, Johannes Chrysostomus, von Antiochien nach Konstantinopel berufen worden, ein Mann von bester Herkunft — er war der Sohn eines Magister militum per Orientem — in humanistischen Studien erzogen: ein Schüler des Libanius; er verband eine glänzende Redegabe mit strenger Seelsorge. Dieser war nicht gemeint, eine Neuerung in der Hauptstadt zuzulassen. Sehr merkwürdig doch sind diese orthodoxen und heiliggesprochenen Männer durch ihre Einwirkung auf die großen politischen Fragen. Wie sich Ambrosius den Anforderungen der

römischen Senatoren in Bezug auf die Unterstützung des heidnischen Gottesdienstes widersetzte, so widersprach Chrysostomus jedem dem Arianismus zu machenden Zugeständnis. Von einer Anzahl anderer Bischöfe, die zufällig zugegen waren, begleitet, erhielt er eine Audienz bei dem Kaiser, der auch Gainas anwohnte.

Chrysostomus ging nun hier nicht etwa auf die streitige Doktrin ein; er bestand nur auf Erhaltung des Zustandes, wie er war. Gainas, sagte er, habe einst bei seiner Aufnahme in den Dienst dem verstorbenen Kaiser Gehorsam gegen ihn und seine Gesetze versprochen; er las das Gesetz vor, durch welches Theodosius allen Ketzern verboten hatte, sich in der Hauptstadt zu versammeln. Er führte aus, daß durch ein Zugeständnis, wie es Gainas fordere, dies Gesetz verletzt würde, und erklärte: er wenigstens könne das nimmermehr dulden. Dem Kaiser aber führte er die religiöse Tragweite eines solchen Schrittes zu Gemüte. Er hat wohl vernehmen lassen: es sei besser, er stiege von dem kaiserlichen Stuhl wieder herab, als daß er das Haus Gottes durch ein Verbrechen schände. Soviel bewirkte er, daß Arcadius an der alten Satzung festhielt. Aber dadurch veranlaßte er wieder, so wenigstens lautet die Überlieferung, daß Gainas sich seines Gelöbnisses für entbunden erachtete und den Gedanken faßte, sich in den vollen Besitz der Hauptstadt und des kaiserlichen Palastes zu setzen. Das Hauptmoment liegt in dem kirchlichen Gegensatz. Wenn die orthodoxe Partei die höchste Gewalt selbst an die Aufrechterhaltung der letzten zu ihren Gunsten erlassenen Beschlüsse knüpfte, so wollte Gainas wahrscheinlich nicht gerade den Kaiser stürzen, aber ihn von der Notwendigkeit losreißen, den Forderungen der Orthodoxen beizupflichten. Wir werden unterrichtet, Tausende von Goten seien in der Stadt gewesen; mit ihnen habe er das Palatium einnehmen wollen; aber ein plötzlicher Schrecken, welcher der göttlichen Einwirkung zugeschrieben wird, habe seine Goten auseinandergetrieben, viele seien ergriffen und getötet worden, in dieser Gefahr habe dann Gainas die Stadt verlassen. Es ist unmöglich, die einzelnen Thatsachen bis zur Evidenz zu erheben. Es wird immer zweifelhaft bleiben, ob Gainas, dem seine Truppen folgten, den Versuch gemacht hat, die Stadt anzugreifen, in der man Vorsorge getroffen hatte, daß keine Waffen zum Gebrauch der Goten hinausgeschafft wurden, und ob eine Gefahr der Eroberung der Stadt nunmehr wirklich eingetreten ist. Die Thore wurden geschlossen, Verteidigungsanstalten getroffen und der Kaiser bewogen, Gainas zum Feinde des Gemeinwesens zu erklären. In den späteren Zeiten hat man das Ereignis mit kirchlichen Sagen umgeben und durch poetische Werke gefeiert, was dann nur soviel beweist, daß man die allgemeine Bedeutung desselben anerkannte und zu vergegenwärtigen suchte. Ich denke, mit vollem Rechte. Denn gewiß war ein Gote, der zum Heerführer zu Fuß und zu Pferd ernannt worden war und eine große Anzahl von Stammesgenossen um sich hatte, welche meist die höheren Stellen in der Miliz bekleideten, ein höchst gefährlicher Feind, wenn er die Wiederaufhebung des Gesetzes, das ihn und seine Nation

beleidigte, mit Gewalt durchzusetzen den Anlauf nahm. Ob es ihm damit gelingen würde oder nicht, darin lag, wenn ich nicht irre, ein Moment der Entscheidung für die Zukunft des Orients und besonders der Hauptstadt desselben. Es ist vielleicht die wichtigste Handlung des Arcadius, daß er in Verbindung mit der orthodoxen Geistlichkeit und dem Volke eine Bewaffnung von gräco-romanischem Gepräge nach dem alten Herkommen des Reiches zu stande brachte, um mit derselben die unbotmäßigen gotischen Heerscharen in ihre Schranken zurückzuweisen. Zur Einübung seiner Miliz aber bediente er sich eines Goten, des Namens Fravitta, dessen wir schon früher gedacht haben, der nicht allein ein Gegner des Gainas, sondern sogar noch ein Heide war. Fravitta wußte die empörten Goten von Konstantinopel abzuwehren; sie wollten über den Hellespont setzen, um in Asien festen Fuß zu fassen, aber die Schnellsegler der Römer, die Liburner, waren den improvisierten Fahrzeugen der Goten überlegen; die gotischen Schiffe wurden zerstört. Gainas, der sich über die Donau begab, geriet hier mit den Hunnen in Kampf, die sich als Verbündete des römischen Kaisers betrachteten; er ist ihnen erlegen.

In Konstantinopel führte dann Arcadius seine Regierung weiter, hauptsächlich unter dem Einfluß seiner Gemahlin Eudoxia, welche zur Augusta erhoben worden war. Aber die hohe Ehre, die ihr zu teil wurde, hat sie noch einmal in Konflikt mit der christlichen Religion gebracht. Der Präfekt der Stadt ließ ihr über einem Sandsteinwürfel eine Porphyrsäule errichten, auf der man eine silberne Statue der Königin, der Aelia Eudoxia, wie es in der Inschrift heißt, in der ihr der Titel einer Semper Augusta gegeben wird, erblickte. Die Aufstellung wurde durch lärmende Lustbarkeiten eingeweiht. In dieser an das Heidentum streifenden Feier aber lag ein Widerspruch gegen die christliche Gesinnung, der zu vielen Unannehmlichkeiten führte. Der Erzbischof Johannes Chrysostomus wurde dadurch zu heftigen Worten des Tadels angeregt, zuerst gegen den Urheber dieser Aufstellung und, da dies nichts wirkte, gegen die Kaiserin selbst. Er soll sie mit der Herodias verglichen haben, die nochmals in böser Absicht vor dem König tanze. Eudoxia, die ihn schon einmal entfernt und ihn nur ungern hatte zurückkommen lassen, fühlte sich auf das tiefste beleidigt und ruhte nicht, bis sie aufs neue seine Verbannung durchsetzte, aus der er nicht wieder zurückgekehrt ist. Das Unrecht, das hierdurch geschehen war, hat später ihr Sohn, Theodosius II., durch die Ehre, die er dem Andenken des Chrysostomus erwies, sich angelegen sein lassen wieder gut zu machen: denn die kirchliche Idee behielt hier immer zuletzt doch die Oberhand.

Wir stehen an dem Anfang der anatolisch-rechtgläubigen Monarchie; sie ging aus einer Vereinigung der Bürgerschaft der Hauptstadt und der kirchlichen Institutionen mit dem Hofe hervor. Das alte Rom hatte sich durch die Energie der Bürgerschaft allein behauptet; in dem neuen kam das Prästigium des Kaisertums und der christlichen Religion hinzu; eine größtenteils aus einheimischen Bewaffneten zusammengesetzte, aber durch fremde Führer ein-

geübte Militärmacht, die dann zu stande kam, blieb zunächst siegreich. Wieder eine kompakte Macht von großem Gewicht in der Verflechtung der allgemeinen Angelegenheiten, welche die Idee des Weltreiches repräsentierte und dieselbe zu realisieren noch mehr als einmal den Anlauf genommen hat. Von Anfang an war die Macht von Konstantinopel in den Irrungen des Occidents unentbehrlich.

Wohl war im Occident noch ein anderes Centrum durch Theodosius begründet worden. An den jüngeren Sohn desselben, Honorius, waren die Provinzen übergegangen, in denen sich die Usurpatoren der Macht nicht hatten behaupten können. Von einer eigentlichen Trennung der beiden Reiche war jedoch nicht die Rede, wie man schon daraus sieht, daß der vornehmste Feldherr in dem Occident, der dem Honorius zur Seite stand, Stilicho, zugleich den Oberbefehl über die orientalische Kriegsmacht zu führen berechtigt war. Es geschah in einem Gefühl dieser Zusammengehörigkeit, daß das Hoflager des Honorius nach Ravenna verlegt wurde. Eine Reihe von Jahren war es in Mailand geblieben, wie die Edikte beweisen, die von da aus datiert sind. Diese reichen bis in den September 401; das dann zunächst folgende ist in Ravenna im Dezember 402 ausgestellt. Der Grund der Verlegung war ohne Zweifel der Einbruch Alarichs, der in die letzten Monate des Jahres 401 fällt. Der Hof zog sich nach dem durch seine Lage festen Ravenna zurück, wo er zugleich mit Konstantinopel in ununterbrochenem Zusammenhang stand. Dann und wann ist Honorius nach Rom gegangen. Er hatte eine Wiederherstellung der Mauern der Stadt verfügt, wodurch der Ruf ihrer Unüberwindlichkeit erneuert wurde. In Rom gelangte Stilicho zu großem Ansehen. Wir finden daselbst eine Inschrift, in welcher sein Emporsteigen durch alle militärischen Stufen bis zu den obersten verzeichnet und von ihm gerühmt wird: er habe den Kaiser Theodosius in allen seinen siegreichen Kriegsunternehmungen begleitet; er sei von ihm in seine Verwandtschaft aufgenommen, Gemahl seiner Nichte, Schwiegervater seines Sohnes geworden. Dahin war es bereits gekommen, daß ein Mann fremder Nationalität zu einer so hohen Stellung neben dem Kaiser erhoben wurde. Stilicho hatte sich um Rom in jener Zeit durch die erwähnte Überwältigung Gildos ein unmittelbares Verdienst erworben; denn von Afrika her bezog die Hauptstadt noch immer ihre Lebensmittel. Sehr glaublich, daß der Senat ihn dabei unterstützte. Claudian rühmt, daß die alte Ordnung wiederhergestellt, der Krieg auf Befehl der Vornehmen der Stadt geführt worden sei. Eine andere Handlung, die Stilicho zur Ehre gereichte, war die Zurückweisung des großen Anfalls der Germanen unter Radagais. Radagais war ein Heide und wollte es sein. Überall erwachten die Sympathien für das Heidentum von neuem, selbst in Rom. Denn da Radagais den Göttern opferte, so meinte man nicht anders, als durch eine homogene Verehrung ihm widerstehen zu können. Er opfere den Göttern, so sagte man, niemand hindere ihn daran; warum solle Rom es nicht auch thun? Die ganze rechtgläubige

Welt erzitterte. Denn auch die Arianer faßten die Hoffnung, eine Veränderung zu erleben, die ihnen ihre früheren Rechte zurückgegeben hätte. Man wird wohl nicht irren, wenn man diese an sich höchst unvollkommen überlieferte Begebenheit als eine Reaktion gegen die Siege des Theodosius über die Heiden und die Arianer betrachtet. Stilicho wußte das feindliche Heer, welches sich, wahrscheinlich der Hitze des italienischen Himmels wegen, in die Berge von Fäsulä zurückgezogen hatte, daselbst einzuschließen und es zu übermannen. Radagais selbst kam dabei um. Man kann in dem guten Erfolg im allgemeinen die Behauptung der von Theodosius getroffenen Einrichtungen erkennen. Auch der Schatten des Ambrosius wird von der Tradition aufgerufen; die Ermutigung wird ihm, und der Sieg einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung zugeschrieben.

Indem aber dies geschah, war Stilicho noch in andere Verhältnisse verwickelt worden, in denen seine Politik nicht so einfach zu Tage liegt. Claudian ist voll von der Animosität, welche zwischen den in Konstantinopel vorwaltenden Persönlichkeiten und Stilicho eingetreten sei; schon bei dem Kampfe mit Gildo soll dies der Fall gewesen sein. Es liegt ja auf der Hand, daß zwischen den Oberhäuptern der Höfe, welche beide eine höhere Autorität in Anspruch nahmen, der eine als der politische, der andere als der militärische Mittelpunkt des Reiches, Zwistigkeiten nicht vermieden werden konnten. Andere kann man übergehen; eine aber ist von so eigentümlichem Charakter und hat so inhaltsschwere Folgen gehabt, daß sie eine noch eingehendere Darstellung wert wäre, als ihr bei der Beschaffenheit unserer Nachrichten verliehen werden kann. Ich will mich nur an die unleugbaren Thatsachen halten, ohne den persönlichen Motiven der Politik, die nicht eben zuverlässig überliefert sind, nachzuforschen.

Die Verwickelung ging abermals von den Goten aus, nicht jedoch von denen im regelmäßigen Dienst, sondern von den anderen, welche sich dem Kaiser Theodosius als Föderati beigesellt und dafür ansehnliche Landstriche zu ihrem Aufenthalt erhalten hatten. Sie waren nicht eigentlich Herren des Landes; sie blieben immer auf die Annona, welche für sie durch die obersten Reichsbeamten herbeigeschafft werden mußte, angewiesen, und da diese nach dem Tode des Kaisers nicht mehr regelmäßig geleistet wurde, so gerieten sie in eine Bewegung, in welcher sie zwar sich nicht geradezu unabhängig zu machen, aber doch im ungeschmälerten Besitz ihrer Rechte zu behaupten beschlossen. An ihrer Spitze stand Alarich, der dem Geschlecht der Balthen angehörte, und seine selbstvertrauende Haltung bewies, daß er ein Baltha, d. h. der Kühne sei.

Als Föderati nicht an die strengen Gesetze militärischer Unterordnung gebunden, schritten sie dazu, sich selbst zu helfen.

Es ist doch wohl nicht anders, als daß die Goten Alarich zum Zeichen ihrer Selbständigkeit zum König erhoben haben. Bald sehen wir ihn, um seinen Ansprüchen Geltung zu verschaffen, in den Peloponnes einbrechen.

Undenkbar wäre es nicht, was erzählt wird, daß die oströmische Staatsverwaltung, nicht mehr fähig, die Jahrgelder zu zahlen, ihn auf diese Provinz selbst angewiesen hätte. Bei diesem Einfall tritt noch einmal eine charakteristische Manifestation des alten Götterdienstes hervor. Wir finden die Erzählung, daß die griechischen Götter, Athene Promachos selbst, dem Vordringen des Barbarenkönigs Einhalt gethan haben. Unmöglich aber konnte Stilicho, welchem vom verstorbenen Kaiser die Obhut über seine beiden Söhne anvertraut worden war, diese Eigenmächtigkeit der Goten dulden.

Er begab sich selbst nach Griechenland. Doch lag ihm nichts daran, den Gotenkönig, der, so viel wie man weiß, in den letzten Feldzügen sein Kampfgenosse gewesen war, zu vernichten. Es geschah ohne Zweifel mit seiner Einwilligung, daß Alarich gleich darauf nach Epirus zog. Zwischen beiden ist dann, wie man sagt, ein Vertrag geschlossen worden, nach welchem Illyricum von dem östlichen Reiche losgerissen und mit dem westlichen verbunden werden sollte. Man könnte vermuten, daß dabei die Absicht gewesen wäre, den Goten Wohnsitze in diesen Provinzen, die damit unter den occidentalen Autoritäten gestanden haben würden, anzuweisen. Aber dem Gotenkönig zögerte Stilicho zu lange, zu der Ausführung dieser Absicht zu schreiten, wahrscheinlich weil sein Kaiser, der an der Einheit des Reiches festhielt, dagegen war. Ungeduldig, länger zu warten, und thatenbegierig drang Alarich gegen Ende des Jahres 401 selbst nach Italien vor. Die beiden Heere trafen bei Pollentia aufeinander; es kam zu einer Schlacht, in welcher die Goten den Sieg gewonnen zu haben behaupten, Stilicho aber bei den Römern in Verdacht geriet, ein geheimes Einverständnis mit Alarich eingegangen zu sein.

Da nun damals der Hof genötigt worden ist, sich nach Ravenna zu begeben, so kann es niemand Wunder nehmen, wenn Stilicho sich nicht mehr auf der früheren Höhe seines Ansehens erhalten konnte. Nicht jedes Moment der Ereignisse kann, ganz für sich betrachtet, beurteilt werden. Aber im ganzen war es doch ein unerträglicher Zustand, daß ein unbotmäßiger Heerhaufe unter einem unternehmenden Führer von Osten nach dem Westen vorrückte und von dem Oberbefehlshaber nicht mehr zur vollen Unterordnung zurückgebracht werden konnte. Eben darin lag ja die durch Theodosius selbst herbeigeführte Aufgabe, die germanischen Streitkräfte den Bedürfnissen des römischen Reiches dienstbar zu machen. War aber nicht Stilicho selbst ein Germane? Wer konnte dafür stehen, daß er nicht seine Autorität auch über diejenigen Fürsten, die er zu schützen berufen war, ausdehnen würde. Dieser Zwiespalt, der schon die letzten großen Verwickelungen hervorgerufen hatte, trat aufs neue und zwar abermals in den britannischen Legionen hervor; sie sahen Stilicho an wie einst Merobaudes. Die Autorität des Barbaren über die Legionen empörte ihr altrömisches Selbstgefühl.

Noch einmal machten sich die britannischen Legionen selbständig und gingen so weit, einen Imperator aufzustellen. Die beiden ersten Führer, welche sie ernannten, genügten ihnen selbst nicht; sie wurden beide getötet.

Dann erhob sich ein dritter, ein Mann gemeinen Standes, der den in Britannien noch immer klangvollen Namen Konstantin führte. Dieser ging nach Boulogne über, wo er ebenso, wie sein Vorgänger auf diesem Wege, Maximus, die römischen Truppen geneigt fand, ihm beizutreten, sowohl in dem übrigen Gallien als in Aquitanien: denn das war immer der Grundgedanke dieser Unternehmungen, sich der Verwendung barbarischer Truppen im römischen Dienst entgegenzusetzen. Davon wurde niemand mehr betroffen als eben Stilicho, der, selbst ein Barbar von Geburt, sich zu einer der höchsten Stellen im Reiche emporgeschwungen hatte. Die Empörung galt weniger dem Honorius, dem Konstantin vielmehr friedliche Anerbietungen zugehen ließ, als dem großen Heermeister; sie wurde der Wendepunkt seines Glücks. Einen guten Sinn in der Verflechtung der allgemeinen Angelegenheiten hat es, wenn man behauptet, Stilicho habe bei dem damaligen Einbruch germanischer Nationen in Gallien seine Hände im Spiel gehabt. Wir werden darauf zurückkommen. Aber die Hauptsache ist, und darüber kann kein Zweifel sein, daß er mit Alarich selbst in Verbindung trat und ihm ansehnliche Jahrgelder zusicherte, wenn er in Gallien den Streit mit Konstantin auszufechten unternehme. Die zweideutige Haltung Stilichos und seine Unterhandlungen mit Alarich konnten nicht verfehlen, den Verdacht, als verfolge er selbstsüchtige Pläne, gegen ihn zu erwecken — ein Verdacht, der auch von nicht beteiligten Zeitgenossen energisch und mit Widerwillen ausgesprochen worden ist.

Als eine Hofintrigue kann es nicht betrachtet werden, wenn sich in der Umgebung des Honorius eine Opposition gegen Stilicho erhob, die ihm die Absicht zuschrieb, seinen Sohn Eucherius, der noch ein Heide war, zur obersten Würde im Reiche zu erheben.* Es war eben die Zeit, in welcher man Nachricht von dem am 1. Mai des Jahres 408 erfolgten Tode des Arcadius mit Hinterlassung eines unmündigen Kindes, Theodosius II., erhielt. Das Gerücht verbreitete sich, Stilicho wolle nach dem Orient gehen und dort seinen Sohn zum Imperator ausrufen lassen. Gerüchte wirken zuweilen mehr als Thatsachen. Unter der Einwirkung des Eunuchen Olympius, der in der unmittelbaren Nähe des Honorius eine hohe Stelle einnahm und nur die religiösen Gesichtspunkte im Auge hatte, geschah es, daß in dem kaiserlichen Feldlager zu Ticinum eine Empörung ausbrach, in welcher die vornehmsten Befehlshaber erschlagen wurden — mit Vorbehalt jedoch des Gehorsams gegen den Kaiser, der selbst im Lager erschien, dann aber aus Besorgnis, es möchte auch ihm etwas zu Leide geschehen, sich bei Seite hielt. Anfangs nun faßte Stilicho den Gedanken, einverstanden mit den Germanen, die um ihn waren, denen sich auch Hunnen beigesellt hatten, gegen das Feldlager in Ticinum vorzurücken und die militärische Unterordnung wiederherzustellen. Eine höchst außerordentliche Erscheinung, wenn ein barbarisches Heer gegen das römische Feldlager heranzog, und zwar in der Absicht, oder wenigstens unter dem Vorgeben, den Kaiser selbst vor Gewalt zu beschützen. Da man aber erfuhr, daß ihm nichts zu Leide gethan werde, und die Verwirrung der Lage über-

haupt nicht deutlich erkennen ließ, ob ein heranziehendes Heer den Kaiser wirklich auf seiner Seite haben werde, so stand Stilicho, im Widerspruch mit seiner Umgebung, die ihn sogar durch einen Aufruhr anderen Sinnes zu machen suchte, davon ab und begab sich nach Ravenna; denn dieses festen Platzes und der Besatzung desselben wollte er vor allem sicher sein. Hier aber war die Ehrfurcht gegen den kaiserlichen Namen stärker, als die Rücksicht auf den Oberbefehlshaber. Ein kaiserliches Schreiben lief aus dem Lager ein, welches die Gefangensetzung Stilichos mit Sicherung seines Lebens befahl. Stilicho war in eine Kirche geflüchtet, wurde aber unter der Versicherung, die das Schreiben enthielt, aus diesem Asyl weggeführt. Dann erst wurde ein zweites Schreiben verlesen, in welchem Stilicho wegen der Verbrechen, die er gegen das Gemeinwesen begangen habe, zum Tode verurteilt ward. Das barbarische Gefolge, welches Stilicho bei sich hatte, war bereit, ihn mit dem Schwerte zu verteidigen, aber Stilicho hielt seine Anhänger davon ab; er selbst bot seinen Nacken dem Schwerte dar.

Stilicho ist zwar nicht eine in allem einzelnen herauszuarbeitende Persönlichkeit, aber doch nicht unverständlich, wenn man sieht, wie er nach allen Seiten die von Theodosius eingerichtete Ordnung der Dinge zu behaupten sucht. Aber die römischen Streitmittel genügten zu diesem Vorhaben nicht; er mußte germanische Kräfte dazu verwenden. Stilicho war eben weder Barbar, noch ein rechter Römer; seine Stärke beruhte darin, daß er das eine mit dem anderen verband; Römer und Barbaren gehorchten ihm. Jetzt traten diese Elemente auseinander: dabei ist er umgekommen.

Allein dadurch geschah es nun wieder, daß Honorius unmittelbar von einer anderen Feindseligkeit heimgesucht wurde. Alarich war an sich nicht gegen die Römer; er dachte vielmehr, denselben in ihren Verwickelungen in Gallien zu Hülfe zu kommen. Durch den Tod seines Beschützers nun geriet er selbst, fast ohne zu wollen, in ein wenn nicht geradezu feindseliges, doch sehr zweifelhaftes Verhältnis zu dem Hofe von Ravenna. Er wurde durch die übrigen Goten, die bereits in Italien standen, die durch die Feindschaft, welche sie nach dem Tode des Stilicho und des Eucherius, der in diesen Konflikten ebenfalls unterging, erfuhren, erbittert waren, sehr ansehnlich verstärkt. Noch war Alarich zum Frieden bereit. Da aber die Vorschläge, die er dazu machte, von Honorius zurückgewiesen wurden, so schlug er die Straße nach Rom, das ja noch immer als die wahre Reichshauptstadt angesehen wurde, ein.

Das Prästigium, welches der Stadt bisher zu Hülfe gekommen war, hatte sich, wenn wir so sagen dürfen, in das Gegenteil verkehrt; der große Name zog den Kriegsfürsten, der an der Spitze des Heeres in Italien stand, gegen sie heran. Man kennt die Erzählung, er sei durch einen Mönch davor gewarnt worden, sich gegen die Welthauptstadt zu wenden, aber er habe geantwortet, er folge darin nicht dem eigenen Ermessen, sondern einem Impuls, dessen er nicht mächtig sei: er habe gleichsam jemand neben sich, der ihn

nach Rom vorwärts treibe. Es ist ein historischer Akt, welcher noch andere Motive hat, als die der obwaltenden Umstände der Zeit; wir dürfen aber der ersteren wegen nicht versäumen, uns auch die zweiten zu vergegenwärtigen, in denen die einander widerstreitenden Beweggründe und selbst Tendenzen zu erkennen sind. Indem Alarich nun vor Rom erschien, besetzte er nicht sogleich den Hafen, sondern zunächst nur die Ufer des Tiber, wodurch jedoch die Verbindung der Stadt mit dem Hafen unterbrochen wurde, so daß die Einwohner in große Not gerieten. Zum Hunger gesellte sich die Pest; viele Sklaven germanischer Herkunft schlossen sich an Alarich an, so daß die reichen Römer in äußerste Aufregung gerieten.

Noch einmal ist davon die Rede gewesen, zu den Göttern zu beten, oder sogar altrömische Ceremonien anzuwenden, durch welche, wie man sagte, eine benachbarte toskanische Stadt gerettet worden sei. Und sehr begreiflich ist auch ohnedies die Auskunft, die man dem Gotenkönig anbot, daß man nämlich den Kaiser ersuchen werde, auf Alarichs Anträge einzugehen. Die erste Gesandtschaft, die zu diesem Zweck nach Ravenna geschickt wurde, hatte keinen Erfolg. Der römische Bischof aber begab sich selbst zu Honorius und bewirkte, daß dieser den Gotenkönig einlud, zu ihm zu kommen und mit ihm zu verhandeln. Alarich rückte hierauf nach Ravenna vor; und hier kam es zu einer Unterhandlung zwischen ihm und dem Praefectus Praetorio Jovius.

Wir vernehmen, daß der gotische König mit den Lieferungen von Lebensmitteln und Geldzahlungen, die er früher verlangt hatte, nicht mehr zufrieden, die Forderung hinzugefügt habe, die durch Stilichos Tod vakant gewordene Stellung als Magister utriusque militiae, d. h. als Oberbefehlshaber der ganzen Armee, zu erlangen, die ihn schon unter Honorius zum Herrn und Meister des Reiches gemacht haben würde. Der Präfekt und der Kaiser selbst waren nicht gegen die Lieferungen, aber dem Barbaren die höchste militärische Stellung zu gewähren, lag jenseit des Gesichtskreises des Kaisers; er widersetzte sich schroff und entschieden. Jovius beging bie Unvorsichtigkeit, dies dem gotischen König eben in dem Moment zu hinterbringen, als dieser die volle Gewährung seiner Wünsche erwartete. Er geriet darüber in heftige Aufwallung, gleich als halte man ihn einer solchen Stellung für unwürdig. Aber auf der anderen Seite schien Jovius und einigen anderen hohen Beamten die Zeit für gekommen, zu erklären, daß sie an dem Kaiser festhalten würden. Die Frage war also, ob der Gote mit der höchsten militärischen Würde im Reiche ausgestattet werden könnte. Der Stolz der Goten verlangte es, aber das Selbstgefühl der Römer setzte sich dagegen. Natürlich zerschlugen sich die Unterhandlungen, und als kurz darauf Alarich, von einigen christlichen Bischöfen unterstützt, eine bei weitem gemäßigtere Forderung aufstellte, nämlich Lieferungen und Abtretung eines Landstriches in Rhätien, welcher für die Römer doch keinen Wert habe, so wurde auch diese Forderung zurückgewiesen. Alarich erkannte, daß er weder die höchste Stellung im römischen Heer, noch ein Stück Landes zu vollem unabhängigen Besitz er-

langen werde. Eines von beiden mußte er haben. Die Versagung dieser Forderungen veranlaßte ihn zu einem neuen Schritt in dieser Laufbahn, welcher der gewagteste von allen war. Überzeugt, daß er bei dem gegenwärtigen nichts ausrichten würde, dachte er daran, die Erhebung eines neuen Imperators ins Werk zu setzen, ungefähr wie kurz vorher Arbogast in seinem Hader mit Valentinian den Eugenius proklamiert hatte. Unter Einwirkung Alarichs wurde der Praefectus urbis, Attalus, zum Imperator ausgerufen. In Rom hatte der neue Imperator zwei Parteien für sich, die heidnische und die arianische. Beide wurden durch die scharfen Edikte des Honorius, die nach dem Sturze Stilichos gegen sie ergangen waren, bedroht; — im November des Jahres 408 sind deren fünf in ungewohnter Ausdehnung erlassen worden. Die Römer hofften, unter Attalus, der selbst ein Heide war, den alten Götterdienst noch einmal wiederhergestellt zu sehen. Diesen Sinn hat es unzweifelhaft, wenn er dem Senat die Wahrung der väterlichen Gewohnheiten und zugleich die Weltherrschaft versprach; denn das hängt nun einmal beides zusammen. Die Arianer rechneten auf den Schutz Alarichs. Die beiden durch Theodosius in seinem letzten Kriege niedergeworfenen Parteien schlossen sich Attalus an, der nun seinerseits kein Bedenken trug, dem Alarich die militärische Würde, welche er verlangte, zu bewilligen. Vollständig aber wurde damit der Gegensatz zwischen den Römern und Barbaren keineswegs gehoben. Wenn der Mangel an Lebensmitteln noch immer andauerte, was daher kam, daß der Befehlshaber in Afrika, Heraclianus, an dem Kaiser Honorius festhielt, so gab Alarich den Rat, mit einer mäßigen Anzahl von Truppen, die nach Afrika gehen sollten, sich der dortigen Hafenplätze zu bemächtigen, um die regelmäßige Versorgung der Stadt mit afrikanischem Getreide herzustellen. Soweit aber wollte auch Attalus, obwohl er ein Geschöpf Alarichs, nicht gehen, den Barbaren Afrika zu unterwerfen; dagegen sträubte sich das eingeborene Römertum. Attalus meinte durch eine Botschaft an Heraclianus die ganze Sache in Ordnung zu bringen. Er unternahm nun augenscheinlich auf eigene Hand zwei Versuche, sich der Herrschaft zu bemächtigen. Während jener Abgeordnete nach Afrika ging, rückte er selbst mit einem gotisch-römischen Heere gegen Ravenna vor. Und hier nun war Honorius unfähig, Widerstand zu leisten. Es kann kein Zweifel sein, daß er sich bereit erklärte, den Gegner als Genossen des Imperiums anzuerkennen. Attalus war aber damit nicht zufrieden; er wollte keine weitere Einwirkung des Honorius dulden; er ließ dem Honorius den Vollgenuß aller äußerlichen Präcipitorien anbieten, jedoch unter der Bedingung, daß er sich auf eine Insel zurückziehe und auf eine wirkliche Teilnahme an den Geschäften Verzicht leiste. Es war der Augenblick, in welchem alle Einrichtungen des Theodosius auf dem Spiele standen und Heidentum und Arianismus, auf volkstümliche Meinungen und auf Alarich gestützt, nochmals eine große Aussicht hatten. Um nicht auf die Anträge des Attalus eingehen zu müssen, beschloß Honorius, nach Konstantinopel zu flüchten, wodurch doch Attalus seiner Gegen-

wart entledigt worden wäre. In dieser Krisis haben zwei Momente entschieden. Das erste ist, daß Honorius Hülfe aus dem Orient bekam, wo die Leitung der Geschäfte in die Hände des Anthemius übergegangen war, eines Mannes, der von einem beredten Zeitgenossen als der Große gefeiert wird, dem man beides, Strenge und Güte, nachsagt und dem es bereits gelungen war, Einfälle der wildesten Barbaren zurückzuwerfen, mit den Persern ein Abkommen zu treffen und städtische Unruhen in Konstantinopel zu überwältigen. Der hatte nun auch wieder den Occident ins Auge gefaßt, und man begreift es, wenn er das Imperium nicht in fremde Hände übergehen lassen wollte: denn das eventuelle Recht daran gehörte auch dem Zweige des Arcadius. Genug, indem Honorius sich vorbereitete, nach Konstantinopel zu entfliehen, langte eine für die damaligen Zustände ziemlich bedeutende Hülfsmacht aus dem Orient bei ihm an. Es waren sechs Abteilungen regelmäßiger Milizen, die etwa 4000 Mann betragen mochten. Ihre Ankunft gab dem Honorius seinen Mut zurück. Er hatte schon an der Zuverlässigkeit seiner italienischen Truppen zu zweifeln angefangen; jetzt konnte er die Mauern von Ravenna mit Mannschaften besetzen, deren Treue unerschütterlich sein mußte, so daß Attalus nicht mehr hoffen durfte, in kurzem in Ravenna selbst einzuziehen. Nicht minder eingreifend waren die aus Afrika einlaufenden Nachrichten. Hier hatte Heraclianus den Gesandten des Attalus, der ihn zum Abfall von Honorius bewegen sollte, nicht allein abgewiesen, sondern umbringen lassen und Sorge getragen, daß keine weitere Zufuhr nach Rom gelangte. Der Mangel an Lebensmitteln stieg hierauf in der Stadt zur förmlichen Hungersnot. Die Römer hatten zwar ihren Cirkus, aber kein Brot mehr, und wahrscheinlich beruht es auf einer der im Cirkus gehörten Ausrufungen, daß man gemeint hat, die Einwohner würden sich mit Menschenfleisch nähren. Unter der Aufregung, welche hierüber entstand, kehrte Attalus zurück. Alarich war der Meinung, daß man nur etwa fünfhundert Mann an die nahe afrikanische Küste senden solle, um dem Widerstande des Heraclianus ein Ende zu machen. Gewiß, das war bei der Lage der Dinge das einzige Mittel, aus diesen unglücklichen Verlegenheiten herauszukommen. Aber in den Römern lebte doch das unerschütterliche Selbstgefühl, das den Grundzug ihres Charakters ausmachte. Attalus und der Senat schlugen ab, auf den Antrag Alarichs einzugehen.

In diesem Zwiespalt darf man wohl einen der bezeichnendsten Charakterzüge der späteren römischen Geschichte sehen. Mitten in einer verderblichen Hungersnot verweigerte Attalus und sein Senat den Goten die vollkommene Gemeinschaft der Waffen. Die Idee von Rom war noch ungebrochen. Für Alarich selbst lag am Tage, daß er durch Verbindung mit Attalus niemals zu der Sicherheit gelangen würde, die er anstrebte. Von den beiden römischen Kaisern, dem, mit dem er zerfallen war, und dem, welchen er selbst erhoben hatte, zurückgestoßen, nahm Alarich eine noch immer in sich unabhängige, aber sehr veränderte Stellung ein. Er wandte sich nun wieder an Honorius

und traf mit diesem eine Abkunft, deren Wortlaut wir nicht genau erfahren, von der es jedoch gewiß ist, daß er darin seine feindliche Stellung gegen Honorius aufgegeben, und dieser ihm dagegen Versprechungen gemacht hat. Attalus wurde im Lager Alarichs, wenn wir recht unterrichtet sind, mit einer gewissen Feierlichkeit des Imperiums wieder entkleidet. Seine höchsten Beamten erhielten Amnestie. Er selbst hätte sich nicht wieder nach Rom wagen dürfen, er würde unzweifelhaft getötet worden sein; seine Sicherheit fand er bei Alarich, in dessen Umgebung er sich fortan aufgehalten hat.

Was sollte aber mit denen geschehen, welche an die Herstellung des Heidentums in Rom gedacht oder Begünstigungen des Arianismus erwartet hatten? Alarich hat sich gleich darauf Roms bemächtigt — ohne Belagerung, ohne eigentlichen Widerstand, durch Mittel und Wege, die wir nicht weiter kennen. Er hat es besetzt am 24. August 410. Wie so ganz irrig ist es, die Einnahme mit einer späteren Eroberung durch ein gewaltiges Kriegsheer in Vergleich zu stellen! Es könnte wohl der entgegengesetzte Fehler zu sein scheinen, wenn man die Vermutung ausspräche, Alarich sei mit dem Kaiser und der Geistlichkeit einverstanden gewesen, als er Rom einnahm. Aber in den Thatsachen liegt doch keine Feindseligkeit gegen Honorius; eher das Gegenteil. Dem Kaiser mußte es darauf ankommen, die Gegner des theodosianischen Hauses wieder zu unterwerfen. Was der herrschenden Ansicht, Rom sei in die Hände der Barbaren gefallen, zufolge über die dabei begangenen Gewaltsamkeiten gesagt worden ist, wird teilweise gegründet sein; — doch aus sicheren, bewährten Nachrichten ergiebt sich, daß Alarich die Kirchen, besonders den Vatikan, zu Ehren des Apostels Petrus in Schutz genommen hat. Vorfälle werden erzählt, in denen ein versuchter Raub sich unmittelbar in eine Huldigung gegen den Apostel verwandelt. In einer Art von Pomp wurden die Schätze, deren man sich bemächtigen wollte, nach der Peterskirche abgeführt. Alarich hat die allgemeine Ordnung und das Übergewicht der katholischen Kirche, das von Attalus und dessen Anhängern bedroht wurde, wiederhergestellt. Nur drei Tage hat er in der Stadt verweilt. Aber das reichte hin, um die Vorahnungen der alten Propheten zu erfüllen, daß Rom dereinst von den siegreichen Barbaren eingenommen werden würde.

Alarich hatte seine Mission beendet. Was er weiter vorgehabt und unternommen, ist schwer zu sagen. In den Zusammenhang der Begebenheiten würde es eingreifen, wofür doch ein direktes Zeugnis vorliegt, wenn man annehmen wollte, er habe die Absicht gefaßt, nach Afrika zu gehen, um die Herbeischaffung der Lebensmittel, deren die Stadt bedurfte, ins Werk zu setzen. Attalus hatte es ihm versagt; nach dessen Sturz lag es ihm nahe, es selbst zu versuchen. Und weit verbreitet war die Nachricht, er habe einige Schiffe zusammengebracht, um von Rhegium nach Sicilien überzugehen; aber von den dunkeln Mächten sei ihm Widerstand geleistet worden; seine Flotte sei in der Meerenge vor seinen Augen untergegangen. An der Schwelle des größten Unternehmens, durch welches er Rom und Afrika zu beherrschen ge-

dachte, sei er plötzlich an einer Krankheit verschieden. Wundervoll ist die Sage, nach welcher die gotische Kriegsschar den Fluß Burentinus bei Cosenza abgeleitet, den Gotenfürsten samt allen seinen Schätzen darin begraben und alsdann die Fluten wieder über das Grab habe dahinrauschen lassen. Ob sie gefürchtet haben, jede andere Grabstelle würde von den Einwohnern doch zerstört werden? An die Wiederaufnahme des mißglückten Unternehmens war überhaupt nicht zu denken. Wir erfahren noch, daß in Rom die Schwester des Honorius, Tochter des Theodosius von der Galla, des Namens Placidia, in seine Hand gefallen sei, so daß man an eine Vermählung derselben mit dem Schwager und Nachfolger Alarichs, Ataulf, habe denken können. Der aber suchte sich eine Heimat in Gallien zu gründen; wir werden ihn sogleich dahin begleiten.

Achtes Kapitel.

Invasion und erste Festsetzung der Germanen in den westlichen Provinzen des römischen Reiches.

Die weltbeherrschende Frage war noch immer die älteste. Seitdem die Germanen aus Gallien zurückgetrieben waren, hatten sie nicht aufgehört, Land von den Römern zu fordern; wie einst schon von Julius Cäsar, so nachmals von Marc Aurel. Nun waren sie seit der Niederlage des Valens allerdings in das römische Reich aufgenommen worden, aber in einem Bundesverhältnis, das doch eine Art von Dienstbarkeit war und keine Selbständigkeit gewährte. Alarich, der sich nicht mehr als bloßer Stammeshäuptling, sondern als König seiner Nation fühlte, hatte danach gestrebt, für sich selbst eine allgemein anerkannte Stellung und für sein Volk eine genügende Ausstattung entweder durch Lieferungen oder durch förmlichen Besitz einer Landschaft zu erlangen. Er hatte unendlich viel erreicht; allein die eigentliche Aufgabe, welche darin bestand, das nationale Dasein einer kriegerischen Bevölkerung mit der Unterordnung unter Rom zu vereinigen, hatte er nicht gelöst.

Noch auf eine andere Weise als jener Übergang über die Donau, von welchem die Verwickelungen, deren wir gedachten, herrührten, war der Übergang der Germanen über den Rhein für die Weltereignisse entscheidend. Denn wenn in Thracien und in Italien die beiden großen Hauptstädte, welche die höchste Gewalt gleichsam mit den Kaisern teilten, durch äußere Lage und innere Impulse Widerstand zu leisten fähig gewesen waren, so traf der Einbruch germanischer Völker in Gallien nicht auf einen ähnlichen Widerstand.

Das Land hatte keine eigentliche Hauptstadt. Es war nicht einmal eine von anderen abgesonderte, in sich selbst zusammenschließende Provinz. Es gehörte zu der Präfektur, welche zugleich Spanien und Britannien in sich begriff. In sich selbst setzte es sich aus zwei verschiedenen Teilen zusammen, den sogenannten sieben Provinzen, welche den Süden Galliens bis zur Garonne im Westen und dem oberen Rhonelauf im Osten umfaßten, und dem eigentlichen Gallien. Jene hatten einen Vikar an der Spitze; dieses jedoch stand, soviel man sehen kann, unter der unmittelbaren Verwaltung des Praefectus Galliarum. Außer den beiden Germanien und den beiden Belgien, welche als Grenzlande eingerichtet waren, umfaßte es das ehemalige lugdunensische Gallien. Hier finden wir die alten Namen wie Rheims, Soissons, Paris, Rouen. Sie erinnern noch an die ältesten Zustände: denn, wie man weiß, hatten sich im Laufe der Zeit städtische Gemeinwesen organisiert, welche die früheren Bezirke, die nun freilich vollkommen romanisiert waren, mehr oder minder in sich begriffen. Sie waren dadurch, daß das Christentum überall eingeführt worden, unter ihren Bischöfen zu noch größerer Autonomie gelangt, als vordem. Die innere Verteidigung und Sicherheit beruhte vor allem darauf, daß die Grenzbefestigungen behauptet wurden, was dann unter unaufhörlichen Kämpfen insofern gelungen war, als die vornehmsten Plätze sich immer in römischen Händen befanden. Auch jetzt sind es nicht die Grenzvölker gewesen, welche den Einbruch vollzogen; er geschah durch andere von diesen Marken bisher entfernt gebliebene Stämme.

Am letzten Tage des Jahres 406 haben Vandalen, Alanen und Sueven den Rhein überschritten und sind dann in Gallien vorgedrungen. Eine unzweifelhafte Nachricht liegt vor, nach welcher die Vandalen Widerstand bei den Franken fanden und nur durch die Hülfe der Alanen gerettet wurden. Die drei Völker gehören der ostgermanischen Völkergruppe an. Vandalen und Goten werden von Procop als gleichartige und verwandte Stämme geschildert. Auch von den Alanen läßt ihre Schilderung bei Ammian keinen Zweifel darüber, daß sie zu den Germanen gerechnet wurden; ausdrücklich werden sie zu den gotischen Stämmen im allgemeinen gezählt; ihre Verschmelzung mit denselben beweist unter anderem die alano-gotische Verwandtschaft des Jordanes. Die Sueven können keine anderen gewesen sein, als die, deren Verbindung mit den Sarmaten schon die älteren Schriftsteller erwähnen; im ptolemäischen Scythien werden alanische und suevische Gebirge unterschieden. Und ganz ohne Grund möchte es nicht sein, wenn Hieronymus als die dritte eingedrungene Schar nicht die Sueven bezeichnet, sondern die Quaden. Wäre die Annahme gegründet, so würde darin ein Zusammenhang mit der früheren Geschichte vorliegen. Es würde dieselbe Völkerschaft sein, durch deren geringfügige und doch feindselige Haltung Valentinian in jene Aufregung versetzt wurde, die ihm den Tod zuzog. Eine verwandte Völkerschaft hatte er bereits gewonnen und sie den Alemannen entgegengesetzt; es waren die Burgundionen, die aber jetzt durch die drei anderen

Stämme mit fortgerissen wurden. Wodurch aber sind nun diese zu dem Unternehmen veranlaßt worden?

Eine historisch sichere Nachricht ist darüber wahrscheinlich niemals niedergeschrieben worden. Auf Grund einsilbiger Notizen, die auf uns gekommen sind, haben sich zwei verschiedene Ansichten unter den Gelehrten gebildet. Nach der einen gehörten diese Stämme ursprünglich zu denen, die mit Radagais verbunden waren; nach der anderen sind sie von Stilicho eingeladen worden. Ich denke, daß das eine das andere nicht ausschließt. Denn von jeher waren es immer zwei Momente, die bei diesen römisch-germanischen Ereignissen zusammenwirkten: die inneren Entzweiungen des römischen Reiches und der Impuls der germanischen Stämme, die zugleich Kriegsgenossenschaften waren, sich weiteren Raum für ihr Leben und ihre Macht zu schaffen.

Von Stilicho berichtet der einzige gleichzeitige Geschichtschreiber, der zwar parteiisch für Christentum und Kaisertum in ihrer damaligen Form, für die Wahrheit der Thatsachen aber eine durch seine Studien genährte Unterscheidungsgabe kundgiebt und nicht eigentlich erdichtet, Orosius, mit aller Bestimmtheit, er habe durch den Einbruch der drei Stämme sich Bahn für die Erhebung seines Sohnes Eucherius auf den kaiserlichen Thron machen wollen; er habe gehofft, die eingedrungenen Völkerschaften ebenso leicht wieder zu entfernen, als er sie herbeigerufen hatte.

Was nun die letzte Absicht Stilichos betrifft, so ist sie, wie bemerkt, sehr problematisch. Allein in der damaligen Lage der Dinge gab es noch einen anderen Beweggrund für die Herbeiführung eines germanischen Heerhaufens aus der Stammesverwandtschaft Stilichos. Ich denke, es ist eine Kombination, die sich aus den Umständen ergiebt, wenn ich annehme, daß Stilicho durch die ihm entgegengesetzten Agitationen der römischen Kriegsvölker, die in Britannien zu Tage kamen und allenthalben Sympathien fanden, bewogen wurde, auf der einen Seite mit Alarich in Verbindung zu treten, auf der anderen den Einbruch der Vandalen, seiner Stammesgenossen, und anderer Germanen in Gallien hervorzurufen und zu befördern. Er ist dabei, wie schon erzählt, zu Grunde gegangen; aber der Einbruch der Germanen hat zur Umwandlung der occidentalischen Welt den vornehmsten Anstoß gegeben.

Ganz Gallien wurde von einer wilden Bewegung erfüllt, die dem entfernten Hieronymus einen Schrei des Entsetzens auspreßte.

Indem Constantinus in der Mitte derselben die Oberhand erhielt, gab er dem Kaiser Honorius Nachricht von seiner Erhebung, mit dem Hinzufügen jedoch, er habe nur gezwungen die Kaiserwürde angenommen, und trug ihm seine Bundesgenossenschaft an. Und erinnern wir uns nun, daß die Richtung, die er verfolgte, der Politik, die der Hof damals einschlug, homogen war, indem man sich auf beiden Seiten dem Eindringen germanischer Oberhäupter widersetzte, so ist es verständlich, daß sich Honorius bewogen gefunden hat, den gallischen Imperator anzuerkennen und ihm den Purpur zu schicken,

wie er ja auch einen Augenblick dem Attalus Gemeinschaft des Reiches angeboten hat. Es geschah bei folgender Gelegenheit. Konstantin war mit Gallien nicht zufrieden; er dachte, ein westliches Imperium, welches Gallien, Spanien und Britannien umfassen sollte, aufzurichten, und schickte seinen älteren Sohn, der das Mönchshabit abgeworfen hatte, um als Cäsar zu erscheinen, nach Spanien. Den größten Widerstand fand dieser an zwei Verwandten des theodosianischen Hauses, das in Spanien, woher es stammte, die ergebensten Freunde und Bundesgenossen besaß: Didymus und Verinianus. Diese, die eine angesehene Stellung im Lande inne hatten, setzten sich eigenmächtig den von Konstantin eingesetzten höheren Beamten entgegen. Aber sie konnten nur ihre eigenen Leute, Bauern und Knechte, die in der Eile aufgeboten waren, dem krieggeübten Feinde entgegenstellen, dem diese dann unterlagen. Sie selbst wurden gefangen genommen, so daß Konstantin auch in Spanien festen Fuß fassen konnte. Sobald es soweit gekommen war, schickte er ein paar Eunuchen von seinem Hofe an Honorius, der ihm dann durch diese seine Boten den Purpur übersandt hat. Honorius wurde dazu vor allem durch die Rücksicht auf die beiden Gefangenen, welche seine nahen Verwandten waren, bewogen.

Er hatte sein Leben lang die unglückliche Flexibilität eines Minorennen, welcher fremden Ratschlägen folgt. Doch gab es einen Punkt, in welchem auch er unbeugsam war, wie sein Bruder Arcadius, wenn es den definitiven Besitz der Autorität im Palast oder die Ehre des kaiserlichen Hauses überhaupt galt. Als seine beiden Verwandten, während man Botschaften wechselte, dennoch von Konstantin hingerichtet wurden, trat er von jeder weiteren Verbindung mit diesem zurück und dachte daran, seine Rechte zu behaupten. Und Konstantin zerfiel nicht lange darauf mit den römischen Truppen in Spanien, weil er die wichtigsten Pyrenäenpässe nicht den spanischen, welche bisher dieselben bewacht hatten, sondern den gallischen Legionen anvertraute. Er schickte dahin einen seiner besten Feldherren, des Namens Gerontius.

Aber das Verhältnis militärischer Unterordnung läßt sich, wenn es einmal gebrochen ist, kaum jemals wieder herstellen. Auch Gerontius konnte die Abhängigkeit von Konstantin nicht lange ertragen. Er fühlte sich dadurch beleidigt, daß Konstantin, indem er seinen Sohn wieder nach Spanien gehen ließ, diesem einen andern Heerführer zur Seite stellte. Gerontius machte sich selbständig und, um sich zu behaupten, trug er kein Bedenken, sich mit den in der Nähe vordringenden germanischen Völkerschaften zu verbinden. Die Entzweiung der Legionen mit ihrem Heermeister hatte den Germanen den Weg nach Gallien gebahnt; die Entzweiung der empörten Truppen untereinander eröffnete ihnen den Weg nach Spanien: im Einverständnis mit diesen haben sie die Pyrenäen überschritten.

Von den Provinzen des Reiches war keine blühender als Spanien, wie man namentlich aus der historisch wertvollen Lobrede des Pacatus auf Theodosius sieht. Von diesem Autor wird die glückliche Lage des Landes gerühmt:

in der Mitte zwischen der Glut des Südens und dem Eise des Nordens, von den Pyrenäen, dem Ocean und dem Tyrrhenischen Meere eingeschlossen, bilde es gleichsam ein Eiland, dem die schaffende Gottheit ihre besondere Gunst zugewendet habe; es zähle viele herrliche Städte; das bebaute und selbst das unbebaute Land sei entweder reich an Feldfrüchten oder durch Viehherden belebt; es besitze goldführende Flüsse, Bergwerke voll strahlender Metalle.

Man muß sich dieses beneidenswerten Zustandes inmitten einer von Verwüstung und Plünderung erfüllten Welt erinnern, um die Anziehung zu verstehen, welche Spanien auf die germanischen Nationen ausgeübt hat. Die drei Völkerschaften sollen, wie einst die Herakliden bei ihrem Vordringen in den Peloponnes, das Los über die Provinzen geworfen haben, welche eine jede occupieren solle. Man kann das wohl nur so verstehen, daß sie von vornherein bestimmten, wohin sich eine jede zu wenden, wo sie Fuß zu fassen habe. Die Sueven bekamen Gallicien, die Alanen Lusitanien. Die Vandalen teilten sich in zwei Geschlechter, Astinger und Silinger. Jene blieben bei den Sueven in Gallicien, diese nahmen Bätica und Andalusien ein. Hier schlossen sie nun auch bald mit den Einwohnern Verträge: die Spanier blieben in den Städten und Kastellen, die Germanen bekamen das Land. Daß es zu Verträgen kam, ersehen wir auch daraus, daß zuweilen eines Bruches derselben Erwähnung geschieht.

Wohlbetrachtet ist denn doch der Einbruch der drei Völker dem Kaisertum zu Hülfe gekommen. Sie verhinderten die Konsolidation des Imperiums, welches Konstantin in Gallien und Spanien aufzurichten gedachte. Zugleich aber wurden die Absichten Stilichos gegen Konstantin noch auf eine andere Weise ins Werk gesetzt.

Es entspricht seinen von jeher gehegten Intentionen, daß nach dem Tode Alarichs dessen Schwager Ataulf seinen Zug gegen Gallien richtete. Ataulf hat in einem Augenblick, als er seine Kräfte und sogleich die Doppelseitigkeit seiner Stellung fühlte, geäußert, er würde am liebsten das Römerreich in ein Gotenreich verwandeln, wenn nur seine Goten dahin zu bringen wären, den Gesetzen zu gehorchen. In diesem Gegensatz selbst aber lag die wirksamste Ursache für den Wechsel der Ereignisse. Daran konnte nicht gedacht werden, die universale Herrschaft Roms mit dem Schwerte der Goten zu behaupten; alle anderen Völker hätten niedergeworfen werden müssen, was unmöglich war. Wenn es auf eine Verschmelzung romanischen und germanischen Wesens ankam, so konnte das nur in einer der germanischen Stammesart entsprechenden Weise, zugleich in erhaltender und erweiternder Form geschehen. Diesen Gedanken setzte dann Ataulf selbst ins Werk. Dafür, daß er im Auftrag des Honorius nach Gallien gegangen sei, liegt kein Beweis vor. Als ein Feind des Kaiserhauses aber konnte Ataulf doch auch nicht betrachtet werden, wenn es wahr ist, was wir bemerkten, daß Alarich in seinen letzten Zeiten kein Gegner des Honorius gewesen war. Und ein verbindendes

Moment lag immer darin, daß Ataulf Placidia in seinem Lager mit sich fortführte; sie war ein Pfand in seinen Händen. Als Ataulf nach Gallien kam, war Konstantin bereits niedergeworfen. Denn es gab viele mächtige Eingeborene, die sich ihm doch nicht unterordnen wollten. Mit dem Oberbefehl über die Truppen des Honorius war Constantius betraut worden, der die Oberhand über Konstantin davontrug. Von Gerontius nämlich war Konstantin in Gallien angegriffen und in Arles eingeschlossen worden. Aber die Truppen des Gerontius traten zu Constantius über, als dieser in seiner Nähe erschien. Der Ausgang des Gerontius mag hier wohl nicht unerwähnt bleiben. Er wurde, als er nach Spanien zurückkam, auch dort von den Truppen verlassen und in seinem festen Hause belagert. Dahin hatte ihn seine Gemahlin, des Namens Nunechia, begleitet, welche, als die Sache schlecht ging, ihren Gemahl bat, sie zu töten, damit sie nicht in fremde Hände falle. Gerontius hat es gethan, auch den einzigen Getreuen, der bei ihm war, einen Alanen, hat er auf dessen Bitte umgebracht; er starb, wie die alten Römer, die nach der höchsten Gewalt gestrebt hatten.

Constantinus hatte noch auf eine Hülfe von Franken und Alemannen gerechnet, welche für ihn in die Waffen gebracht worden waren. Diese hatten anfangs den Truppen des Honorius die größten Besorgnisse eingeflößt; sie waren aber durch die Vorkehrungen, welche ein Unterfeldherr des Constantius, Ulfilas, unzweifelhaft ebenfalls ein Germane, traf, zurückgeworfen worden. Nach dieser Niederlage verlor Konstantin den Mut, legte den Purpur nieder und ließ sich zum Priester weihen. Aber die Einwohner, die nun zur Herrschaft des Honorius zurückkehrten, lieferten ihn aus. Indem er zu Honorius gebracht werden sollte, wurde er getötet. Das ganze südliche Gallien überlieferte sich dem Constantius und erkannte den Kaiser an.

Aber Ataulf fand eine andere Gelegenheit, sich dem Kaiser dienstfertig zu erweisen.

Neben Konstantin hatte sich noch ein anderer Imperator, des Namens Jovinus, erhoben. Er war ein geborener Gallier; die alten Grenzvölker, Franken und Alemannen, überdies ein in Gallien zurückgebliebener Alanenhäuptling und ein Fürst der Burgunden, des Namens Gunticar, schlossen sich ihm an. Und es hätte wohl die Frage sein können, ob Ataulf lieber mit Honorius oder mit Jovinus in Verbindung treten sollte. Entscheidend für ihn war, daß sein alter Feind Sarus mit Honorius zerfiel und sich mit Jovinus vereinigte. Diese inneren Fehden der Westgoten unter einander bildeten immer einen bemerkenswerten Einschlag im Gewebe der Begebenheiten. Ataulf wandte sich zuerst gegen Sarus, dem er mit einer Heerschar entgegenging. Sarus hatte nur achtzehn oder zwanzig Begleiter um sich; er wehrte sich auf das tapferste, wurde aber endlich lebendig gefangen und später getötet. Indem Ataulf hierdurch in Gegensatz mit Jovinus geriet, stellten ihm die vornehmsten der Eingeborenen, vor allem der Praefectus Praetorio Dardanus, vor, daß er sich mit Honorius, der jetzt wieder mächtiger werde, gegen Jo-

vinus verbinden solle. Und dazu entschloß sich nun Ataulf, der besonders daran Anstoß nahm, daß Jovinus seinen Bruder Sebastianus eigenmächtig zum Mitaugustus ernannt hatte. Er rückte gegen die beiden Brüder ins Feld. Zuerst erlag Sebastian; dann griff Ataulf Jovinus an, der von ihm in Valence belagert wurde und sich ergeben mußte. Ataulf wollte ihn an Honorius schicken, aber Dardanus, zu dem er zunächst gebracht wurde, zog es vor, denselben hinzurichten. Die beiden Köpfe wurden nach der barbarischen Weise des Jahrhunderts dem Honorius zugeschickt und dann auf dessen Befehl öffentlich ausgestellt, wie man mit Rebellen zu verfahren pflegte.

Durch eine neue Gesandtschaft Ataulfs an Honorius wurde dann eine förmliche Vereinbarung getroffen und mit Eidschwüren bekräftigt. Die Römer übernahmen die Verpflichtung, den Goten die nötigen Lieferungen zu leisten, Ataulf, Placidia zurückzugeben. Das erste setzte voraus, daß den Goten der Aufenthalt in Gallien gestattet und durch Naturallieferungen ermöglicht werden sollte, immer jedoch in Abhängigkeit von dem römischen Reiche.

Nun aber geschah, daß Heraclianus gegen den Hof von Ravenna, dem er einst die größten Dienste geleistet hatte, Partei ergriff. Noch ein Glück, daß man in Italien keine Hungersnot erfuhr; — wie hätte man aber die Goten in Gallien mit Lebensmitteln versehen sollen?

In dieser Verlegenheit, von den Mitteln entblößt, die ihm doch zugesagt waren, schritt Ataulf zu einem Akt der Selbsthülfe, welcher die weittragendsten Folgen gehabt hat. Er unternahm es, sich auf eigene Hand eine haltbare Stellung zu verschaffen. Wir werden nicht irren, wenn wir diesen Zeitpunkt als eine entscheidende Epoche überhaupt ansehen. Denn damals war es, daß die Burgundionen an dem Mittelrhein sich ansiedelten, woher es sich schreiben wird, daß ihr damaliger Fürst Gunticar einen unsterblichen Namen erlangt hat; er ist das Urbild des Gunthere des Nibelungenliedes. Zu gleicher Zeit schritt man in Spanien zur Befriedigung der Germanen durch Landanweisungen. Ataulf hat seinerseits die drei großen Städte Narbonne, Toulouse und Bordeaux in Besitz genommen, nicht eigentlich als Feind des Kaisers, sondern mit dem Vorbehalt, sein Verhältnis mit ihm aufrecht zu erhalten, und sogar noch enger zu knüpfen. Auf Rat eines Einheimischen, des Namens Candidianus, wurde der Beschluß gefaßt, daß Ataulf Placidia nicht zurückgeben, sondern sich vielmehr mit ihr vermählen solle.

Von seiten der Goten lag darin gleichsam eine Repressalie gegen Honorius, der die versprochenen Lieferungen nicht geleistet hatte: da die eine der eingegangenen Bedingungen nicht erfüllt wurde, so schien auch die andere keine Berücksichtigung zu verdienen. Für die Einheimischen aber war die Vermählung dadurch wichtig, daß ein Rechtsgrund für sie gewonnen wurde, Ataulf als ihren Herrn und Fürsten zu verehren.

In der Weinlese des Jahres 413 war Ataulf nach Narbonne gekommen. Einige Monate später, im Januar 414, ist dort die Vermählung in sehr charakteristischen Formen vollzogen worden. In der Vorhalle des Hauses

eines der vornehmsten Bürger saß Placidia auf römische Weise, im kaiserlichen Schmuck, neben ihr Ataulf, mit der Toga angethan, überhaupt römisch gekleidet. Die Hochzeitsgeschenke kamen von den Goten; fünfzig zierlich gekleidete junge Männer erschienen, jeder in den Händen zwei große Schalen, von denen die eine mit Gold, die andere mit kostbaren Edelsteinen bedeckt war; sie sollten sich aus der in Rom gemachten Beute herschreiben. Epithalamien wurden gesungen, bei denen Attalus selbst der Chorführer war. Alsdann folgten Spiele, an denen Goten und Römer sich beteiligten. Placidia, die immer einen hochstrebenden Geist gezeigt hat, willigte ein; es mochte ihr recht sein, das ewig unbestimmte Verhältnis selbständig zu fixieren. Wie sehr aber täuschte man sich, wenn man meinte, Honorius würde damit einverstanden sein! In der Vermählung seiner Schwester mit dem Gotenkönig erblickte er eine Herabwürdigung seines Geschlechts. Aufs neue versuchten Ataulf und Placidia, als ihnen ein Sohn geboren wurde, die Freundschaft des Hofes von Ravenna wieder zu erlangen. Honorius aber, der mit zäher Hartnäckigkeit an den einmal gefaßten Antipathien festhielt, wies die ihm angebotene Verständigung auch diesmal zurück. Er war damals wieder in Gallien zu einer großen Autorität gelangt. Constantius, der Überwinder Konstantins, setzte alle seine Macht ein, um die Goten aus Gallien zu entfernen. Ataulf hatte vergeblich einen Versuch auf Massilia gemacht; Constantius war der Seeküste überhaupt Meister. Er schnitt dem Gotenkönig alle Zufuhr ab, so daß derselbe sich entschloß, über die Pyrenäen zu gehen und sich nach den noch unerschöpften spanischen Provinzen zu werfen, wie die Vandalen, Alanen und Sueven, indem er dabei unaufhörlich über den Frieden unterhandelte. Er nahm Barcelona ein; hier aber ist er ermordet worden. Den Goten scheinen die zweifelhaften Verhältnisse mit Rom widerwärtig gewesen zu sein; am meisten aber wirkten dabei eigentümlich germanische Motive mit. Ataulf hatte nach der Ermordung des Sarus einen von dessen tapferen Gefährten in seinen eigenen Dienst genommen; der aber konnte den Mord seines alten Herrn nicht verschmerzen; als Ataulf eines Tages nach den Stallungen gegangen war — ein echter Reiter, um sich an dem Anblick der Pferde zu weiden —, bekam ihn dieser Mensch in seine Gewalt und brachte ihn um.

Es schien wohl, als würde diese Handlung der Blutrache den ganzen bisherigen Lauf der Westgotengeschichte durchbrechen. Zuerst bemächtigte sich ein Bruder des Sarus der königlichen Macht, die er auf das grausamste gegen die Angehörigen des königlichen Hauses ausübte; Placidia wurde zwar geschont, aber sehr gedemütigt. Das Regiment dauerte aber nur eine Woche. Dann ward ein neuer König von den Goten erwählt, ein alter Häuptling und Stammesfürst, des Namens Wallia. Auch der jedoch war keineswegs römisch gesinnt; der kundige Zeitgenosse Orosius versichert, er sei eben deshalb an die Spitze gestellt worden, um die Römer zu bekriegen. Dem entspricht nun auch, wenn er einen Zug nach Afrika unternahm — vor allen Dingen, um die Lebensmittel, die ihm bisher versagt worden waren, sich durch die

Waffen zu verschaffen. Aber die Westgoten waren zur See nicht eben glücklich. Schon einmal war der Versuch, aus Unteritalien nach Sicilien überzusetzen, ihnen mißlungen. Die Säulen des Herkules erwiesen sich den Goten ebenso verderblich als Scylla und Charybdis; die Flotte scheiterte in der Meerenge. Und hierdurch geschah es, daß die Politik Wallias wieder die alten Bahnen einschlug. Mit Ataulf hätte sich Honorius wohl niemals vollkommen verständigt. Man weiß, daß der Tod desselben in Konstantinopel, wo er dem Honorius selbst zugeschrieben wurde, mit öffentlichen Freudenbezeigungen begrüßt worden ist; er ward als ein Sieg des theodosianischen Hauses gefeiert. Allein mit dem Tode Ataulfs hörte das Verhältnis, welches für dies Haus das bedenklichste gewesen war, plötzlich auf; Wallia, nur eben ein Stammeskönig wie die anderen, bot gegen eine Einwendung dieser Art keinen Raum dar. Honorius kam in den Stand, die Lieferungen, zu denen er verpflichtet war, wirklich zu leisten; er gewährte solche dem neuen König. Eine besondere Gesandtschaft wurde angeordnet, um dagegen die Auslieferung Placidias zu verlangen. Dazu nun verstand sich Wallia. Placidia wurde den Römern übergeben und dem vornehmsten Manne der damaligen militärischen Reichsverwaltung, Constantius, dem Besieger Konstantins, vermählt. Die Goten bekamen die Lieferungen, die sie der Notwendigkeit, die Landschaften mit Gewaltsamkeiten heimzusuchen, überhoben; zugleich traten sie in ein freundschaftliches Verhältnis zu den Römern. Sie versprachen dem Hofe von Ravenna, den Krieg, der in Spanien noch fortdauerte, auf ihre Gefahr zum Vorteil des römischen Reichs zu führen. Auch die Alanen, Sueven und Vandalen hatten sich an den Kaiser gewandt; sie sollen demselben vorgestellt haben: er möge die Germanen untereinander schlagen lassen, zu seinem Nachteil könne das auf keine Weise gereichen. Zu einer Landverteilung sind die Goten nicht geschritten; sie bekämpften vielmehr die Germanen, die sich früher in Spanien niedergelassen hatten. Den Fürsten der Silinger schickte Wallia gefangen an Honorius. Die Autorität der Römer wurde in der That in dem größeren Teil von Spanien durch die Westgoten wiederhergestellt. Wallia hat den Römern für die pyrenäische Halbinsel ungefähr dieselben Dienste geleistet, wie Ataulf vordem in Gallien. Dafür wurde er durch Überlieferung eines Landstriches belohnt, den schon Ataulf in Anspruch genommen und zum Teil besetzt hatte.

Der Geschichtschreiber fühlt, und der Leser wird es mitempfinden, daß hier doch nur die Grundzüge der Ereignisse vorgelegt werden konnten; der urkundlichen Überlieferung darf eben nichts hinzugefügt werden. Aber auch diese läßt doch in all den regellosen Bewegungen der Goten, welche mehr als ein Decennium erfüllt haben, eine gewisse Folgerichtigkeit erkennen, welche mit einigen Worten nachgewiesen werden mag. Der Ursprung von allem liegt in der Unhaltbarkeit der den Westgoten eingeräumten Stellung in Thracien, wo ihnen die Vergünstigungen, deren sie bedurften, ich weiß nicht: ob versagt — oder doch nicht geleistet wurden. Sie entschlossen sich, einen Landstrich zu be-

setzen, wo sie sich, ohne von dem römischen Reich abzufallen, dem Bedürfnis einer kriegerischen Genossenschaft, die zugleich ein Volk war, gemäß einzurichten meinten. Zuerst versuchten sie das in Griechenland, wurden aber durch Stilicho gezwungen, den Peloponnes zu verlassen. Nach einigen politischen Rücksichtnahmen, die sie zuletzt abwarfen, wandten sie sich dann nach Italien. Auch hier stellte sich ihnen der Heermeister entgegen; sie wurden genötigt zurückzuweichen und traten mit dem siegreichen Feldherrn, der zugleich ihr Feind und ihr Freund war, in enge Verbindung. Er wollte sich ihrer gegen die Feindseligkeiten, die dem Kaiser und ihm selbst in Gallien erwachsen waren, bedienen. Bei dem Vertrage aber, der hierüber geschlossen werden mußte, konnten sich der Kaiser und die Magnaten von Rom mit Stilicho nicht verständigen. Der Konflikt brach aus, in welchem Alarich mit seinen Goten vor Rom erschien. Sie wurden dabei in endlose Irrungen nach allen Seiten hin verwickelt, die endlich dahin führten, daß sie Rom einnahmen. Aber ihres Bleibens war daselbst nicht, da Rom und ganz Italien selbst auf auswärtige Zufuhr angewiesen waren, die ihnen ebenfalls mangelte. Mancherlei Beute fiel jedoch in ihre Hand, von denen die kostbarste die Schwester des Kaisers war, die nach dem Tode Alarichs dessen Nachfolger bei sich behielt, so daß der Hof von Ravenna auf ihn ebensoviel Rücksicht nehmen mußte, als dieser auf ihn selbst. Nicht auf Anlaß des Kaisers, aber infolge der früher gepflogenen Verhandlungen, begab sich Ataulf nach Gallien, wo Konstantin niedergekämpft worden war, damals jedoch ein neuer Kaiser, Jovinus, an der Spitze germanischer Völker sich erhoben hatte. Wir bemerkten soeben, wie viel daran gelegen gewesen wäre, wenn sich Ataulf mit Jovinus verbunden hätte; wie er aber durch einheimische Zwistigkeiten und durch Einreden davon zurückgehalten wurde; er trat vielmehr mit dem Kaiser in ein Verständnis unter Bedingungen, die ihm regelmäßigen Unterhalt in Aussicht stellten und die Zurückgabe der Placidia zur Pflicht machten.

Er hatte sein Wort erfüllt. Jovinus war vernichtet, allein die römischen Lieferungen blieben aus, wodurch Ataulf in vollem Rechte zu sein glaubte, sich nun eigenmächtig in den Besitz eines Landstriches zu setzen und zugleich sich mit der Schwester des Kaisers zu vermählen. Aber hierdurch erregte er das Mißfallen des Honorius, der in dem Gotenkönig nur ein Werkzeug, kein gleichberechtigtes Oberhaupt erblickte. Dadurch, daß Ataulf veranlaßt wurde, nach Spanien zu ziehen, und daselbst durch einen Akt germanischer Blutrache umkam, wurde für die eine der beiden Fragen eine neue Lösung möglich. Die andere schwebte noch immer; und Wallia versuchte durch den Übergang nach Afrika sich selbst zu helfen. Erst als dieser Versuch mißlungen war, kam es zu einem erneuerten Verständnis zwischen den Römern und Goten. Die Römer leisteten die versprochenen Lieferungen, Placidia wurde ihnen zurückgegeben. Dagegen schlugen die Goten die in Spanien bereits eingedrungenen Germanen mit gutem Erfolge für Honorius. Dadurch wurde nun Constantius vermocht, ihnen die Landschaften einzuräumen, die schon Ataulf in

Besitz hatte nehmen wollen, aus denen dann das tolosanische Reich erwachsen ist. Das Ziel, das die Goten bei dem Auszug aus Thracien ins Auge gefaßt hatten, war dadurch erreicht; sie bedurften keiner römischen Lieferungen weiter. Das Land, das sie einnahmen, wurde zugleich ihrer Herrschaft unterworfen. Das aber ist das große Ereignis der Epoche: den Goten wurde der Landstrich Aquitania secunda, deren Metropole Burdigala war, ein Teil von Novempopulania und der Teil von Gallia Narbonensis, zu welchem Toulouse gehört, alles Bestandteile der sieben erwähnten Provinzen, überlassen; Narbonne, das alte Narbo, dessen sich Ataulf bemächtigt hatte, war für die Römer zu wichtig, als daß sie es den Goten hätten überliefern sollen. Obwohl zu festen Sitzen gelangt, blieben die Goten doch die Kriegsgenossenschaft, die sie ursprünglich waren. Man nimmt an, daß ihnen zwei Drittel des Landbesitzes eingeräumt worden seien.

Die Festsetzung in Aquitanien wird in das Jahr 419 gehören; das Jahr zuvor hatte Honorius die Verordnung erlassen, durch welche die alten, aber lange unterlassenen Provinzialversammlungen für die sieben Provinzen wieder hergestellt wurden. Sie sollten aus den Possessoren des Landes, den vornehmsten Beamten, den gegenwärtigen oder bereits zurückgetretenen, bestehen, von Mitte August bis Mitte September alljährlich in Arles tagen; sie sollten Beratungen über die wichtigsten Angelegenheiten veranstalten. Die Worte zeigen, daß diese Konstitution unter dem Einfluß des Constantius abgefaßt worden ist. Ohne Einwilligung der Landesgesessenen konnte eine Ansiedelung der Goten nicht zu stande kommen.

In derselben Epoche wurden unter dem Einfluß des Constantius, der hiebei alles leitete, Einrichtungen in Germanien getroffen, nach welchen die Burgunder Sitze empfingen. Auch da ist eine Landteilung, jedoch erst etwas später, erfolgt. Eine Abtretung aber dürfte man hierin nicht sehen; die Oberhoheit des römischen Reiches wurde immer festgehalten. Selbst mit den Vandalen und Sueven in Spanien waren auf eine oder die andere Weise friedliche Verhältnisse eingeleitet worden. Honorius, in dessen Namen dies alles geschah, ging am 15. August 423 mit dem Tode ab. Er hat freilich nicht das Andenken eines Imperators im alten Stil hinterlassen. Aber er war eben ein Erbe, welchem mehr Ansprüche als gehorsame Landschaften zu Teil geworden waren. Zuweilen gegen die Römer selbst, zuweilen gegen die barbarischen Völkerschaften, von denen die ersten in Constantinus, die anderen in Jovinus einen Imperator aufwarfen, dann auch wieder gegen Männer, in denen sich beide Elemente vereinigten, hat er seine Rechte zu verteidigen gehabt und verteidigt. Er lebte in den beiden Ideen, denen er seine Thronbesteigung verdankte: der erblichen Legitimität und der unverbrüchlichen Anhänglichkeit an die christliche Kirche. Es hätte scheinen können, als würde dadurch, daß seine Autorität in Gallien und Spanien anerkannt, und daß mit den eingewanderten Völkern Verträge geschlossen wurden, das weströmische Reich, wie es sich nun gestaltete, in engster Verbindung mit dem oströmischen,

denn beide galten noch als ein einziges, Bestand gewinnen und sich weiter entwickeln können. Und es könnte niemand geben, der in dringenden Gefahren geeigneter gewesen wäre, das zu erreichen, als der Mann, welchen Honorius zu seinem Nachfolger bestimmt hatte. Es war jener Constantius, dessen wir schon oft gedacht haben, der Gemahl seiner Schwester Placidia, aus welcher Ehe Kinder entsprossen waren, Valentinian III. und Honoria, so daß die Erbfolge als gesichert erscheinen konnte.

Placidia war keineswegs mit Honorius einverstanden. Man kann sich darüber nicht verwundern, wenn man sich die hochstrebende Frau, auf deren Recht doch zuletzt alles beruhte, neben dem hinsterbenden Kaiser und einer Umgebung, die nur auf diesen Rücksicht nahm, denkt. Die erste stellte die Idee des Gesamtreiches dar; ihr schien die Zukunft zu gehören. Um Honorius gruppierte sich alles, was zuletzt zur Selbständigkeit des Abendlandes beigetragen hatte. Der Streit wurde so lebhaft, daß Placidia ihren Bruder verließ und sich an den Hof von Konstantinopel wandte. Da ist nun bei dem Tode des Honorius der Gedanke einer größeren Selbständigkeit des Occidents entsprungen. Es ist die erste Idee einer Absonderung der lateinischen Welt von der griechischen, die politisch insofern eine gewisse Berechtigung hatte, als die mit den verschiedenen germanischen Stämmen geschlossenen Verträge doch von Ravenna ausgegangen waren. Ihre Aufrechterhaltung schien mit dem unabhängigen Bestehen einer Centralregierung im Occident untrennbar verbunden. Der erste Mann, der diese Idee gefaßt hat, war der Primicerius Notariorum am Hofe von Ravenna, Johannes, der sich als Vorsteher der Reichskanzlei, in welcher über die Besetzung der Stellen Buch gehalten wurde, ein so ausgebreitetes Protektorat erworben hatte, daß der Gedanke in ihm erwachte, sich dem Kaiser von Konstantinopel ebenbürtig zur Seite zu stellen. Es wäre für ihn verhängnisvoll gewesen, wenn er die Rückkehr der Placidia nach Ravenna mit byzantinischer Hülfe erwartet hätte. Und in den verwickelten Völkerverhältnissen, die im Occident eingetreten waren, konnte es ihm nicht an Unterstützung fehlen. Indem er den Kaiser Theodosius aufforderte, ihn als Imperator neben sich anzuerkennen, setzte er zugleich seine Flotte in Stand, um einen Einbruch von Konstantinopel her abzuwehren, und schickte seinen Vertrauten Aëtius zu den Hunnen, bei denen dieser schon früher als Geisel gestanden hatte, um sich ihre Hülfe zu sichern. So trat dann dem Gegensatze der germanischen Völker gegen das römische Reich eine innere Entzweiung in diesem selbst zur Seite, in welchem die Absicht gefaßt wurde, den Occident vom Orient unabhängig zu machen und eine neue, von der theodosianischen entfremdete Dynastie in Ravenna zu gründen. Im Lichte der allgemeinen Weltverhältnisse betrachtet, welche Aussichten boten sich dar? Wie hätte sich denken lassen, daß das eben mit Mühe begründete Verhältnis der Germanen zu dem Kaisertum, das sich von einem ähnlichen inneren Zerwürfnis herschrieb, hätte aufrecht erhalten werden können, wenn Osten und Westen des Reiches sich untereinander bekämpften? Der Primicerius erwartete

auch einen Angriff zu Lande; eben gegen einen solchen sollte die Hülfe der Hunnen dienen. Die Absicht war, daß der Primicerius demselben von Ravenna aus entgegengehen und von der anderen Seite her von Aëtius unterstützt werden sollte. Dieser Kampf wurde leichter geschlichtet, als man hätte voraussetzen können. Zur See behielt anfänglich die lateinische Marine des Primicerius die Oberhand über die byzantinische; und Aëtius war nicht unglücklich in seiner Mission; er brachte einen hunnischen Heerhaufen auf, der gegen Italien heranzog. Aber indessen wurde alles durch einen gelungenen Handstreich in Ravenna entschieden. Ein Führer aus dem Stamme der Goten, Namens Aspar, wußte troß der Sümpfe, welche Ravenna umgaben, doch in die Stadt zu gelangen und wurde daselbst des Johannes Meister. Zwischen der gotisch-griechischen Macht und den heranrückenden Hunnen ist es dann noch zu einer blutigen Schlacht gekommen. Aber Aëtius wurde inne, daß er mit seinen Hunnen nichts ausrichten würde, und bot selbst die Hand dazu, daß dieselben durch Geldgeschenke befriedigt nach Hause zurückkehrten.

Theodosius befand sich im Cirkus, als die Nachricht von dem Tode des Johannes in Konstantinopel eintraf. Er that den Spielen Einhalt und forderte das Volk auf, sich mit ihm zu einem Dankgottesdienst nach der Kirche zu begeben, was denn auch geschah. Man sah in dem Ereignis eine Bestätigung der erblichen Thronfolge. Theodosius zögerte nicht, den jungen Valentinian III. als Augustus anzuerkennen. Die Fürsorge für das Kind und sein Erbteil vertraute er der weltkundigen und geschickten Placidia an. Er hatte selbst den Gedanken, nach Rom zu gehen, um seinen Schwestersohn zum Augustus zu ernennen und die Italiener vor Tyrannen zu verwarnen. Durch Unwohlsein daran verhindert, schickte er Valentinian das Diadem zu und ließ ihn durch seinen Magister Officiorum zu Rom mit dem Purpur bekleiden. Damit wurde denn alles in die gewohnte Bahn geleitet. Der Hof von Konstantinopel behielt das Übergewicht des Einflusses, das aus dem verwandtschaftlichen Verhältnis entstand; seine Prärogative wurde sorgfältig gewahrt. In Ravenna dagegen ist aus dem kleinen Ereignis eine weitere Verwickelung entsprungen, welche unmittelbar die schwersten Folgen nach sich zog.

Aëtius hatte den rechten Augenblick ergriffen, um sich mit Placidia, die er ursprünglich bekämpfte, wieder auszusöhnen. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich dadurch, daß er die Westgoten, die sich gegen Johannes erklärt, aber dabei mächtig um sich gegriffen hatten, in ihre alten Grenzen zurückzudrängen wußte. Es ist hierüber bei Arelate zu einem Gefecht gekommen, in dem Aëtius Sieger blieb.

Allein mit alledem erwarb er doch nicht die volle Zufriedenheit seines Hofes, dessen Gunst vielmehr dem Comes Bonifacius zu Teil wurde, der in jenen Zerwürfnissen der Placidia immer eine treue Anhänglichkeit bewiesen hatte. Zwischen Aëtius und Bonifacius nun, den beiden mächtigsten Persönlichkeiten im Occident, kam es mit der Zeit zu einem unversöhnlichen Hader, welcher mit dem früheren insofern zusammenhing, als Bonifacius mehr die

Rechte der Dynastie, Aëtius mehr die politische Lage des Occidents überhaupt im Auge hatte.

Eben in dieser Gestalt hatten aber doch die Entzweiungen des römischen Reiches einen zersetzenden Einfluß auf die inneren Kräfte der occidentalischen Provinzen, welcher den vordringenden Germanen die Unternehmung, vor der sie bisher zurückgeschrocken waren, möglich machte.

Aufgefordert, nach Italien zu kommen, verweigerte das Bonifacius, worauf er als Feind betrachtet und von einer Heeresmacht in Afrika selbst heimgesucht wurde. Aber die dorthin geschickten Heerführer entzweiten sich untereinander; der eine, des Namens Sinox, ließ die beiden anderen umbringen, erlag aber dann selbst dem Bonifacius.

Man hat nun immer angenommen, Bonifacius habe die nächsten Germanen, die Vandalen, eingeladen, nach Afrika überzusetzen. Ich finde das nicht so glaubwürdig bezeugt, daß ich es mit Bestimmtheit wiederholen möchte. Aber gewiß ist, daß die Vandalen, die bei dieser Entzweiung der Römer untereinander Gelegenheit hatten, sich eine Seemacht zu gründen, die Aufmerksamkeit beider Parteien auf sich zogen. Für diese war der Kampf der Römer untereinander Einladung genug, einen Zug nach Afrika zu unternehmen. Auch noch ein anderes Motiv hat die Vandalen veranlaßt, nach Afrika zu gehen.

Die durch die letzten Provinzialkonzilien erdrückten Donatisten und der populäre Anhang jener Circumcellionen, den sie sich gebildet hatten, welcher aller politischen Gewalt den Krieg erklärte, wünschten nichts mehr, als eine Veränderung der Provinzialregierung. Wenigstens bahnte dieser Zwist einem Eroberer den Weg. Der einzige in diesen Dingen zuverlässige Autor, Idatius, legt Wert darauf, daß die Vandalen sich in Widerstreit mit der katholischen Kirche befanden. Sie hatten damals zwei Könige, Guntherich und Gaiserich. Den plötzlichen Tod, welchem der erste erlag, leitete man von den Gewaltthätigkeiten her, die er bei der Einnahme von Sevilla sich gegen die Kirchen erlaubt hatte. Von dem zweiten, der ihm nun nachfolgte, war die Meinung verbreitet, er sei von dem rechtgläubigen Kirchensystem geradezu abgefallen und zu dem arianischen übergegangen. Die Arianer waren Freunde aller derer, die der Herrschaft der orthodoxen Katholiken widerstrebten. Gaiserich war nicht ebenbürtig; er war der Sohn einer Unfreien; man wollte an keine Ehe seines Vaters mit derselben glauben, er war nicht so gigantisch, wie man sich die germanischen Könige denkt, sogar bei einem Sturz mit dem Pferde lahm geworden, aber ein Mann von geistigem Entschluß, verschlossen, wortkarg, enthaltsam. Ehe ein anderer etwas dachte, so sagt man, hatte er es schon ausgeführt.

Im Mai 429 setzte er nach Mauritanien über. Er zählte seine Mannschaften und fand alles zusammen, Herren und Knechte, Männer, Greise und Kinder, 80000; er verteilte sie unter Oberste über Tausende.

Da lag nun die herrliche, noch unberührte Provinz vor ihm, die Kornkammer Roms, der Sitz der geistlichen und kirchlichen Kultur. Der Träger

derselben, Augustin, damals Bischof von Hippo, versäumte nichts, um Bonifacius und den Hof von Ravenna auszusöhnen. Hierauf wendete sich Bonifacius, der also zugleich die religiösen und politischen Interessen repräsentierte, gegen die Vandalen, wurde aber von ihnen geschlagen.

Man darf die Ursache dieses Unglücks hauptsächlich auch wohl darin suchen, daß Bonifacius noch immer sein vornehmstes Augenmerk auf Italien gerichtet hatte. Er begab sich selbst dahin, um vor allen Dingen seinen Gegner und Nebenbuhler zu stürzen, worauf er, in den Besitz der höchsten Autorität gelangt, auch alles andere in die alte Ordnung zu bringen hoffen durfte. Aëtius, der unterdessen seine in Ravenna angefochtene Autorität durch die gewaltsamsten und grausamsten Handlungen gegen seine Feinde behauptet hatte, trat ihm mit einer ansehnlichen Macht entgegen. Sie führten jetzt beide den Titel Magister militiae. Es kam zu einer Schlacht zwischen ihnen, in der Aëtius geschlagen wurde, aber Bonifacius eine Wunde erhielt, an der er kurz darauf starb. Diese inneren Kriege, in denen die Römer ihre Kräfte gegeneinander wandten, ohne sich um die Vandalen zu bekümmern, kamen diesen wesentlich zu statten. Sie bemächtigten sich aller festen Orte, mit Ausnahme von Karthago, Hippo und Cirta. Der Hof von Ravenna konnte nicht einmal einen ernstlichen Versuch machen, sie zurückzutreiben. Aber in feindseligen Händen durfte er Afrika nicht lassen, da Italien von dort mit Lebensmitteln versorgt wurde. Fast möchte man nicht in Bonifacius, sondern in Aëtius den Freund und Förderer der Vandalen sehen. Der hatte sich indessen nach Pannonien zu den Hunnen begeben, und hierdurch furchtbar geworden, war er nach seiner Rückkunft wieder zu der alten Würde emporgestiegen. Hätte Bonifacius gelebt, so würde er seine siegreichen Streitkräfte wieder nach Afrika gewandt haben. Unter dem Einfluß des Aëtius geschah es, daß der Hof von Ravenna den Vandalen Frieden anbot. Soviel auch daran fehlt, daß wir alle Verhältnisse mit Sicherheit untereinander verknüpfen könnten, so ist doch soviel augenscheinlich, daß das Emporkommen der Vandalen in Afrika mit den Differenzen am Hofe von Ravenna auf das engste zusammenhing. Bonifacius war von ihnen geschlagen worden; Aëtius bot hnen Frieden an.

Man hat wohl die Motive, durch welche die Vandalen bewogen wurden, darauf einzugehen, in ihrer gefährdeten Stellung gesucht. Der größte Vorteil lag in dem Antrag selbst. Wie lange hatten die Westgoten einherziehen müssen, bis sie feste Wohnsitze erhielten. Den Vandalen wurden die großen Landstriche, die sie eingenommen hatten, mit einem Schlage überlassen. Soviel man sieht, war es Byzacene, die prokonsularische Provinz, mit Ausnahme von Karthago, und ein Teil von Numidien. Dagegen wurde auch ihnen eine Leistung auferlegt. Man sagt, ein Tribut, ohne daß man unterrichtet würde, worin dieser bestand. Wahrscheinlich war es Getreide und Öl. Jedoch dadurch allein konnte das Bedürfnis von Italien nicht gedeckt werden. Die Hauptsache war der Friede selbst, durch welchen der Verkehr des Landes

mit der apenninischen Halbinsel wieder in vollem Umfange hergestellt wurde. Da ist es nun an sich schon wahrscheinlich, daß die Römer eine Bürgschaft dafür forderten. Die Überlieferung ist, daß Gaiserich einen seiner Söhne als Geisel nach Ravenna habe gehen lassen. Es war abermals die Vereinbarung des Imperiums mit einer germanischen Nation, wie die erwähnte mit den Westgoten und Burgundionen; jedoch durch die Umstände, unter denen sie erfolgte, sehr verschieden davon. Die Vandalen hatten sich selbst, nachdem sie ein römisches Heer geschlagen, in Besitz gesetzt. Und welche Folgen mußte das haben! Nach kurzer Zeit bemächtigten sie sich auch Karthagos und des gesamten übrigen Landes. Sie hatten das ganze Gebiet inne, welches einst der Mittelpunkt der karthaginiensischen Herrschaft gewesen war, und geschickt und unternehmend, waren sie bald auch Meister der See.

Fassen wir diese Ereignisse zusammen, so liegt in denselben eine durchgreifende Umwandlung der westlichen Provinzen des römischen Reiches. Die Germanen waren in Gallien und Spanien zu festen Stellungen gelangt. Die Burgunder hatten in dem östlichen Gallien ihre Sitze aufgeschlagen; die Westgoten in dem westlichen und südlichen; in Spanien hatten die Germanen Gallicien, Lusitanien und Bätica eingenommen. Jetzt waren sie auch Herren von Mauretanien und den afrikanischen Provinzen geworden. In dem einen und dem anderen Falle waren das Konzessionen des römischen Imperators. Allenthalben gab es noch ein drittes mitwirkendes Element: der gute Wille der Unterthanen. Mit den Burgundern hatten die Senatoren der römischen Provinz einen Vertrag geschlossen; bei der Stiftung des Reiches von Toulouse waren die Provinzialversammlungen beteiligt. So war es von Anfang an in dem nördlichen, dann auch in dem südlichen Spanien; in Afrika fanden die Vandalen an den Circumcellionen eine Stütze. Hier erfahren wir denn auch bald darauf, wie es verstanden werden muß, daß die Germanen sich in Besitz der Herrschaft setzten, aber doch auch mit den Einwohnern Verträge schlossen. Von der Stadt Maxula weiß man, daß die Eingeborenen den dritten Teil ihrer Sklaven und den siebenten ihres Viehes abgeben mußten. Indessen waren die Rheinlande in den Händen der Franken, und mit Sicherheit dürfen wir annehmen, daß die Sachsen, die seit der Zeit des Carausius sich zu Seefahrern ausgebildet hatten, bald in Britannien, bald in dem gegenüberliegenden Armorika Landungen unternahmen und Beute zusammentrieben. Die Herrschaft der Römer auf dem Atlantischen Ocean, welche Julius Cäsar und seine Nachfolger ins Werk gesetzt hatten, bestand eigentlich schon damals nicht mehr. Bei weitem die bedeutendste Stellung hatten die Vandalen inne. Ihr Führer war ein Mann, der etwas vom Staatswesen verstand. Schon machte er den Römern die Herrschaft auf dem Mittelmeere streitig. Aber alles waren doch nur Anfänge; niemand hätte sagen können, wie sich die Germanen zu den einheimischen Völkern, deren Gebiet sie einnahmen, wie sie sich selbst zu der Religion, welche die allgemein herrschende war — denn sie selbst hingen einem abweichenden Be-

kenntnis an — stellen, ob sich das germanische und provinziale Element miteinander verschmelzen würden, wie sich das römische Reich überhaupt zu ihnen verhalten würde. Das erste historische Moment, das die Verschmelzung dieser Interessen veranlaßte, lag darin, daß ein Ereignis eintrat, bei welchem die Römer und der größte Teil der eingedrungenen Germanen ein gemeinschaftliches Interesse verteidigten.

Neuntes Kapitel.

Attila.

Kaiser Theodosius II., der zu dieser Zeit in Konstantinopel regierte, erscheint bei den gleichzeitigen kirchlichen Autoren nicht so ganz verächtlich, wie man ihn aufzufassen pflegt. Er besaß dieselbe Eigenschaft, welche man an Honorius bemerkte, eine unerschütterliche Standhaftigkeit, die er aber mit einer noch strengeren kirchlichen Gesinnung paarte. Es entspricht der in der Kirche überhaupt emporkommenden Sinnesweise, daß Theodosius Reliquien eifrig, zum Teil aus weiter Ferne zusammenbrachte. Sein Hof hatte, ohne Zweifel durch die Fürsorge seiner Schwester Pulcheria, die Gestalt eines Klosters angenommen; die kaiserlichen Damen lebten in nonnenhafter Zurückgezogenheit, nur mit Religionsübungen beschäftigt. Man darf vielleicht annehmen, daß das nicht aus bloßer kirchlicher Benommenheit geschehen sei; um Ansehen zu behaupten, mußte der Hof fremdartige Elemente fern halten. Die klösterliche Zucht schloß insofern zugleich ein hohes politisches Interesse ein. Allerdings mußte der Kaiser vermählt werden; denn ohne Hoffnung auf Nachkommenschaft würde der Thron selbst nicht bestanden haben. Der Gesichtspunkt der Pulcheria war nur, eine Verbindung zu vermeiden, welche in anderweite politische Verflechtungen hätte führen können. Sie wählte die Tochter eines athenischen Philosophen, die sich mit einer Bittschrift an sie wendete und persönlich ihre Zuneigung erwarb. Alles hat seine Zeit. Daß der orientalische Hof sich in die religiösen Angelegenheiten mischte, darf man ihm nicht verargen. Die Gemüter der Menschen waren eben von religiösen Meinungen eingenommen. Wenn, wie wir schon erwähnten, der Kaiser einst bei dem Einlaufen einer günstigen Nachricht die Cirkusspiele unterbrach und das Volk nach einer Kirche zum Dankgebet zu ziehen aufforderte und bewog, so bezeichnet das recht deutlich die Einheit der Gewalt, die Stadt und Reich beherrschte, Orient und Occident noch einmal umfaßte. Auch an guten Erfolgen im äußeren Krieg fehlte es nicht.

Der Krieg gegen die Perser hatte sich wieder erneuert. Eine Verfolgung der Christen, die nach dem Tode des befreundeten Jezdedgerd I. unter den

Sassaniden ausbrach, gab dazu den vornehmsten Anlaß. Der Patriarch von Konstantinopel verwendete sich für sie und man hatte wirklich das Glück, die Perser zu besiegen und einen Waffenstillstand auf hundert Jahre zustande zu bringen.

Hierauf blieb der Orient lange Jahre in vollkommener Ruhe. Wenn man aber nachforscht, wie denn das oströmische Reich so stark wurde, um in einem Kriege, in welchem alle orientalischen Elemente zusammenstießen, arabische Reiter und indische Elephanten mit den Feueranbetern zusammen fochten, siegreich zu bleiben, so ist die Antwort: es geschah hauptsächlich durch die fremden Hülfstruppen, vornehmlich Goten, an deren Spitze Aspar, Ardarburius und Arcobindus standen. Sie legten Hand daran, Nisibis zu erobern. Große persönliche Heldenthaten werden von ihnen gerühmt, die ihnen glänzende Namen verschafften. Ihr reelles Verdienst war aber, daß sie dem gesamten Orient den Frieden erhielten. Es sind dieselben, welche auch in dem Occident die entscheidenden Schläge führten, durch welche Ravenna dem Hofe von Konstantinopel unterworfen wurde. Doch hüteten sie sich, den Weg des Gainas oder gar des Alarich zu betreten; sie unterwarfen sich der Autorität des Palastes. Indem aber im Orient Friede war und im Occident mit den eingedrungenen Stämmen Pacifikationen zustande kamen, war an der Donau eine neue Gefahr entstanden. Das Reich der Hunnen hatte sich erhoben.

An Stelle der Ostgoten hatte es zuerst eine große Position im östlichen Europa gewonnen; weit über die nachmals südrussischen Gebiete hatte es sich ausgebreitet.

Das Verhältnis der Hunnen zu den Römern war lange Zeit kein feindseliges. Sie leisteten ihnen Kriegsdienste; dem Rufinus, wie dem Stilicho; dort ist Gainas von ihnen unterdrückt worden, hier hatten sie Radagais niederkämpfen geholfen. Daß der vornehmste Machthaber der Römer, Aëtius, mit ihnen enge Verbindung unterhielt, verschaffte dem König derselben Einfluß auf die Verhältnisse des Occidents. Auch an dem Hof von Konstantinopel hatte ihre Macht bereits ein solches Gewicht, daß derselbe hunnische Häuptlinge, die mit ihrem König in Streit geraten und nach Byzanz geflüchtet waren, auslieferte und sich zu ansehnlichen Geldzahlungen verstand. Damit aber war der damalige König der Hunnen doch noch nicht befriedigt. Es war Attila, der Sohn Mundzuks, wohl der angesehenste und furchtbarste unter den Herrschern der Zeit. In seinem Lager wurde er als unüberwindlich und allen seinen Nachbarn überlegen betrachtet. Niemals habe es in Scythien einen mächtigeren Fürsten gegeben; er beherrsche die Inseln des Oceans — womit vielleicht die dänischen gemeint sind —; leicht werde er die Perser, Meder und Parther unterwerfen.

Der Zufall hat uns eine Schilderung seiner Lebensweise und seines Hauses aufbehalten, welche einen Blick in sein barbarisches Fürstenleben gestattet. Wir finden ihn unter Gezelten in der Ebene, wo dafür gesorgt

wird, daß nicht etwa jemand sein Zelt auf einer Anhöhe aufschlage, — sitzend auf einem hölzernen Stuhl; niemand wagt, ihn anzureden. Oder er zieht durch das Land, wobei sein Gefolge noch in primitivster Weise auf ausgehöhlten Baumstämmen durch die Flüsse geht; wo er eintritt, mit Hirse und Meth bewillkommnet, empfangen an dem Feuer der gastlichen Herde jener Gegenden. Langt er wieder in dem Dorfe an, in dem er wohnt, so kommen ihm Jungfrauen, unter langen, linnenen Baldachinen einherschreitend, mit vaterländischen Gesängen entgegen. Die Gemahlin eines seiner Großen tritt aus der Menge hervor, mit Lebensmitteln und Wein, und er beweist ihr seine Huld, indem er vor ihr still hält. Auf silbernem Diskus heben ihm seine Diener das Dargebrachte empor; er kostet davon, und reitet weiter, zu seinem eigenen Hause, das höher lag, als die anderen. Es war aus Holz gezimmert, wohl zusammengefügtes und geglättetes Getäfel, von einem hölzernen Gehege eingeschlossen, nicht zur Sicherheit, sondern zum Schmuck.

Ein römischer Gesandter, Priscus, hat ein Gastmahl geschildert, dem er beizuwohnen eingeladen war. Dem Eintretenden wird ein Trunk Weins dargereicht, um einen guten Wunsch auszusprechen. Dann setzt man sich nieder auf die Stühle, die an den Wänden des Gemaches entlang stehen; zur Rechten die, welche als die Würdigsten verehrt werden, zur Linken die anderen, darunter die Gesandten von Konstantinopel. In der Mitte sitzt Attila auf einem Ruhesessel, von dem ein paar Stufen nach dem Bette führen, in welchem er zu schlafen pflegt, das mit bunten Teppichen bedeckt ist. Er ist bei sich zu Hause; sie sind alle seine Gäste. Neben ihm, auf demselben langen Sessel, sitzt sein ältester Sohn; voll Ehrfurcht vor dem Vater blickt er mit den Augen zur Erde.

Nachdem alle sich gesetzt, tritt der Weinschenk des Attila ein, der ihm einen Becher Weins darreicht. Indem Attila ihn in die Hand nimmt, begrüßt er zugleich den, welchen er ehren will. Der Begrüßte steht auf und setzt sich erst wieder, wenn Attila von dem Becher gekostet oder ihn ausgetrunken hat und dem Weinschenken zurückgiebt. Hierauf werden die Tische hereingebracht, zuerst für Attila, dann für die übrigen — kleine Tische, einer für drei oder vier. Den übrigen werden mannigfaltige Speisen auf silbernen Schüsseln gereicht — Attila hat hölzerne Schüsseln und ißt nichts als Fleisch. Die anderen haben goldene und silberne Becher, Attila einen hölzernen. Nach jedem Gange der Speisen steht man auf, sein Wohl aus vollen Bechern zu trinken. Nach dem Mahl werden Fackeln angezündet, und zwei Sänger treten ein, welche Heldenthaten besingen. Jeder zeigt, was er dabei fühlt — Vergnügen über den Gesang oder Erinnerung an vorgefallene Schlachten, die den Älteren Thränen entlockt. Dann erscheint ein Mensch, der die Sprachen untereinander mischt und allgemeines Gelächter erweckt. Nur Attila verzieht keine Miene, bis sein jüngster Sohn eintritt, dem greift er an die Wange und sieht ihn mit freundlichem Blicke an. Man hatte ihm geweissagt, dieser werde dereinst sein Geschlecht fortsetzen. Auch eine seiner Gemahlinnen wird

geschildert. Diener stehen im Kreise um sie her; gegenüber sitzen ihre Frauen und sticken Schmuck für die Männer.

Noch niemals war den Römern ein Nachbar erschienen, wie Attila war. Die Germanen waren immer in kleinen Stammesgenossenschaften, deren Oberhäupter erst im Kampfe selbst zu voller Autorität gelangten, aufgetreten. Attila bildete eine Macht, welche mannigfaltige Stämme verschiedenen Ursprungs zu einem Ganzen vereinigte, an dessen Spitze er selber stand. Es war nicht geradezu Barbarei und Kultur, was hier einander entgegentrat: denn die Kultur setzt doch immer ein geordnetes, in sich zusammenhängendes Gemeinwesen voraus. Als solches aber stellt die römische Welt schon deshalb sich nicht dar, weil sie zwischen Osten und Westen germanische Elemente in sich aufgenommen hatte, die im inneren Gegensatze zu ihr selbst und untereinander standen. Im hunnischen Reiche dagegen hielt die Autorität eines gefürchteten Herrschers alle verschiedenartigen Elemente im Zaum; ein einziger Wille leitete die unermeßlichen Streitkräfte, über die er gebot. Da geschah es nun, daß diese Macht in Konflikt mit dem römischen Reiche geriet, indem sie die Weltherrschaft anzustreben schien. Es war diesmal nicht, wie bisher, eine Entzweiung zwischen großen Machthabern, welche nach der Gewalt trachteten oder sie bereits besaßen, sondern ein Hader innerhalb des kaiserlichen Hauses selbst, was den unmittelbarsten Anlaß dazu gab.

Der Tod der Placidia, der im Jahre 450 eintrat, erweckte durch eine unerwartete Verflechtung den Ehrgeiz Attilas. Die Tochter derselben, Honoria, war, wie man angiebt, wegen eines groben Fehltrittes nach Konstantinopel gebracht, zur Ehelosigkeit bestimmt und von dem Thron ausgeschlossen worden. Sie hatte aber, das läßt sich nicht bezweifeln, dem Hunnenkönige ihre Hand angetragen. Attilla nun forderte nach den besten Zeugnissen nicht, wie man gewöhnlich sagt, das Reich unmittelbar für sich selbst, sondern er erklärte, Honoria habe kein Verbrechen begangen; er selbst habe sie zu seiner Gemahlin bestimmt und werde sie rächen, wenn man ihr nicht auch an der Reichsregierung Anteil gäbe, — worin doch eine starke Modifikation der ihm sonst zugeschriebenen Forderung, man sollte ihm selbst das Reich abtreten, liegen würde.

Eben damals starb auch Theodosius II. ohne männliche Nachkommen. Und wenn dann die Legionen forderten, daß der tapferste Mann zum Imperator ausgerufen würde, gemäß dem alten Herkommen, so gewann doch alles dadurch einen anderen Charakter, daß die vornehmste Inhaberin der Gewalt, Pulcheria, die dynastische Idee mit dem Anspruch der Truppen vereinigte, indem sie dem Marcian die Hand reichte, jedoch unter der Bedingung, dabei ihren jungfräulichen Stand bewahren zu können. Auch an Marcian stellte nun Attila eine Forderung. Er verlangte die Abführung der von Theodosius II. ihm gezahlten Tribute. Marcian verwarf das unbedingt: nur Geschenke wollte er geben, wenn sich Attila ruhig verhalte; sollte er Gewalt gebrauchen wollen, so werde ihm ein Heer entgegengesetzt werden, das ihm gewachsen sei. Von

Valentinian III. forderte Attila eine Anerkennung der Rechte der Honoria, die sie von ihrem Vater überkommen habe; er schickte den Ring mit, den ihm Honoria zum Zeichen ihrer Verlobung hatte zugehen lassen. Im Streit zwischen Bruder und Schwester verlangte er die Rechte der Schwester infolge dieser vermeinten Verlobung für sich selbst.

Indem er sich nun anschickte, diese Ansprüche gegen die römischen Staatsgewalten geltend zu machen, wurde er auch durch die Zerwürfnisse, die zwischen den Germanen selbst ausbrachen, auf das lebhafteste berührt. Unter den Franken war ein innerer Streit entstanden. Von den Söhnen eines verstorbenen Königs suchte der ältere die Hülfe Attilas nach, während der jüngere sich an Aëtius wandte, der damals an der Verwaltung des weströmischen Reiches den größten Anteil hatte. Jenen hat Priscus selbst gesehen und beschreibt ihn sehr malerisch mit seinen blonden, auf die breiten Schultern herabwallenden Haaren. Attila erscheint dabei als ein auch bei den germanischen Nationen anerkanntes Oberhaupt; gegen seine Entscheidung würde der jüngere fränkische Königssohn die Hülfe der Römer angerufen haben. Der fränkische Zwist wird den großen Kampf zwischen Aëtius und Attila mit veranlaßt haben. Aber bei weitem wichtiger war eine Entzweiung, die zwischen Westgoten und Römern auf der einen und den Vandalen auf der anderen Seite ausbrach. Die Westgoten hatten nach und nach den größten Teil von Gallien in ihre Hände gebracht. In den letzten Jahren hatte ihr Kampf mit den Römern dadurch eine eigentümliche Gestalt angenommen, daß der Führer der Römer, Litorius, welcher als Nebenbuhler des Aëtius bezeichnet wird, sogar zu den Auspicien des Heidentums zurückkehrte, was, da auch die Hunnen, die er herbeiführte, Heiden waren, eine Reaktion gegen das Christentum in sich schloß. Der westgotische König Theodorich dagegen hielt sich zu dem Christentum, welches in Gallien überhaupt vorlängst tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Es gelang ihm, Litorius zu besiegen, worin für Aëtius selbst ein Vorteil lag, da Litorius sich auch ihm entgegensetzte. Zwischen Aëtius und Theodorich bildete sich eine Allianz zugleich der politischen und religiösen Interessen.

Auch zwischen Westgoten und Vandalen bestand damals alledem, was in Spanien vorgekommen war, zum Trotz ein gutes Vernehmen. Eine Tochter Theodorichs war mit dem Sohne Gaiserichs, Hunerich, vermählt worden. Eben aus dieser engen Verbindung aber entsprang, wenn wir recht unterrichtet sind, das heftigste Zerwürfnis. Gaiserich, der sich gegen alle, die ihm als Pfänder der Freundschaft anvertraut worden waren, gewaltsam erwies, schöpfte den Verdacht, daß die Schwiegertochter ihm nach dem Leben stehe. Er ließ ihr Ohren und Nase abschneiden; so schickte er sie ihrem Vater wieder zurück. Warum sollte man diese Tradition, welche den halbbarbarischen Zustand und zugleich die Bedeutung der Familienverhältnisse kennzeichnet, leichthin verwerfen? Zwischen Vandalen und Westgoten — denn beide Völkerschaften schlossen sich der Sache ihrer Könige an — brach hierüber eine Feind-

seligkeit aus, die nur durch Krieg und Blut gesühnt werden konnte. Da nun zwischen den Römern und Westgoten, Aëtius und Theodorich, nicht allein Friede, sondern auch Bundesgenossenschaft bestand, so ist es sehr erklärlich, wenn Gaiserich auch seinerseits eine Anlehnung an eine große Macht suchte und sich an Attila wendete, der mit den Römern in mannigfaltigem Hader begriffen war. Daß dies geschehen sei, wird von einem Autor, der von jener Tradition nichts weiß, mit Bestimmtheit versichert. Priscus sagt, zu Gunsten Gaiserichs habe Attila die Waffen ergriffen. Nicht alles ist Politik in der Welt; bei dem Eintritt der Germanen spielen die persönlichen Affektionen eine größere Rolle. Durch die Erbrechte der Honoria, deren sich Attila annahm, und die Mißhandlung, welche die Tochter des westgotischen Königs durch die Vandalen erfuhr, wurden die großen Gegensätze mit persönlichen Impulsen belebt.

Aëtius, Theodorich und der jüngere Frankenfürst erscheinen als natürliche Verbündete, ebenso Attila, der ältere Frankenfürst und die Vandalen.

Hätten die letzteren gesiegt, so würde für den gesamten Westen eine Zerstörung des eben begründeten Zustandes erfolgt und eine chaotische Verwirrung eingetreten sein.

Da war nun das große Ereignis, daß in Gallien die germanischen und romanischen Völker sich wirklich gegen Attila verbanden. Attila hatte von Anfang an seine Absichten gegen die Westgoten gerichtet. Glücklicherweise wurde Theodorich endlich bewogen, seine Streitkräfte mit Aëtius zu vereinigen. Der erste Akt in dem Völkerkampfe, der sich so anbahnte, wird darin liegen, daß die noch in Gallien gebliebenen Alanenscharen, die zu Attila und den Vandalen hielten, durch die römisch-westgotische Allianz niedergeworfen und vernichtet wurden. Der größte Teil der Burgundionen, ein Teil der Franken, Bretagne und Armorica schlossen sich den Siegern an. Ihnen gegenüber stand Attila mit seinen Scharen, den Ostgoten unter Walamir, dessen verschwiegene anspruchslose Einfalt gerühmt wird, den Gepiden unter Ardarich, auf dessen kluge, tapfere und doch ergebene Gesinnung Attila besonderes Vertrauen setzte. Aber auch Rugier, Sueven und Thüringer gehörten zu dem Heere Attilas; Burgundionen und Franken waren auf seiner Seite. In seinem Lager erschien Attila ebenso als gebietender Alleinherrscher wie an seinem Hof. Er war nicht groß von Statur, auch nicht mehr jung, er hatte schon graue Haare. Was dem Beschreiber vorzüglich auffiel, war seine breite Brust, ein auffallend großer Kopf, der von kleinen flammenden Augen belebt war. Sein Gang war der des Herrn. Die Bewegung des Leibes zeugte von dem Stolz, der in ihm war. Die Könige und Anführer der Völker erschienen wie seine Trabanten. Auf den Wink seines Auges that jeder mit Furcht und Zittern, was er gebot. Man sagte, Attila halte in seiner Hand das Schwert des Kriegsgottes, das lange verborgen, dann wieder ausgepflügt worden sei.

Die welthistorische Frage war, ob die hunnisch-germanische oder die

romanisch-germanische Entwickelung in Europa herrschen, ob die Germanen den barbarischen Elementen der Welt zurückgegeben werden oder ob ihnen die alte Kultur einen neuen Boden von frischer und allgemeiner Empfänglichkeit gewinnen sollte. Nie hatte eine Schlacht größere Bedeutung.

Aëtius kam noch zur rechten Zeit, um Orleans, das von den Hunnen belagert wurde, zu entsetzen. Attila hatte sein Heer in den catalaunischen Gefilden vereinigt; hier ist es im Sommer 451 zur Schlacht gekommen. In dem einfachsten der vorliegenden Berichte werden die Vorkehrungen des Aëtius gerühmt, der in dem Moment, als Attila mit zahlreichen Heerscharen anrückte, so viel tapfere Krieger zusammenbrachte, daß denselben Widerstand geleistet werden konnte. Dem massenhaften Angriff wird mit einer bei weitem schwächeren Truppenzahl durch Verstand und Tapferkeit Einhalt gethan. Nach der ausführlichsten Erzählung würde der Kampf damit angefangen haben, daß beide Teile eine Anhöhe einzunehmen wetteiferten. Die Schlacht selbst wurde in der Ebene geschlagen, hauptsächlich zwischen Hunnen und Westgoten. Der westgotische König ist dabei umgekommen; aber auch Attila mußte nach mancherlei Versuchen sich wieder hinter seine Wagenburg zurückziehen.

In dem blutigen Zusammentreffen hatte doch weder der eine noch der andere Teil die Oberhand; die Niederlage Attilas liegt eben darin, daß er nicht vorzubringen vermag.

Die catalaunische Schlacht ist den folgenden Generationen immer in lebendigem Andenken geblieben. Nach einer gotischen Sage, die erst ein paar Jahrhunderte später auftaucht, haben die Geister der Verstorbenen den Kampf in der Luft fortgesetzt, während ihre Leichen von dem vergossenen Blute weggeschwemmt wurden. Denn momentanen Entscheidungen zum Trotz dauert der Kampf der idealen Gegensätze doch immer fort. Für Gallien war es eine Entscheidung auf immer. Es war dadurch von dem Übergewicht oder vielmehr der Herrschaft der Hunnen befreit.

Attila wandte sich zwar nicht unmittelbar, — er ging zunächst nach Pannonien zurück, aber von hier aus nach Italien, wo man ihn in diesem Moment nicht fürchtete, weil sein Heer in Gallien zurückgeschlagen worden war. Er nahm Aquileja und überschwemmte die Lombardei, — ein Zug, der nicht sowohl mit popularen, als mit klerikalen Fabeln ausgeschmückt worden ist. Die vornehmste der Legenden ist die Abwendung eines weiteren Vordringens des Attila durch den römischen Bischof Leo, dem die Apostel Petrus und Paulus zur Seite stehen, ein Moment, den jedermann aus den unvergleichlichen Darstellungen Rafaels oder auch den Nachbildungen derselben kennt. Ganz verwerfen darf man das Thatsächliche dieser Erzählung nicht. Prosper berichtet: die Übermacht Attilas sei so ungeheuer gewesen, daß Aëtius, der hier keine Germanen vorfand, die er Attila hätte entgegenstellen können, den Gedanken gehabt habe, mit seinem Kaiser nach dem Orient zu entweichen. Aber dies erschien zuletzt doch allzu schimpflich, und man meinte, die Habgier des Feindes werde durch die Beute, die er bereits gemacht habe,

befriedigt sein. Von dem Hofe von Ravenna und dem römischen Senat wurde die Absicht gefaßt, den König um Frieden durch eine Gesandtschaft anzugehen. Bei derselben war nun neben zwei weltlichen hohen Beamten auch der römische Bischof Leo. Attila nahm sie gut auf und freute sich besonders, daß der oberste Priester zu ihm geschickt worden sei. Es wurde eine Abkunft geschlossen, infolge deren Attila über die Donau zurückwich. Nach anderen Traditionen sollen Seuchen, die in seinem Heer ausbrachen, und Feindseligkeiten von seiten Ostroms ihn dazu bewogen haben. Im allgemeinen darf man vielleicht sagen, daß der religiöse Widerstand, der sich einem Eindringen des Heidentums entgegensetzte, nicht wenig dazu beitrug, Attila zurückzuwerfen. In Gallien wie in Italien erlangte das Ansehen des römischen Bischofs, der jetzt mit der Aristokratie von Rom verbündet war, ein allgemeines Übergewicht. Die Apostel Petrus und Paulus, deren Gräber man in Rom verehrte, wurden als die wahren Beschützer von Italien gefeiert.

Und überhaupt leuchtet ein, daß Attila im Occident nicht siegen konnte, ohne des Orients Meister geworden zu sein. Denn von Konstantinopel hing der Hof von Ravenna ab, der wieder, besonders durch Aëtius, zur Verteidigung des Westens das meiste beitrug. Mit Bestimmtheit wird gemeldet, daß Aëtius von Marcian Hülfe bekam und daß Marcian selbst in die Gebiete der Hunnen einbrach. In diesem Konflikt ist dann Attila selbst umgekommen; die Welt atmete auf, wie so oft bei dem Verschwinden eines Gestirns, von welchem man Unglück erwartete. Man möchte sagen: es giebt auch an dem politisch-nationalen Horizont Kometen im Sinne der Fabel.

Plötzlich starb Attila im Jahre 453. Die Erzählung, daß er sich noch mit einem jungen Mädchen verheiratet habe, und in der Nacht von einem Blutsturz überfallen worden sei, worauf man am Morgen ihn tot und seine junge Gemahlin unter dem Schleier in Thränen gefunden habe, hat so viel poetische Züge, daß man sie als eine wohlerfundene Sage zurückweisen möchte, wenn sich Jordanes dabei nicht ausdrücklich auf Priscus bezöge, so daß sie doch nicht ganz verworfen werden darf. Nach anderen Nachrichten geschah der Tod Attilas auf Anstiften des Aëtius durch das Messer einer Frau, gleich einer neuen Judith. Vom Kaiser Marcian wird berichtet, er habe in dem Augenblick, daß Attila starb, den starken hunnischen Bogen zerbrochen vor sich zu sehen geglaubt.

Der Gesang, der bei seinem Leichenbegängnisse angestimmt wurde, wirft ein gewisses Licht auf Attilas Stellung: er habe die beiden römischen Reiche durch Einnahme der Städte gefesselt; um nicht das ganze Land der Plünderung auszusetzen, habe er, auf Bitten hörend, sich mit einem jährlichen Tribut begnügt. Zu seinem Glücke gehöre auch sein Tod, der ihn mitten im Genuß desselben überrascht habe. Eine der größten Barbarengestalten aller Zeiten ist Attila, der ein neues Gesamtreich der Grenzvölker zur Seite des römischen zu gründen und durch den Untergang des letzteren befestigen zu wollen schien. Man könnte nicht sagen, daß er viel ausgerichtet hätte.

Nach seinem Tode geschah, was sich voraussehen ließ. Seine Söhne entzweiten sich, und die Völker, die sich nicht unter sie verteilen lassen wollten, fielen ab. Die Gepiden waren es, welche den Kampf begannen. Was die catalaunische Schlacht angebahnt hatte, wurde in einem blutigen Kampfe an der unteren Donau vollendet. Die germanischen Völker traten überall in unmittelbare Verbindung mit dem östlichen Reiche. Aus der Zertrümmerung des hunnischen Reiches gingen alle hervor: Gepiden, Ostgoten, Langobarden, Sciren, Rugier, welche hernach eine so große Rolle spielen. Die Oströmer trugen kein Bedenken, den von den Hunnen abgefallenen Germanen Sitze einzuräumen: den Gepiden in Dacien, den Ostgoten in Pannonien.

Bei den Germanen hat sich das Andenken an Attila in nationalen Sagen und Mythen erhalten. Attila oder vielmehr Etzel, wie ihn die germanische Sage nennt, repräsentiert den barbarischen Despotismus in seinem Verhältnis zu den ihn umgebenden Nationen. Es ist gleichsam ein barbarisches Kaisertum, was der Sage nach in ihm fortlebt.

Zehntes Kapitel.

Grundlegung der griechisch-römischen Katholicität.

Die Darstellung der Weltgeschichte ist in der unabweislichen Notwendigkeit, von einem großen Interesse auf ein anderes, das vielleicht ein entgegengesetztes ist, überzugehen. Denn ein jedes besteht gleichsam für sich und entwickelt sich aus sich selbst, und alle hängen doch wieder dynamisch untereinander zusammen. Was könnte verschiedener sein, als die Abwehr barbarischer Feinde und die Ausbildung des christlichen Dogmas! Aber die Thatsache ist, daß in derselben Epoche, in welcher Orient und Occident die heftigsten Angriffe von außen erfuhren, sie zugleich von dogmatischen Streitigkeiten beunruhigt wurden, ohne jedoch dadurch in sich oder untereinander gespalten zu werden. Vielmehr wurde in diesem Konflikt eine dogmatische Einheit hervorgebracht, welche diese Stürme weit überdauert hat.

Ich wiederhole nicht, was schon angedeutet worden ist, daß der Vorzug des Christentums vor den anderen Religionen eben darin liegt, daß es, an die ältesten Urkunden anknüpfend, die Idee des Menschengeschlechtes lebendig zur Anschauung brachte, noch auch, wie nicht durch die Doktrin allein, sondern zugleich durch den Gang der Weltbegebenheiten die christliche Idee die Oberhand über die hellenistischen Systeme davontrug. Das leuchtet ja ein, daß die Niederlage Julians bei seinem Zuge gegen Persien, welcher eben ein Triumph der alten Götterdienste werden sollte, der neuen Religion den Weg zum Sieg bahnte, umsomehr, da Julian keine Nachfolger fand, noch finden konnte. So

wurde auch der Widerstreit zwischen dem Arianismus und dem Wortlaut des nicänischen Systems nicht allein in den Schulen, sondern auch auf dem Schlachtfeld entschieden. Der thätigste Förderer des Arianismus ist bei Adrianopel erlegen. Damit hängt dann unmittelbar das erste Verständnis, das zwischen dem Kaisertum und dem römischen Bistum geschlossen wurde, und die Festsetzung des Begriffs der Katholicität zusammen. Es ist die Idee einer Gemeinschaft, welche den Osten und Westen in demselben Bekenntnis vereinigen sollte, außer welcher keine anderweite Form des Christentums anerkannt wurde.

Die Kirche, wie sie sich jetzt gebildet hatte, war durch ihre eigene Macht wirksam; Theodosius beugte sein Haupt vor dem homousiastischen Bischof von Mailand, der dann wesentlich dazu beitrug, daß die Nachfolge im Reiche, das politisch noch als eine untrennbare Einheit betrachtet wurde, an Arcadius und Honorius gelangte. Soweit war es gekommen, daß die Kirche nun auch eine exklusive Autorität und die Strafgewalt gegen alle Abweichenden in Anspruch nahm.

Unschätzbar ist das Verdienst, das sich Hieronymus um die lateinische Hälfte des Imperiums erworben hat, schon durch seine historischen Versuche, indem er die Idee einer allgemeinen Chronik aus der griechischen Welt in die lateinische verpflanzte, — noch bei weitem mehr aber, wie sich versteht, durch eine dem Original entsprechende Übersetzung der heiligen Urkunde in das lateinische Idiom.

Man erstaunt, daß Hieronymus, der die in Rom begonnenen Studien in seiner Einsiedelei in Bethlehem fortsetzte, die Bischöfe, welche sich dogmatisch tolerant erwiesen, aufrief, keinerlei Abweichungen von dem rechtgläubigen Begriff zu dulden. Soeben wurden durch Augustin die christlichen Doktrinen zu einem System geordnet, dem zweiten, wenn ich nicht irre, das in der Kirche vorkam, wodurch die eigenartigen Besonderheiten des ersten, des origenistischen, beseitigt wurden, und das sich dann behauptet hat. Augustin war so gut, wie die erwähnten großen orientalischen Theologen, im Besitz der allgemeinen Kultur. Wir finden bei ihm dieselben Argumente gegen die römisch-griechische Götterwelt, welche schon die altgriechischen Philosophen und Poeten vorgebracht hatten. Mit der Begründung des Neuen war zugleich die Fortbildung von Anschauungen, die dem Altertum angehörten, verbunden.

Aber das steht doch auch mit den äußeren Umständen in Zusammenhang. Hieronymus wurde in seiner Klostereinsamkeit in Bethlehem nicht selten von den Bewegungen der Zeit heimgesucht. Bald waren es die Hunnen, die in Syrien einbrachen, bald die Araber, die Palästina durchstreiften, hauptsächlich auch die Flüchtlinge aus dem Occident, die vor dem Einbruch der Goten zurückwichen, was ihn schreckte und beschäftigte. Eine bezeichnende Erscheinung ist Demetrias, Tochter des Konsuls Olybrius, eine junge Dame, die mit Mutter und Großmutter nach Afrika geflüchtet war. Man hatte ihr einen Gemahl bestimmt, und der Vermählungstag war anberaumt, als sie plötzlich

allen Schmuck von sich warf und sich dem Kloster widmete. Man schrieb das besonders der Einwirkung des Hieronymus zu. Auch die inneren Streitigkeiten der Christen erreichten ihn; Anhänger des Pelagius haben sein Kloster verwüstet; Hieronymus selbst rettete sich durch Flucht nach einem schützenden Turm. Die weltliche Gewalt scheint nichts für ihn gethan zu haben.

Gerade damals sind unter den allgemeinen Erschütterungen Doktrinen zu Tage getreten, die von der Strenge der kirchlichen Auffassung abwichen; sie sind für die Epoche selbst und für die Folge so bedeutend, daß wir sie nicht übergehen dürfen; eine solche war die des Vigilantius.

Einst bei einem Besuche des Vigilantius, eines Presbyters aus Barcelona, bei Hieronymus, war ein Mißverständnis zwischen ihnen dadurch eingetreten, daß Vigilantius dem Hieronymus eine allzugroße Hinneigung zu dem System des Origenes zuschrieb. Sie waren aber auch in jeder anderen Beziehung Gegner. Vigilantius bekämpfte besonders die Verehrung der Reliquien der Märtyrer und den Besuch der ihnen geweihten Kirchen, welche Hieronymus auf das eifrigste in Schutz nahm. Vigilantius glaubte nicht an die Fürbitte der Märtyrer: ihre Seelen, sagte er, befinden sich im Schoße Abrahams oder am Altar Gottes; es lasse sich doch nicht denken, daß sie, an eine bestimmte Lokalität gebannt, die Gebete derer, die sich an sie wenden sollten, anzuhören im stande seien. Er tadelte, daß man so viele Almosen nach Jerusalem schicke, denn in jedem Lande habe man Arme; er leugnete die Vorteile des ehelosen Standes und hat sogar die Geistlichen aufgefordert, sich zu verheiraten.

Vigilantius stand dabei nicht allein; es gab Bischöfe, welche keinem Kirchendiener die Weihe gaben, der nicht ein Eheweib genommen hatte. Hieronymus antwortete auf die vorgebrachten Einwürfe, daß man ja nicht die Märtyrer anbete, sondern nur Gott allein und den, für den sie Märtyrer geworden. Er begnügte sich nicht damit, die Bischöfe, die solche Lehrer und ihre Meinungen dulden, zu tadeln, sondern er hat sie eben bei dieser Gelegenheit zur Verfolgung derselben aufgefordert: der Bischof solle das unnütze Gefäß mit eiserner Rute zerbrechen. Er erinnert an Stellen des alten Testaments, nach denen die Gottlosen ausgerottet werden sollen im Lande des Herrn. Eifer für Gott sei keine Grausamkeit.

Es war im Jahre 406, daß Hieronymus die Schriften des Vigilantius in seine Hand bekam und sich sogleich niedersetzte, um sie zu widerlegen, eben in der Zeit, in welcher die Invasion der drei Völker in Gallien begann. Der römische Bischof war gleichsam der natürliche Bundesgenosse des Hieronymus; denn Rom nahm in dem Reliquiendienst die oberste Stelle ein, die Gräber des Apostels Petrus und Paulus betrachtete man als Altäre Christi. Hieronymus sah in der Opposition des Vigilantius eine Wirkung der Dämonen, von denen dieser gleichsam besessen sei.

Aber bereits war in Rom selbst eine den Ansichten des Vigilantius analoge Doktrin aufgetaucht. Schon im Jahre 388 wird einer Sekte gedacht, welche ein römischer Mönch des Namens Jovianus begründet hatte. Auch

er setzte sich der religiösen Bevorzugung des ehelosen vor dem ehelichen Leben entgegen; zwischen der Enthaltung von Speisen und dem Genuß derselben mit Danksagung dürfe man keinen Unterschied machen. Er lehrte, die Taufe sichere gegen alle Angriffe des Bösen und komme allen gleichmäßig im Himmelreich zu gute.

Bei der Verdammung desselben wirkten Hieronymus, Ambrosius und Augustinus zusammen. Die sich bildende katholische Kirche stieß alle diese Abweichungen von sich aus.

In die Reihe derselben gehörte nun auch die pelagianische. Im Jahre 412 wurde einer der vornehmsten Anhänger der pelagianischen Doktrin, Cölestius, von einer Synode zu Karthago angeklagt, daß er die Lehre von der Erbsünde verwerfe und keine andere Sünde, als eine solche, die aus dem freien Willen des Menschen entspringe, anerkenne. Der Zusammenhang mit den allgemeinen Fragen möchte darin liegen, daß die Lehre von dem ersten Sündenfall, auf welcher doch das christliche System hauptsächlich beruhte, angefochten wurde. Die Doktrin des Pelagius hat etwas dem Heidentum analoges, wie denn auch eine vorchristliche Rechtfertigung angenommen wurde; die göttliche Gnade besteht nach den Pelagianern in der der menschlichen Natur mitgeteilten Willenskraft. In dem Lebenslauf des Pelagius zeigt sich der enge Zusammenhang der religiösen und dogmatischen Bestrebungen der Zeit. Er war ein Britannier — unzweifelhaft aus den römischen Einwohnern. Wir finden ihn im Anfang des Jahrhunderts bei Chrysostomus und gleich darauf in Rom, wo er in den großen Familien Eintritt fand und sich der Gastfreundschaft der Klöster erfreute — denn er war ein Mönch. Auf der Reise von Rom nach dem Orient ist er auch in Hippo gewesen. Pelagius und Cölestius waren vor den Goten nach Afrika gewichen. So hatte bei der Invasion der Germanen in Spanien der gelehrte Orosius, der Historiker, sich nach Afrika und sodann, von Augustin an Hieronymus empfohlen, nach Jerusalem begeben, um die Lehre Augustins, der er mit voller Überzeugung anhing, auch im Orient zu verfechten. Es waren doch eigentlich Flüchtlinge, welche den occidentalen Kirchenstreit nach Afrika und von da nach dem Orient trugen. Beide, Pelagius und Orosius, erschienen einst in einer synodalen Versammlung zu Jerusalem, Orosius als Vertreter Augustins, Pelagius, der sich ohnehin daselbst aufhielt und hier unerwartet von einer Anklage heimgesucht wurde. Der Bischof Johannes von Jerusalem wollte die Autorität Augustins nicht anerkennen: hier, sagte er, sei er selbst Augustin. Aber, versetzte Orosius, er vertrete hier nicht eine Person, sondern die Meinung der katholischen Kirche, welche die Verurteilung der pelagianischen Lehre in Afrika ausgesprochen habe. Die Unterredung kann nur sehr unvollkommen gewesen sein, da Orosius des Griechischen, andere Anwesende des Lateinischen nicht vollkommen mächtig waren. Das wesentliche liegt darin, daß das Urteil über eine in Afrika ausgesprochene kirchliche Sentenz nicht einem palästinensischen Bischof überlassen werden sollte: Johannes hätte den Pelagius ohne

Zweifel nicht verdammt. Er war vielmehr ganz zufrieden mit der Ansicht desselben, daß der Mensch ohne Sünde leben könne, da dieser den Lehrsatz dahin erklärte, daß dies doch nur durch göttlichen Beistand geschehe. Die Opposition dagegen legte der Bischof so aus, als ob die Meinung sei, der Mensch könne auch mit göttlicher Hülfe nicht ohne Sünde leben.

Einen widerwärtigen Ausdruck nahm diese Streitigkeit bei dem Stiftungsfest der Kirche des heiligen Grabes an. Der Bischof fragte Orosius mit herben Worten, warum er hieher komme; Orosius fühlte sich tief beleidigt. Im Dezember 415 ist die Sache noch einmal auf einer Provinzialversammlung in Diospolis unter dem Vorsitz des Metropolitanen von Cäsarea, Eulogius, zur Sprache gekommen. Pelagius verteidigte sich unter dem Beistand des Bischofs Johannes mit Energie und Erfolg. Er sprach aus, daß man die Möglichkeit eines sündlosen Lebens ebensowenig leugnen könne als die menschliche Willensfreiheit. Alle weitergehenden, besonders auf die Lehre von der Erbsünde bezüglichen Behauptungen des Cölestius lehnte er von sich ab. Und da er seine Anhänglichkeit an die katholische Kirche beteuerte, wurde er als Glied derselben anerkannt.

Als der eigentliche Vorfechter der katholischen Doktrin muß nun Augustinus angesehen werden. Sein Hauptwerk de civitate Dei ist, wie gesagt, in dem Streite der Doktrinen allenthalben entscheidend gewesen. Civitas bedeutet bei ihm nicht sowohl „Stadt“ oder „Staat“, als menschliche Verbindung überhaupt in ihrem Begriffe an sich. Augustin nimmt eine zwiefache menschliche Gemeinschaft an, von denen eine durch Kain, die andere durch Abel gegründet ist. Aus der ersteren ist auch Rom hervorgegangen. Es ist die weltliche Gemeinschaft, die andere ist die geistige, welche zugleich Himmel und Erde umfaßt. Die letztere ist die wahre, das Christentum. Die erste wird durch die höhere, geistige Gemeinschaft gleichsam überflügelt. Eine sehr verbreitete Meinung war, wie man unter anderem aus Zosimus sieht, daß das Unglück von Rom aus dem Abfall von dem Götterdienst herrühre. Eben damit beschäftigt sich nun Augustin, das römische Wesen, inwiefern es auf dem Dienst der römischen Götter beruht, zu bekämpfen. Nicht die Götter, sagt er, haben Rom gemacht, sondern Rom hat die Götter gemacht. Er leugnet nicht, daß die Größe von Rom von den römischen Tugenden ausgegangen sei; er führt das vielmehr mit einem gewissen Nachdruck aus. Aber er bestreitet die Echtheit und objektive Gültigkeit dieser Tugenden, welche meistenteils glänzende Laster gewesen seien. Nach ihm war die Macht von Rom nur eine Veranstaltung Gottes, um die Völker zu züchtigen, oder auch sie zu vereinigen. Es ist nicht sowohl der Götterdienst selbst, was er bekämpft, als die unbedingte Gültigkeit der Idee, aus welcher Rom hervorgegangen ist. Auch haben ja die Götter Rom nicht zu schützen vermocht. Ihren besten Schutz haben die Heiden in Rom bei den Barbaren gefunden, welche die Kirchen, in die jene sich geflüchtet hatten, schonten, also eben bei der christlichen Idee, der die Barbaren anhingen.

Die Schrift ist ein Symptom des Umschlages der großen Überzeugungen der Welt. Augustin sieht alles vom religiösen Standpunkt an.

Er leitet die Erbsünde nicht von der Versuchung Adams, der zuerst gesündigt hat, sondern vom Satan her. In Adam wird der Anfang der Sünde gesetzt, und wir sind sündig, nicht weil wir ihm nachahmen, sondern weil wir aus ihm geboren sind. Alles Geborene ist der Verdammnis anheimgefallen und kann nur durch die Wiedergeburt gerettet werden, d. h. durch die Offenbarung, die aus dem göttlichen Wesen selbst in die Seele strömt. Die Gnade geht dem Verdienste voran.

In seinen letzten Jahren wurde Augustin gewissermaßen in den großen Völkerkampf verwickelt, welcher über das Schicksal des römischen Reiches entschied. Er erlebte noch den Einbruch der Vandalen in Afrika. Wir wissen, daß er sich viele Mühe gab, Bonifacius mit Aëtius auszusöhnen, obgleich Bonifacius damals zu den Arianern neigte, wie auch die Vandalen, die den Sieg behaupteten. In dieser Krisis aller weltlichen und geistlichen Gewalten ist er gestorben. In den Agonien des Todes hat er sich den Text der Bußpsalmen so aufstellen lassen, daß er sie einsam lesen konnte. Afrika ist für die Römer so gut wie auf immer verloren gegangen; aber aus den Ruinen von Hippo hat sich die Katholicität der römischen Kirche entwickelt. Mitten in dem äußeren Verderben regte sich die innere Lebenskraft, welche eben einen geistlichen, exklusiven Charakter annahm. Indem jedoch der Pelagianismus mit seinen praktischen Konsequenzen vor Augustin erbleichte, entstand in der griechischen Kirche ein neuer Zwiespalt, der sich auf die transcendentalen Vorstellungen bezog, welche durch den Arianismus angeregt worden waren und auf deren Grund die gläubige Welt aufs tiefste erschüttert wurde.

In die Epoche der heftigsten Völkerkämpfe fällt der Patriarch Nestorius, der im Jahre 428 nach Konstantinopel gekommen ist, wo er durch seine heilige Zurückgezogenheit und populäre Rednergabe das Volk für sich gewann. In der Verfolgung der Arianer ging er so weit, daß der kaiserliche Hof seinem Eifer Einhalt thun mußte. Dabei aber geriet er doch selbst, indem er dem Geheimnis der beiden Naturen in Christus nachforschte, auf eine Meinung, welche neue Stürme erregte. Auch bei den Widersachern der Arianer gaben sich Vorstellungen kund, die Nestorius verdammte; er nahm Anstoß daran, wenn man die Maria als Gottesgebärerin bezeichnete. Nein, sagte Nestorius in einer seiner Predigten, Maria hat Gott nicht geboren, das Geschöpf hat den Menschen als ein Werkzeug der Gottheit geboren. Aber jener Ausdruck war von angesehenen Kirchenlehrern, wie Gregorius von Nazianz, gebraucht worden und als charakteristisch-symbolisch im Streite mit abweichenden Meinungen zu kirchlichem Ansehen gelangt. In der Hauptstadt brach eine heftige Bewegung aus, die durch die kaiserliche Autorität — zunächst zu Gunsten des Nestorius — gedämpft wurde. Einen weit aussehenden Charakter gewann die Streitigkeit nun aber dadurch, daß sich der Patriarch von Alexandrien, Cyrillus, sehr energisch wider Nestorius aussprach, zumal da die beiden

Patriarchate in einer Art von Rivalität begriffen waren. Cyrillus trug seine Beschwerden nicht nur dem klösterlich organisierten Hofe von Konstantinopel vor; er wandte sich auch an den römischen Bischof, Cölestin, dem er besonders darüber sein Mißvergnügen aussprach, daß die Streitigkeit in einer Zeit angeregt sei, in welcher der Satan die gläubigen Nationen überhaupt zu vertilgen suche. Die Idee war, daß die orthodoxe Doktrin dazu dienen sollte, die christgläubigen Bevölkerungen gegen die Barbaren zusammenzuhalten; es war eben das Jahr 430, das Todesjahr Augustins. Und schon hatte sich auch Nestorius an den römischen Stuhl gewendet, weil bei einer Schlichtung der Streitigkeiten im Orient die Meinung des Bischofs von Rom, der die Abendländer beherrschte, vor allem ins Gewicht fiel. Wir bemerkten schon, daß die abendländische Kirche für die Spitzfindigkeiten der Griechen wenig zugänglich war. Eine römische Synode sprach sich nicht allein gegen die Neuerung des Nestorius aus; sie verdammte ihn geradezu und erklärte ihn für entsetzt, — ein Urteil, das zu vollstrecken Cyrillus selbst angewiesen wurde. Um weiteren Irrungen zuvorzukommen, berief Theodosius II. eine allgemeine Kirchenversammlung nach Ephesus im Einverständnis mit dem Kaiser des Abendlandes, Valentinian III. Dieselbe wurde im Gegensatz gegen die römische Synode berufen; von dem Urteil derselben wurde an eine allgemeine Kirchenversammlung appelliert. Es galt also zugleich das oberste Ansehen des römischen Bischofs in der gesamten Kirche. Hätte sich nun nur auch die Kirchenversammlung in Ephesus einverstanden gezeigt. Cölestin erschien nicht persönlich in Ephesus, aber er schickte zwei Bischöfe und einen Presbyter als seine Abgesandten. In seinem Schreiben an die Synode herrscht die Voraussetzung vor, daß dieselbe sich für seine Ansichten entscheiden werde.

Und dahin schien es denn auch wirklich kommen zu sollen. Der Bischof von Ephesus, Memnon, zählte zu den Gegnern des Nestorius. Von Ägypten ging auch diesmal der große Impuls zur Rechtgläubigkeit aus. Als der Patriarch Cyrillus von Alexandrien mit den ägyptischen Bischöfen anlangte, schritt man ohne weiteres zur Verhandlung, deren Resultat nunmehr kein anderes sein konnte, als die Verurteilung des Nestorius. Die Sentenzen von Rom wurden in Ephesus adoptiert. Das Volk von Ephesus begrüßte diesen Beschluß fast mit gottesdienstlichen Ehren, mit Fackeln, Beleuchtung, Räucherwerk. Allein eine definitive Entscheidung lag darin nicht. Erst jetzt erschien der Patriarch Johannes von Antiochien mit einer Anzahl anderer Bischöfe in Ephesus. Von diesen unterstützt, eröffnete Johannes nun seinerseits eine neue Verhandlung, in welcher Cyrillus verurteilt wurde, dessen Hauptsätze mit Arius und Eunomius übereinkämen. Sie hatten den Bevollmächtigten des kaiserlichen Hofes, der zur Erhaltung der äußeren Ruhe und zur Abwehr von Mönchen und Laien, die sich einmischen würden, nach Ephesus geschickt worden war, Candidianus, auf ihrer Seite. So war für einen Augenblick der kaiserliche Hof für Nestorius, der römische Stuhl gegen ihn. Allein die alexandrinische Meinung hatte eine mächtige Beihülfe in den zahlreichen Mönchen, die

sich in Konstantinopel aufhielten. Aus jenen Cönobiten der Wüste war ein Mönchtum hervorgegangen, welches den Orient weit und breit einnahm. In langem Zuge, Lieder singend, begaben sie sich unter ihren Archimandriten in den kaiserlichen Palast. Das Volk schloß sich ihnen an und rief Anathem über Nestorius. Unter diesem Eindruck erklärte Theodosius II., daß er beide Parteien anhören und dann über die beiderseitigen Beschwerden — denn auch die cyrillianische Partei hatte sich heftig beklagt — entscheiden werde. Die Mönche hatten die Frage an den Kaiser gerichtet, ob er lieber einem Gottlosen oder sechstausend Bischöfen unter ihren Metropolitanen beistimmen wolle. Die allgemeine Stimmung scheint gegen Nestorius gewesen zu sein.

Ein wichtiges Moment aber bildete allemal die Teilnahme einer großen klerikalen Partei, der Mönche und des Volkes gegen den Kaiser, und jenen trat nun der römische Stuhl offen zur Seite. Gesandte des römischen Bischofs waren in Ephesus erschienen, welche verkündigten, und zwar auf Grund der Autorität des von Petrus, der die Schlüssel zum Himmel habe, gegründeten Stuhles zu Rom, daß die Absetzung des Nestorius kanonisch sei. Auf den materiellen Streitpunkt kam es weniger an, als auf den formellen, den Sieg, den der römische Stuhl in der orientalischen Kirche davon trug. Bei einem Versuch, Cyrillus und Nestorius zu einigen, kam es in Ephesus zu den ärgerlichsten Scenen. Die Bischöfe wurden handgemein miteinander. Der kaiserliche Bevollmächtigte hatte Mühe, die Ordnung herzustellen, in der Kirche behauptete die Partei des Cyrillus das Übergewicht.

Erschreckt von diesem Übergewicht der dem Nestorius entgegengesetzten Partei, trat Kaiser Theodosius einen Schritt zurück. Nestorius konnte er nicht aufrecht halten; er veranlaßte Verhandlungen zwischen den Patriarchen von Alexandrien und von Antiochien, in denen es zu einer Abkunft kam, in welcher Nestorius verdammt, jedoch auch einige von den Behauptungen des Cyrillus modifiziert wurden. Eine Versammlung zu Tarsus 434 billigte diesen Kirchenfrieden. Wie sich aber nicht anders denken läßt, allenthalben regten sich auch mehr oder minder offene Anhänger des Nestorius, unter denen Ibas, Bischof von Edessa, der namhafteste ist. Er wurde von seinen eigenen Geistlichen als Anhänger des Nestorius angeklagt, aber dann doch in Antiochien freigesprochen. Auf diese Weise schien die orientalische Kirche den Streit, der in ihrer Mitte entstanden war, auch wieder selbst beigelegt zu haben.

Eben damals nun brach das unter der Asche glimmende Feuer auf das heftigste wieder hervor. Ein hochbejahrter Archimandrit, des Namens Eutyches, bekannte sich zu Meinungen, nach welchen die Lehre von den beiden Naturen im Gegensatz zu den nestorianischen in einer beinahe monophysitischen Fassung erschien. Er ging soweit nach der anderen Seite, daß in einer bischöflichen Versammlung zu Konstantinopel Anklage gegen ihn erhoben wurde. Unumwunden erklärt er, nach der Menschenwerdung könne nur von Einer Natur die Rede sein, ungefähr, wie das die Meinung der Alexandriner war, daß man zwar dem Begriffe nach zwei Naturen voneinander unterscheiden müsse,

aber nach der Erscheinung nur Eine fleischgewordene Natur des Logos anerkennen dürfe. An der Spitze der Gegner stand der Patriarch von Konstantinopel, Flavianus, einverstanden mit den Antiochenern. Im Gegensatz zu ihnen hielt dagegen der Patriarch von Ägypten, Dioscurus, zu Eutyches, in welchem sich jene Partei repräsentierte, die den Kampf gegen Nestorius überhaupt angeregt hatte.

Die Entscheidung des kaiserlichen Hofes war zweifelhaft. Die Gemahlin des Kaisers, Eudocia, war mehr für die Ägypter und Eutyches, die Schwester des Kaisers, Pulcheria, mehr für Flavianus und die Antiochener. Ich zweifle nicht an der Echtheit dieser Zustimmungen; es war eine Zeit, in welcher die religiöse Meinung über die politische Stellung noch mehr entschied, als von dieser entschieden wurde. Aber um so höher war die Entzweiung anzuschlagen, für welche sich in der orientalischen Kirche keine Entscheidung fand. Im Orient kam es auf einer neuen Synode zu Ephesus abermals zu den widerwärtigsten Scenen, welche der Kirchenversammlung nicht anders als zum Schimpf gereichten. Der Alexandriner Dioscurus und seine Mönche behielten durch Anwendung offener Gewalt den Platz. Beide Parteien wandten sich durch Appellation an den römischen Stuhl. Den aber hatte damals Leo, den man den Großen nennt, inne, derselbe, dessen entschlossener Thätigkeit wir bereits gedachten, ein Mann von eminenter Einsicht. Man hat auch bei ihm versucht, wie so oft, all sein Thun und Lassen von kombinierender Herrschbegierde herzuleiten. Hier that er, so denke ich, das Unvermeidliche und das Notwendige. Auch Flavianus hatte sich an ihn gewendet. Die Epistel, die Leo an Flavian richtete, enthält über den obwaltenden Streit wohl das Treffendste, was darüber gesagt werden konnte. Bei der Verdammung des Nestorius hatte es sein Bewenden, aber darum nahm der römische Stuhl nicht für die monophysitische Doktrin Partei. Wir werden darauf zurückkommen, welche kaum zu ermessende Verbreitung der Nestorianismus und der Monophysitismus selbst außerhalb des römischen Reiches gefunden haben. Die Epistel Leos an Flavian hat den Zweck, diesem Streit innerhalb des römischen Reiches ein Ende zu machen. Sie enthält eine Verständigung des römischen Stuhles, nicht mit den cyrillischen, sondern mit den antiochenischen Grundsätzen, welche von dem Patriarchen in Konstantinopel festgehalten wurden. Um zum Ziel zu gelangen, mußte diese Meinung auch im kaiserlichen Palast zu Konstantinopel die herrschende werden. Von Theodosius und seiner Gemahlin Eudocia, die zu eutychianischen Grundsätzen neigten, ließ sich das nicht erwarten. Bei ihren Lebzeiten wäre an keine Verständigung zu denken gewesen. Bereits im Jahre 450 aber ging Theodosius mit Tode ab, seine Gemahlin war schon vorher verbannt worden. An seine Stelle trat Pulcheria, die immer zu den Antiochenern und Flavian hingeneigt hatte. Um die politische Lage zu verstehen, muß man sich erinnern, daß Attila noch lebte und eben in dem Unternehmen begriffen war, das Orient und Occident umwandeln zu müssen schien.

Wie notwendig war es dann, den inneren Zwiespalt im Reiche zu vermeiden, und wie natürlich auch, daß man nach einer Vereinbarung strebte, welche alles zusammenhielt. Das aber ist das Werk der Synode zu Chalcedon, politisch und kirchlich eine der wichtigsten von allen, die jemals gehalten worden sind: sie schuf gleichsam einen Mittelpunkt für Orient und Occident. Die von Leo in dem Schreiben an Flavianus gegebene Erklärung des Glaubens wurde allgemein angenommen; das Wort des römischen Bischofs wurde auch für den Orient maßgebend. Hätte aber bei diesem nur ein Motiv des Ehrgeizes eingewirkt, so hätte er doch nicht seinen Zweck erreicht. Dem Bischof von Konstantinopel wurde seine bisherige Stellung und Amtsgewalt bestätigt; nur dem Range nach sollte er hinter dem römischen zurückstehen.

Übrigens aber erhob sich der römische Stuhl in diesen Konflikten auf das gewaltigste. Wir erinnern uns, zu welchem Einfluß derselbe nach den schon in Sardica ausgesprochenen Grundsätzen, noch viel mehr aber in dem Verhältnis des Damasus zu den drei Kaisern emporgestiegen war; er war es hauptsächlich, durch den der Sieg der athanasischen Doktrin errungen und die kirchliche Orthodoxie festgestellt worden war. Für die Kirchenverfassung ist es von größtem Gewicht gewesen, daß er auch in dem pelagianischen Streit für Augustin eintrat und die Ideen des Hieronymus allen Abweichungen vorzog. Jetzt nahm er in dem Streite des Nestorius und Eutyches eine Stellung ein, welche die extremen Ansichten beider Teile vermied und maßgebend für die Nachwelt geworden ist. Der Begriff der Katholicität, welcher die griechische und römische Welt umfaßte und sich in sehr markierten Grenzen bewegte, war durch eine Übereinkunft des Kaisertums in Konstantinopel und des römischen Stuhles durchgeführt worden. Die Beschlüsse des chalcedonischen Konzils sind gleichsam ein Dokument ihres Einverständnisses. Man kann sie als ein Vermächtnis des theodosianischen Hauses an das Reich und an die Kirche betrachten.

Elftes Kapitel.

Der Ausgang des theodosianischen Hauses.

Das Haus Gratians, welchem die Nachkommen Valentinians und Theodosius' mit seinen Erben angehören, kann man als die erste Dynastie ansehen, die sich nach der Zeit der Cäsaren im römischen Reiche behauptet hat. Die Idee der Erblichkeit war angenommen und durchgedrungen. Aber daraus entsprang doch wieder die Gefahr, daß die Einheit des Imperiums nicht würde aufrecht erhalten werden können. Die umfassende Macht, welche Theodosius gegen das Ende seiner Tage besaß, wurde bei seinem Tode seinen Erben zu

Teil, welche ohne abgesonderte Verwaltungen nicht hätten bestehen können. Nicht zwei neue Reiche wurden gegründet, aber doch zwei verschiedene Höfe, die, wiewohl sie auf das engste zusammenhingen, schon durch ihre geographische Position wieder auseinander gehalten wurden; dem Hofe von Konstantinopel trat der Hof von Ravenna zur Seite. Der eine behauptete sich siegreich im Orient, der andere war für die Aufrechterhaltung der römischen Autorität im Occident unentbehrlich. Der eine und der andere wurden durch die Autorität der Kirche gestützt und durch das Ansehen tapferer Heerführer aufrecht erhalten. Man nimmt dabei eine Erscheinung wahr, die sich früher noch nicht gezeigt hatte: der Einfluß der königlichen Frauen wurde an beiden Höfen maßgebend. Im Orient hing das meiste von der nonnenhaft zurückgezogenen Pulcheria ab, die aber allezeit ein lebendiges Verständnis der jedesmaligen Situation bewährte. Im Occident regierte die von Jugend auf unaufhörlich herumgeworfene Placidia, die, ihres Thrones einmal beraubt, denselben nur durch die Hülfe des Orients wiedererlangte und für ihren Sohn Valentinian III. zu behaupten wußte. Nun aber traten dieser Succession noch neue, unerwartete Schwierigkeiten entgegen.

Dem herrschenden Geschlecht fehlte es an männlichen Nachkommen. Ein sehr außerordentlicher Zustand war es doch, wenn Pulcheria ihre Hand dem vornehmsten damaligen Kriegführer, dem Senator Marcian, reichte, ohne daß er darum ihr Gemahl geworden wäre. Aber das gehörte zur Behauptung der Regierung. Dem Marcian wurde dadurch gleichsam ein Nimbus der Legitimität mitgeteilt; der tapfere Kriegsmann wurde in den Mitgenuß der Erblichkeit gezogen. Nicht lange aber konnte menschlichem Ansehen nach dieser Zustand dauern. Der indes zu männlichen Jahren erwachsene Valentinian III. schien einer großen Bestimmung entgegen zu gehen. Die beiden Reiche hätten eben auf ihn vererben müssen; er war mit Eudoxia, der Tochter des zweiten Theodosius, vermählt; aber aus dieser Ehe entsprangen ihm nur weibliche Nachkommen. Die Zukunft des Reiches beruhte indes nicht allein auf dem herrschenden Geschlecht, sondern noch mehr auf den Männern, welche die Autorität des Thrones mit dem Schwert aufrecht erhielten. Unter denen aber war kein anderer mit Aëtius zu vergleichen. Wir haben der Thaten des Aëtius schon öfter gedacht; den Zusammenhang derselben und die Sinnesweise des Mannes lernen wir aus einem Panegyrikus kennen, der vor einigen Decennien ans Licht gezogen worden ist. Aëtius stammte aus den Regionen der illyrischen Völkerkämpfe, aus denen früher manche tapfere Kaiser hervorgegangen waren. Er war der Sohn eines in Niedermösien angesessenen Römers; wir vernehmen, er habe hier schon als Kind mitten in Schnee und Eis Kriegslust und Kriegsmut an den Tag gelegt. Er folgte dann seinem Vater, der mit einer vornehmen und reichen Italienerin vermählt war, nach Ravenna, wo er vermöge seiner Abstammung — denn auch sein Vater war von vornehmer Herkunft — einen so hohen Rang einnahm, daß er einmal bei den Goten, ein andermal bei den Hunnen mehrere Jahre hindurch als

Geisel gedient hat. Nicht ohne Nachwirkung konnte der Aufenthalt in der Mitte der kriegerischen Nationen, welche abwechselnd Freunde und Feinde des römischen Reiches waren, aber zugleich eine eigentümliche Machtstellung in der Welt einnahmen, auf den heranwachsenden Knaben bleiben. Indessen wurde sein Vater, der zu einer der höchsten militärischen Würden aufgestiegen war, durch einen ihm an Behendigkeit und List überlegenen Feind umgebracht. Vollkommen sein eigener Herr, trat nun Aëtius um so selbständiger auf; er schloß sich jenem Primicerius Johannes an, der darauf dachte, das occidentalische Reich, wie es damals war, von Konstantinopel unabhängig zu machen. Man darf annehmen, daß dahin auch die Idee des Aëtius ging. Wenigstens übernahm er jene Mission zu den Hunnen, die wir schon erwähnten. Sie mißlang ihm nicht, aber zeigte sich vollkommen unnütz, da der Primicerius selbst in Ravenna gestürzt worden war, ehe er mit den Hunnen anlangte. Noch einmal wurde das Schwert gezogen; dann entschloß sich Aëtius, die Hunnen mit dem neuen Hofe zu pacifizieren; man sicherte sich durch Geiseln vor der Erneuerung ihrer Feindseligkeiten. Aëtius nahm nun eine intermediäre Stellung zwischen Barbaren und Römern ein, wie einst Stilicho; doch war dieselbe von Anfang an eine bei weitem ungünstigere, da die Fürstin und ihr Hof, denen er sich aufgedrungen hatte, wenngleich sie ihn duldeten, doch in der That gegen ihn waren. Aëtius hatte die zweifelhafte Aufgabe, die Völkerschaften und die Männer zu bekämpfen, welche sich einst für Johannes erklärt hatten. In dem Kampfe gegen die Goten, in welchem er sich ebenso geschickt wie tapfer erwies, stellte er die Autorität des römischen Namens, die in Gallien und Spanien tief herabgekommen war, wieder her. Aber damit hatte er doch nicht das volle Vertrauen des Hofes erworben. In dem Comes Bonifacius, der sich immer zu der Partei der Placidia gehalten hatte, fand er einen Nebenbuhler, an dessen Seite er nicht bestehen konnte. Wir erinnern uns, wie mit diesem Zwist der Einbruch der Vandalen in Afrika zusammenhing. Der Kampf versetzte sich nach Italien; hier war Aëtius anfangs der Schwächere; aber nach einer Flucht, die ihn über Dalmatien nach Pannonien zu den Hunnen führte, und dabei aufs neue erstarkt, nahm er eine vorwaltende Stellung an dem Hofe von Ravenna ein. Der unerwartete Tod seines Nebenbuhlers kam ihm mächtig zu statten. Der Panegyrist gedenkt des Anteils, den Aëtius an der Pacifikation der Vandalen genommen habe; die eingedrungenen Gewalthaber in Libyen, welche es gewagt hatten, die „eliseischen" d. i. karthagischen Gebiete von dem Reiche loszureißen, waren durch ihn bewogen worden, ihre Feindseligkeiten fallen zu lassen und in die engste Verbindung mit Rom zu treten.

Alles aber gewann nun eine andere Gestalt, als sich plötzlich Hunnen und Vandalen gegen Rom und dessen Verbündete unter den Germanen wandten. Aëtius erwarb sich das für die Menschheit unvergeßliche Verdienst, den großen Barbarenführer zurückzuweisen und eigentlich das Abendland zu retten. In ihm tritt uns noch einmal ein militärischer Charakter entgegen; er war ein

Mann von mittlerer Statur, aber von lebenskräftigem Gliederbau, geschickt in jeder Waffenübung zu Pferd und zu Fuß, im Bogenschießen und im Gebrauch des Wurfspeeres und dabei unempfindlich gegen Wind und Wetter. Er nahm sein Nachtlager auf bloßer Erde oder in einer Felsgrotte. Immer ging er mit strategischen Gedanken um; in dem Feldlager studierte er die Lage der Städte, die Höhen der Berge, die Übergänge über die Flüsse, die Möglichkeiten ihrer militärischen Benutzung. Er war berühmt dafür, daß er sich von dem Verhalten, das er eingeschlagen hatte, nicht durch falsche Ratschläge abbringen lasse. Er war eine jener unermüdlichen Naturen, die immer arbeiten. Die Arbeit verschaffe ihm, heißt es in dem Panegyrikus, Macht; auf Belohnungen komme es ihm wenig an, denn die Frucht rechter Handlungen liege eben darin, daß man sie vollziehe. Möge ein anderer vor den Zeugen seiner Handlungen zurückschrecken, für Aëtius gebe es keine Stunde, die nicht die Bewunderung aller auf sich ziehe: er sei mutig im Beschluß, streng im Urteil, freundlich im Gespräch. Habsucht und andere Begierden liegen ihm fern. Schon in der Zeit vor der Schlacht auf den catalaunischen Gefilden ist dies von Aëtius gesagt worden. Den Rückzug der Hunnen schrieb man vor allem der Umsicht und der Energie seiner Veranstaltungen zu. Wie sehr mußte nach derselben sein Ansehen und sein Selbstgefühl wachsen. Der Panegyrist sagt, er genieße die Liebe des Volkes, des Senats, der Großen. Ein prophetisches Wort, das in seiner Jugend über ihn ausgesprochen, hatte ihm Glück und Macht vorausgesagt. Erinnert man sich nun der Lage des Reiches, der Thronbesteigung eines Kriegsmannes im Orient und daran, daß Valentinian III. zwar zwei Töchter, aber keinen Sohn hatte, so wird man nicht erstaunen, wenn Aëtius selbst den Gedanken faßte, die höchste Gewalt nicht allein faktisch auszuüben, sondern für die Zukunft in seinem eigenen Hause zu fixieren. Wir werden glaubwürdig versichert, seine Absicht sei gewesen, seinen Sohn mit der Tochter des Kaisers zu vermählen, was dem Verhältnis zwischen Marcian und Pulcheria einigermaßen entsprochen haben würde. Aber der Kaiser hätte damit einverstanden sein müssen. Valentinian war kein Imperator im alten Stil, ebensowenig wie Honorius und Theodosius II. Aber auch in ihm lebte das Gefühl von der Unantastbarkeit der höchsten Gewalt. Er sah in Aëtius einen Nebenbuhler, wie die früheren Kaiser so oft in den großen Feldherren, die neben ihnen emporkamen. Bezweifeln läßt sich nicht, daß seine Umgebung den Widerwillen des Kaisers lebhaft angeregt hat. Denn das Zustandekommen einer solchen Verbindung hätte das Ansehen des Aëtius auf den Gipfel erhoben und das des Kaisers vollends herabgedrückt. Es ist hierüber zu einer persönlichen Verhandlung gekommen. Bei dem Wortwechsel aber erwachten in Valentinian alle die Besorgnisse, die man ihm eingeflößt hatte; er fühlte sich beleidigt und gefährdet. Es hätte gesetzlich erscheinen können, Aëtius zum Tode zu verurteilen, weil derselbe nach der höchsten Gewalt trachte. Allein daran wurde nicht gedacht. Der oberste Feldhauptmann erschien dem Kaiser

als ein Gegner, dessen er sich entledigen müsse, wenn er nicht zu Grunde gehen wolle. Er zog selbst das Schwert gegen ihn, und, von seiner Umgebung unterstützt, brachte er Aëtius um. Eine der gräßlichsten Scenen, die je einen Palast befleckt haben — in der damaligen Lage der Dinge doppelt unheilvoll: denn wer sollte nun die germanischen Völkerschaften im Zaume halten oder die Vandalen bekämpfen? Man hat schon in jener Zeit nicht übel gesagt, der Kaiser habe sich mit seinem linken Arme die Rechte abgeschnitten. — Unverzüglich aber bekam Valentinian zu empfinden, wie sehr die Zeiten verändert waren. Kaum einem alten römischen Kaiser würde ein Mißbrauch seines jurisdiktionellen Rechtes, wie dieser war, hingegangen sein. Ganz unmöglich aber war das in dieser Zeit, in welcher germanische Ideen in die nächste Umgebung des Hofes gedrungen waren; die Germanen erblickten in dieser Gewaltthat nicht einen Akt der über alle Verantwortung erhabenen Souveränität, sondern nur eben eine Ermordung. Ein paar Kampfgenossen des Aëtius waren von der Pflicht der Blutrache für ihren Heerführer durchdrungen. Bei einem Wagenrennen wurde er von zwei Barbaren aus dem Gefolge des Aëtius, die der Kaiser jetzt selbst in seinen Dienst genommen hatte, angefallen und ermordet; unter den Truppen regte sich keine Hand für ihn. In ihm ging der letzte lebensfähige Sproß des theodosianischen Hauses zu Grunde. Wollte man sich denken, daß er gelebt hätte, so würde er den Occident mit dem Orient unter seiner Regierung vereinigt, er würde eine der größten Stellungen in der Welt eingenommen und noch eine Weile fort erhalten haben. Aber der Imperator ging unter, als er seine Autorität schroffer ausübte, als es jemals geschehen war, während sie doch in einem Moment, wie dieser, vom Kriegsheer nicht mehr anerkannt wurde. Er hatte die Verantwortung durch die That, die er vollzog, auf sich selbst genommen; dafür mußte er persönlich durch ein unglückliches Ende büßen. Und nicht allein seine Person, sondern die oberste Autorität selbst wurde dadurch betroffen — wer sollte sie nach ihm übernehmen? Zunächst wurde einer der vornehmsten Senatoren, der dem begüterten anicischen Geschlechte angehörte, des Namens Maximus, auf den Thron erhoben. Aus demselben Grunde, aus welchem Aëtius eine Verbindung mit dem theodosianischen Hause gesucht hatte, unternahm auch er, sich eine solche zu verschaffen; nichts war ihm leichter, da er der Herr war. Er nötigte die Witwe Valentinians, Eudoxia, ihm die Hand zu reichen; ihre Tochter gedachte er mit seinem Sohne zu vermählen.

Man hat schon im Altertum Maximus als einen nahen Verwandten jenes britannisch-gallischen Maximus angesehen, der eine Zeitlang sich behauptete, dann aber von Theodosius niedergekämpft wurde. Das würde es dann um so erklärlicher machen, wenn Eudoxia, die Ehe verabscheuend, zu der sie gezwungen worden war, sich an den noch im Kriege mit Italien begriffenen Gaiserich wandte, um sie vor dem Usurpator zu retten. Denn auch in ihr lebten die eingeborenen dynastischen Gefühle.

Wir werden versichert, der Vandalenkönig habe den mit Valentinian geschlossenen Vertrag durch den Tod desselben für aufgelöst gehalten und Maximus nicht als würdigen Nachfolger desselben anerkennen wollen. Überdies war Gaiserich voll eines Unternehmungsgeistes, der nach neuem Raube verlangte. Unverzüglich ging er gegen Italien unter Segel.

Maximus fühlte sich unfähig, Rom zu verteidigen; er gab seine Zustimmung zu einer allgemeinen Flucht der Senatoren und des Volkes. Als auch er sich anschickte, davonzugehen, ist er von seinem Hofgesinde ermordet worden. Drei Tage darauf rückte Gaiserich in Rom ein. Die Erzählung, nach welcher Papst Leo die Vandalen vermocht haben soll, sich mit der Plünderung zu begnügen und von Mord und Brand abzustehen, wird nicht gerade durch die Rede desselben bestätigt, welche uns übrig ist; in derselben findet sich nicht, daß er die Wut der Barbaren gemäßigt habe. Das Volk glaubte darin eine Wirkung der Dämonen zu sehen, wie Leo sagt; er schreibt die Rettung der Gnade Gottes zu, dem man Dank schulde.

Nach vierzehn Tagen verließ Gaiserich Rom wieder; er führte Tausende von Gefangenen mit sich, darunter die Kaiserin mit ihrer Tochter, die er mit seinem Sohne Hunerich vermählte. Er scheint schon vorher den Wunsch gehegt zu haben, mit dem theodosianischen Hause in Verbindung zu treten. Diesen setzte er jetzt ins Werk. Den Gedanken, sich selbst des Imperiums zu bemächtigen oder auch nur einen anderen Imperator zu setzen, hat er damals nicht gehabt; darüber verfügten andere Weltkräfte.

Darauf, wie dies geschah, müssen wir näher eingehen, da die Verhältnisse sehr verwickelt sind und zuletzt zu einem entscheidenden Ereignis geführt haben.

Wenn es in Rom keinen Kaiser mehr gab, die Gewalt, von der doch die Gesetzlichkeit des Zustandes abhing, nicht mehr existierte, wie und von wem sollte dieser Mangel ersetzt werden? Von Konstantinopel war das bei dem damaligen Zustand der regierenden Familie nicht zu erwarten, in Rom nach dem Untergang des Maximus noch weniger daran zu denken. Der erste Gedanke, das Imperium fortzusetzen, ist in Gallien gefaßt worden; die Eingeborenen und die eingedrungenen germanischen Völkerschaften haben sich dazu vereinigt. Das geben schon die einsilbigen Nachrichten in den Annalen, die uns übrig sind, an die Hand; es muß aber auch gestattet sein, einen Panegyristen zu Rate zu ziehen, der den Dingen nahe stand, sie kannte und keinen Grund hatte, sie zu verunstalten: es ist Sidonius Apollinaris, der Schwiegersohn des Avitus, dem er seinen Lobspruch widmet; er kann die Umstände ausgeschmückt, aber unmöglich erfunden haben. Avitus war einer der thätigsten Kampfgenossen des Aëtius gewesen; ihm hauptsächlich war es zuzuschreiben, wenn die Goten ihre Waffen mit den römischen vereinigten, um die Hunnen zurückzuweisen. Er hatte dann die hohe Würde eines Praefectus Praetorio von Gallien empfangen und war mit dieser ruhigen civilen Stellung zufrieden, als er nach dem Tode des Aëtius und Valentinian von Maximus als

Magister militum an die Spitze des gallischen Heeres berufen wurde. Um den Frieden mit den Goten aufrecht zu erhalten, begab er sich selbst in ihre Hauptstadt Tolosa. Indem er aber eine Verständigung zwischen den Westgoten und Maximus anzubahnen suchte, empfing man die Nachricht, daß dieser umgekommen und Rom in die Hände der Vandalen gefallen sei. Sehr möglich, daß sich hiebei der Ehrgeiz des Avitus regte; aber unwahrscheinlich ist es doch auch nicht, daß die Goten, um nicht den gesetzlichen Boden unter den Füßen zu verlieren, den Wunsch aussprachen, Avitus möge das Imperium übernehmen; sie würden dann nicht allein Freunde des Reiches sein, sondern selbst ihm Kriegsdienste leisten, wenn er es befehle. Ohne eingewilligt zu haben, begab sich Avitus zu einer Versammlung der angesehensten Einwohner, wie denn auch die Annalen von einer solchen Zusammenkunft, die in Arelate stattfand, berichten — und hier trat ihm nun derselbe Wunsch entgegen. Es ist die römisch-gallische Aristokratie, die sich mit dem Oberbefehlshaber und dem gesamten Heere zusammenfindet. Einer der Vornehmsten, welcher würdig ist, im Namen des Vaterlandes zu reden, beklagt sich über die schlechte und schattenhafte Reichsverwaltung, die man bisher geduldet; es sei dahin gekommen, daß mit der Hauptstadt gleichsam der Erdkreis in Gefangenschaft geraten sei. Dort sei der Fürst umgekommen; das ganze Reich habe jetzt sein Oberhaupt in Gallien. Avitus möge die höchste Stelle annehmen; wenn Gallien es fordere, werde ihm die Welt gehorchen. Niemand wird an die Echtheit dieser Worte glauben; Sidonius liebt es, witzig und epigrammatisch zu reden; er läßt den alten Gallo-Römer sagen: das Vaterland befehle ihm, den Befehl zu übernehmen, seine Herrschaft werde die Freiheit sein. Aber unleugbar ist es doch, daß das provinziale Bewußtsein der Gallier selbst sich zu dem Wunsche neigte, Avitus möge die Kaiserkrone annehmen. Umgeben von den Truppen wird dann Avitus mit einer militärischen Halskette, wie einst Julian, bekleidet, man übergiebt ihm die Zeichen der Herrschaft.

Avitus erscheint als der Repräsentant der provinzial-gallischen Tendenzen; doch vermaß er sich nicht, römischer Kaiser sein zu wollen, ohne Rom zu besitzen. Er begab sich in Person dahin und wurde allgemein anerkannt.

Zugleich erfahren wir, daß Avitus sich an Marcian gewendet habe, um durch dessen Beistimmung alle Spaltung im Reiche zu vermeiden. Avitus und Marcian, der westliche und der östliche Imperator, machten nun gemeinschaftliche Sache gegen die Vandalen. Marcian forderte Gaiserich durch zwei Gesandtschaften auf, Italien zu verlassen; denn es würde sein Vorteil nicht sein, wenn er auch mit dem östlichen Reiche in Kampf käme. Auf Gaiserich machte das, wie sich denken läßt, keinen Eindruck. Es kam zu einem Kriege des östlichen und westlichen Reiches, wie sie nun konstituiert waren, gegen Gaiserich. In diesem Kampfe tritt zuerst der Sueve Ricimer in den Vordergrund. Der war es, der von Avitus nach Sicilien geschickt, dort die vandalische Flotte, welche von Karthago ausgelaufen war, auseinanderwarf.

Indessen zogen die Westgoten, wenn nicht auf Befehl, so doch unter Autorität des Avitus über die Pyrenäen, um das römische Gebiet, das ja durch ihre Mitwirkung den Römern zurückgegeben war, gegen die Sueven zu beschützen. Die germanischen Entzweiungen kamen den Römern gewissermaßen zu statten. Mit ihnen einverstanden, begleitete auch das burgundische Heer die Westgoten auf ihrem Zuge. Die Sueven wurden im Oktober 456 bei Astorga geschlagen und von dem siegreichen Feinde nach Gallicien verfolgt, Bracara erobert, der Suevenkönig gefangen und hingerichtet. Theodorich betrachtete sich als König der Sueven. Dergestalt gewann es das Ansehen, als wenn der gallikanische Imperator und seine Verbündeten, allenthalben siegreich und mit dem griechischen Reiche verbunden, Italien vor den Vandalen retten und dem Bestand des römischen Reiches im Occident eine neue Haltbarkeit verleihen würden. Da geschah nun aber, daß in der Mitte dieser Allianz ein Zwiespalt ausbrach, der alles zerrüttete. Ricimer versagte seinem Kaiser den Gehorsam. Ich will nicht mit Bestimmtheit sagen, daß er, ein Sueve von Geburt, durch den Untergang seines besonderen Vaterlandes, der von Avitus befördert war, zur Rache entflammt wurde; eine Überlieferung dieses Motives findet sich nicht. Wir vermissen eine Erzählung dieser Umstände bei dem Panegyristen; das wahrscheinlichste ist, daß er, der durch seine Siege selbst in Italien zum höchsten Ansehen gelangt war, einen fremden Einfluß in Italien nicht dulden wollte. Auch bei dem römischen Senat war Avitus nicht beliebt. Er brachte zwar aus Gallien, wohin er zurückeilte, ein Heer zusammen, mit welchem er dann wieder nach Italien ging; hier aber wurde er von Ricimer bei Piacenza geschlagen und genötigt, das Imperium aufzugeben und mit einem Bischofssitz vorlieb zu nehmen. Diese ganze Kombination löste sich auf, und eine allgemeine Verwirrung schien bevorzustehen, da auch Marcian in diesem Augenblick starb — Pulcheria war ihm schon im Tode vorangegangen, so daß auch im Osten die Succession des Theodosius aufhörte.

Vergegenwärtigt man sich die Situation, die damit eintrat, so besteht ihr Wesen vornehmlich darin, daß nun in den beiden Reichsteilen der Gegensatz der effektiven Macht zu der bisherigen Ordnung der Dinge in volle Evidenz gelangte. Die effektive Macht war in den Händen der Germanen, sowohl in dem Westen als in dem Osten; dort hing alles von Ricimer, hier von Aspar und seinen Anhängern ab. Wie sollten sich die Germanen zu dem Kaisertum verhalten? Wir kennen bereits die große Stellung, zu welcher ein paar gotische Heerführer in den östlichen und westlichen Verwickelungen des Reiches gelangt waren. Dort hatten sie es soweit gebracht, daß Nisibis noch einmal belagert werden konnte; hier war es ihnen gelungen, Ravenna für die alte Succession wieder zu gewinnen. Nicht ohne ihre Mitwirkung hatte Marcian den Thron in Konstantinopel bestiegen. Der Widerstand, den dieser Kaiser den Hunnen leistete, wäre ohne die Teilnahme der Goten unmöglich gewesen. Nach dem Tode Marcians hätte wohl dessen Schwiegersohn

Anthemius, der Enkel jenes Anthemius, welcher eine Zeitlang das Reich verwaltet und demselben die größten Dienste geleistet hatte, der auch mit dem Hause Konstantins verwandt war, den nächsten Anspruch erheben können. Aber Aspar zog ihm einen der obersten Kriegsbeamten, seinen alten Freund, den Tribunen Leo, der einst seine Güter verwaltet hatte, vor und dieser wurde dann durch das Heer zum Imperator ausgerufen. Eine solche Erhebung genügte indes in Konstantinopel nicht mehr; Volk und Geistlichkeit forderten noch eine andere Autorisation. Ein Akt von größtem Werte war es nun, daß der Patriarch Anatolius sich entschloß, den neuen Imperator mit dem Diadem zu schmücken. Schon kurz vorher hatte diese Ceremonie die Übertragung der höchsten Würde in sich geschlossen, zuerst als Theodosius das Stirnband dem Valentinian übersandte, und nochmals, als nach dem Tode des Theodosius II. Pulcheria in Gegenwart des Patriarchen und der Senatoren Marcian mit demselben schmückte. Eine Handlung von eminenter Bedeutung — denn woher kam dem Bischof das Recht, den Erwählten des Heeres mit dem äußeren Zeichen der Würde zu bekleiden, das hernach symbolisch für jeden anderen Monarchen geworden ist? Man darf sagen, es war ein Supplement für die Legitimität. Denn die Anhänglichkeit an ein bestimmtes Haus war bereits in den Gemütern. Nach dem Abgang der legitimen Dynastie bemächtigte sich nun die Kirche des Rechtes, — nicht etwa die Gewalt zu übertragen, — denn das war bereits durch die Wahl des Heeres geschehen, aber ihre Uebertragung auf eine der öffentlichen Meinung und dem bisherigen Brauch entsprechende Weise zu sanktionieren. Anatolius war ein Mann von hochstrebendem Sinn, der dafür gesorgt hatte, daß die Autorität des Bischofs von Konstantinopel jeder anderen gleich war und im Rang nur der des römischen nachstand. Noch viel mehr aber will es sagen, daß er die Übertragung der höchsten Gewalt von einem Haupte auf das andere durch die Kirche ins Leben rief. Mit alledem gelangte doch Leo keineswegs zu der Stellung der alten Kaiser. Er hatte auf der einen Seite die Kirche neben sich, der er die Sanktion der höchsten Würde verdankte, auf der anderen die Goten, die ihm dieselbe verschafft hatten. Nicht auf immer aber konnten diese Momente zusammenwirken. Die konstante Tradition ist, Leo habe bei seiner Erhebung dem Goten Aspar versprechen müssen, einen von dessen Söhnen zum Cäsar zu ernennen; er habe dann aber Anstand genommen, das Versprechen zu erfüllen; Aspar sei darüber in große Entrüstung geraten. Wie, habe er gesagt, darf ein Mann lügen, der den Purpur trägt? Leo habe geantwortet: Darf ein Unterthan seinem Herrn Gesetze vorschreiben?

Eine andere Überlieferung berichtet, Aspar habe vom Kaiser die Einsetzung eines arianischen Präfekten verlangt, die Leo verweigerte. Er schwankte zwischen den Annutungen der Goten und den Forderungen, die ihm das katholische Bekenntnis auferlegte. Trotz der Irrungen, in die er geriet, behauptete er zunächst seinen Thron ohne Widerspruch. Die Auto-

rität des Kaisertums von Konstantinopel stellte sich unter dem ersten nicht ebenbürtigen Nachfolger des theodosianischen Hauses im allgemeinen wieder her.

Fassen wir nun die Stellung Ricimers ins Auge, so war sie hauptsächlich dadurch bestimmt worden, daß er sich, nachdem er ursprünglich zu Avitus und den Westgoten gehalten hatte, doch dem Versuche, die kaiserliche Macht durch ein gallikanisches Oberhaupt weiterzuführen, entgegensetzte, ein Akt, welcher der Autorität des damaligen griechischen Kaisers, mit dem Avitus verbündet war, entgegenlief. Wie aber sollte sich alsdann das Verhältnis zwischen den beiden Reichshälften gestalten?

Zwölftes Kapitel.

Unterbrechung des Kaisertums im Occident.

Die Erhaltung der Einheit des römischen Reiches im Orient und Occident beruhte auf zwei Momenten, einem geistlichen und einem dynastischen. Das erste bestand in dem allgemeinen Bekenntnis, welches die lateinischen und griechischen Provinzen verband und in den Beschlüssen von Chalcedon seinen Ausdruck gefunden hatte. Das zweite lag in der Kombination, durch welche zwar dem Occident eine abgesonderte Regierung zugestanden war, eine solche jedoch, die von der des Orients allezeit abhängig blieb; es schloß den Begriff der Erblichkeit in sich ein. Von universaler Wichtigkeit war es nun, daß dieser Begriff nicht mehr realisiert werden konnte, nachdem Valentinian in einem Momente ungezügelten Selbstgefühls seinen Heermeister umgebracht und dadurch seinen eigenen Untergang vorbereitet hatte.

In der Mitte der Unruhen, die daraus hervorgingen, regte sich in dem Abendlande die Idee, ein selbständiges Kaisertum auf der Verbindung germanischer und romanischer Kräfte zu gründen. Sie konnte aber nicht durchgeführt werden, da der mächtigste Germane, der an der Spitze der Kriegsvölker stand, einen Kaiser, wie Avitus war, nicht neben sich dulden wollte und ihn zur Abdikation nötigte. Indem war auch das theodosische Haus im Orient ausgestorben und hatte zwar eine Succession gefunden, die aber doch nur eine sehr unregelmäßige war. Ein auch in Geldgeschäften erfahrener Kriegsmann hatte das Scepter erlangt, nicht jedoch mit eigener Macht, sondern unter dem Einfluß des gotischen Oberbefehlshabers und zugleich der Autorität der Kirche, welche die mangelnde Erblichkeit durch eine Krönung des Patriarchen ersetzte. Am Tage liegt, daß diese Ersetzung nur eine sehr unvollkommene war und nicht überall ein dem erblichen Ansehen, welches das Haus des Theodosius besessen hatte, entsprechendes Ansehen erlangen konnte.

Dennoch lag es in der Natur der Sache, daß der neue Kaiser die Autorität, die seine Vorgänger besessen hatten, in vollem Umfang zur Geltung zu bringen suchte. Es gehörte gleichsam zur Besitzergreifung der kaiserlichen Würde, daß er auch den Occident in einer gewissen Unterordnung zu halten unternahm. Da konnte es ihm nicht anders als willkommen sein, daß das Oberhaupt der Milizen in Italien, der Patricius Ricimer, auf seine Anträge einging; von beiden zusammen wurde Majorian zum Kaiser im Occident erhoben. Die Lage der Dinge war nun, daß im Osten und im Westen faktische Oberhäupter an der Spitze der Heere standen, welche aber die Gewalt nicht selbst in die Hände genommen hatten. Leo wäre ohne den Schutz der Aspariden, Majorian ohne die Einwilligung Ricimers unmöglich gewesen. Auf den ersten Blick leuchtet ein, welche Schwierigkeiten in dieser neuen Kombination lagen; doch war sie nicht ohne große Aussicht; und eine Zeitlang schien sie Wurzel zu fassen und sich zu befestigen. Majorian gehörte einem Geschlecht an, welches die obersten Stellen bekleidet hatte. Sein Großvater war Praefectus Praetorio in Illyricum, sein Vater mit der Finanzverwaltung von Gallien betraut gewesen. Er selbst hatte mit Valentinian III. in enger Verbindung gestanden. Wenn wir Sidonius recht verstehen, so erwartete Valentinian Hülfsvölker von ihm in Rom, als er ermordet wurde. Von Leo scheint die Initiative seiner Ernennung ausgegangen zu sein. Ricimer traf eine Abkunft mit Majorian, der ihn hinwiederum als Magister utriusque militiae anerkannte, wie einst Attalus den Alarich. Daß auch Senat und Heer mit seiner Erhebung einverstanden waren, ergiebt sich aus einem Schreiben Majorians vom Januar 458, in welchem er den Senat auffordert, ihm die Teilnahme an den Geschäften zu gestatten und ihn und den Patricius, denn ihnen beiden sei die Sorge für das Kriegswesen in Italien aufgetragen, zu unterstützen.

Sidonius weiß manche rühmlichen Handlungen des Majorian zu verzeichnen, siegreiche Kämpfe in der früheren Zeit gegen die Alemannen, gegen die Vandalen und Mauren. Procop schildert ihn als einen der echten Imperatoren, die es jemals gegeben habe. Dann begab sich Majorian nach Gallien. So viel wir urteilen können, geschah es im Gegensatz gegen die gallikanische Verbindung, in die Avitus getreten war. Die Freunde desselben, Burgunder und Westgoten, wurden von Majorian als seine Feinde betrachtet. Mit einem stattlichen Heer, das er von der Donau und dem Schwarzen Meer her zuerst in Ravenna um sich sammelte, überschritt er die Alpenpässe; man nimmt nicht ohne Grund an, daß die Senatoren der Lugdunensis prima eben in dieser Gefahr sich mit den Burgundionen des weiteren verständigten, so daß Majorian sie doch nicht vollkommen niederwerfen konnte, sondern es vorzog, eine Abkunft mit ihnen zu treffen, bei welcher der Schwiegersohn des Avitus, der gelehrte Sidonius Apollinaris, die Vermittelung geführt zu haben scheint. Majorian war damit zufrieden, Lugdunum besetzen und die Burgundionen mit sich ins Feld führen zu können.

Er wandte sich dann gegen die Westgoten, die eben Arelate belagerten. Durch seinen Magister militum in Gallien, den Gallo-Römer Aegidius, gelang es ihm, die Stadt zu entsetzen und die Westgoten zu ihrer Pflicht gegen das Imperium zurückzuführen. In alledem knüpfte Majorian eigentlich an die Stellung Ricimers an, inwiefern er die Anhänger des Avitus, den dieser gestürzt hatte, bezwang und sie der neuen Kombination zu folgen nötigte. Dann aber schritt Majorian zu dem großen Unternehmen fort, für das er eigentlich bestimmt war; es war für beide Reichsteile, Orient und Occident, gleich wichtig. Er schickte sich an, die Vandalen in Afrika von Spanien aus anzugreifen. Sidonius schildert die umfassende Seerüstung Majorians mit prächtigen Worten. Die Wälder fallen ins Meer; Gallien, obwohl von Tributen heimgesucht, beschwert sich nicht über diese neue Last. Zahlreiche Völkerschaften, welche Majorian dazu ins Feld gebracht habe, werden aufgezählt; es ist, als ob dieser die ganze Welt gegen die Vandalen führen wolle, die Völker der Donau nicht nur, sondern auch die des Kaukasus.

Aus einer Notiz Procops nehmen wir ab, daß die Westgoten mit dem Unternehmen Majorians nicht eben zufrieden waren, was sich daher erklärt, daß sie unter Avitus im Begriff gewesen waren, Spanien für sich in Besitz zu nehmen.

Es war ein gemeinschaftliches Unternehmen des Orients und des Occidents, die Vandalen niederzukämpfen, welche die See unsicher machten und von Afrika her die beiden Reiche unaufhörlich befehdeten. Vergessen wir nicht, daß der Vandalenkönig Gaiserich zugleich durch die Wegführung der Eudoxia und ihrer Familie eine gewisse Beziehung zu dem theodosianischen Hause gewonnen hatte, welches jetzt durch Leo und Majorian verdrängt worden war. Gewiß wäre es für die Existenz der beiden Reichsteile, wie sie jetzt waren, der größte Erfolg, der sich denken ließ, gewesen, wenn Majorian der Vandalen Meister geworden wäre. Aber Gaiserich war ein zu waffengeübter, verschlagener, auf seine Weise alleinherrschender Heerführer zu Land und zur See, der die Mittel des Widerstandes kannte und zu berechnen verstand. Er wußte einer Überfahrt Majorians vorzubeugen, indem er die Küstenlande verwüstete, das Wasser verdarb. Zugleich brachte er der vor Anker liegenden Flotte empfindliche Verluste bei.

Majorian wurde nicht geschlagen, aber von seinem Versuch auf Afrika mußte er abstehen. Da ist nun viel davon die Rede, daß ein Waffenstillstand oder ein Friede geschlossen, aber durch Gaiserich sofort gebrochen worden sei, wodurch Kaiser Leo sich bewogen gefunden habe, mit demselben wieder in Verhandlung zu treten.

Die Nachricht ist vieldeutig und unsicher. Aber die Thatsachen zeigen, daß es zu einer Schwenkung der Politik des Hofes von Konstantinopel gekommen ist. Indem Gaiserich den Angriff, mit dem er von Spanien aus bedroht war, zurückwies, versäumte er doch nicht, sich dem Hofe von Konstantinopel anzunähern. Er gab die gefangene Kaiserin, an deren Person

sich immer ein gewisser Anspruch knüpfte, dem Hofe von Konstantinopel zurück, nicht jedoch ohne ihre Tochter seinem Sohne vermählt zu haben. Denn dahin war immer sein Ehrgeiz gegangen, mit den höchsten Gewalten im Reich eine gewisse Verbindung aufrecht zu erhalten. Majorian wurde von dem Mißlingen seines Unternehmens auf das schwerste betroffen. Er begab sich nach Gallien zurück und hielt Hof in Arles; noch immer nahm er eine sehr angesehene Stellung ein. Spanien und Gallien waren ihm unterthan, und aufs neue wendete er sich wieder nach Italien. Aber mit Ricimer hatte er kein Verständnis mehr.

Einen Imperator, der die Vandalen nicht zu zähmen wußte, wollte Ricimer nicht wieder zur Herrschaft in Italien gelangen lassen. Man will von böswilligen Einflüsterungen wissen, die dabei stattgefunden hätten. Aber wie hätte überhaupt der waffenmächtige Patricius zugeben sollen, daß Majorian, der in seinem vornehmsten Unternehmen gescheitert war, wieder zur Ausübung der imperatorischen Gewalt gelangt wäre. Majorian hatte die Freunde und Verbündeten, die ihn aus Gallien begleiteten, entlassen und war, nur von seinen Haustruppen umgeben, auf dem Wege nach Rom begriffen, als er von den Mannschaften Ricimers überwältigt wurde. Ricimer hatte ihn schon für abgesetzt erklärt; Majorian wurde dann des Purpurs und Diadems entkleidet und hierauf umgebracht. In seinem Tode lag abermals eine Lösung der Verhältnisse zwischen dem östlichen und westlichen Reiche, wie einst bei dem Tode des Avitus. Allein sie war um vieles entscheidender.

Wenn man die Zeit angeben sollte, in welcher sich die occidentalischen Provinzen von dem römischen Kaisertum emancipiert haben, so tritt der Tod des Majorian dabei in den Vordergrund. Nach Majorian ist kein römischer Kaiser weder in Gallien noch in Spanien noch vollends in Britannien erschienen. Der Oberbefehlshaber seiner Truppen in Gallien, Aegidius, hatte ursprünglich die Absicht gehabt, ihm nach Italien zu folgen. Aber gegen den erhoben sich die Westgoten, die, von einer ihnen von Anfang an widerwärtigen Autorität befreit, in dem tarraconensischen Spanien um sich griffen und in dem narbonnensischen Gallien vordrangen. Mit ihnen bestand Aegidius die härtesten Kämpfe, inmitten deren er erlegen ist. Zugleich rührten sich in seinem Rücken die Franken. Ein fränkischer König drang bald darauf bis an die Loire vor; da ist er dann — was man nicht glauben sollte — mit den Sachsen zusammengetroffen. Die Sachsen beherrschten damals die beiden einander gegenüberliegenden Küsten von Gallien und Britannien; sie hatten das Atlantische Meer inne, noch mehr als die Vandalen das Mittelländische.

Wir werden der gallischen Zustände noch anderweitig gedenken. Hier ist unser Blick auf Italien gerichtet. In dem Wechsel der Ereignisse erinnerte sich der Senat nochmals seiner altherkömmlichen Bedeutung: er ernannte einen Lucaner, des Namens Severus, zum Kaiser oder, wie andere berichten: Ricimer ließ ihn in Ravenna ausrufen und der Senat gewährte ihm seine die Ernennung legalisierende Anerkennung. Ohne Autorität war der Senat

keineswegs; aber in politischen und militärischen Dingen war Ricimer der Herr und Meister. Bei allen seinen Gewaltsamkeiten erscheint er an der Spitze der germanischen Truppen doch stark und nicht unwürdig. Alle seine Gedanken waren darauf gerichtet, Italien zu behaupten; Gallien ließ er fahren, aber er erwarb sich das Verdienst, die nördlichen Grenzen gegen die Alemannen sowohl wie gegen die Ostgoten zu schützen. Nur nach einer Seite hin geriet er in den größten Nachteil. Nach der erwähnten Übereinkunft mit Leo hatte Gaiserich in Italien wieder das Übergewicht über seinen Feind Ricimer gewonnen. Denn, wie wir aus Sidonius ersehen, recht eigentlich persönliche Feinde waren die beiden Germanen: Gaiserich konnte dem Ricimer nicht vergeben, daß er der Enkel Wallias war, der den Vandalen in Spanien die größten Verluste beigebracht hatte; Ricimer wollte den Vandalenkönig nicht als ebenbürtig anerkennen: denn seine Mutter sei ja eine Sklavin, und was zur Entschuldigung angeführt werde, sei nichts als Unwahrheit und Betrug. Ihr Hader war, wie man sieht, zugleich genealogisch und sehr bezeichnend für den Sinn der Germanen. Ricimer verzweifelte nicht, den verräterischen Überfall Roms an den Vandalen zu rächen. Aber Gaiserich, der indessen seinen Sohn Hunerich mit Eudoxia vermählt hatte, machte auf die Hinterlassenschaft Valentinians III. gleichsam ein Erbrecht geltend. Unaufhörlich griff er Italien an; nur an den festen Städten fand er noch Widerstand; das Land wurde weit und breit verwüstet. Da nun Ricimer keine Seemacht besaß, um ihm zu widerstehen, so war Italien doch wieder auf die Griechen angewiesen. Der Senat wandte sich nach Konstantinopel mit der Erklärung, ohne Beihülfe des östlichen Reiches sei Italien verloren. Aber in einem Severus erblickte Leo keinen ebenbürtigen oder keinen zuverlässigen Verbündeten, er wollte wenigstens einen Griechen als Imperator in Rom sehen Für Severus war dann kein Platz mehr in Italien; man weiß nicht genau, wie er umgekommen ist. Auch dafür machen die Annalen Ricimer verantwortlich, und soviel wenigstens ist unleugbar, daß Ricimer nach dem Tode des Severus sich der Politik von Konstantinopel wieder näherte. Kaiser Leo ersah sich einen Mann, dessen Name besten Klang hatte, jenen Procopius Anthemius, der bereits als Mitbewerber um das östliche Reich genannt war, um ihn als Imperator nach dem Occident zu senden. Es geschah im Jahre 467. Leo hat ihn immer als seine Kreatur betrachtet, gleichsam als seinen Stellvertreter; er bezeichnet ihn als den Mann, dem er durch seine Ernennung volle Macht übertragen habe; Anthemius begründet seine Konstitutionen auf die Autorität des geheiligten Fürsten, seines Herrn und Vaters Leo. Ricimer erkannte ihn nicht allein an, sondern trat durch Vermählung mit der Tochter desselben in die engste Verbindung mit ihm. Anthemius hielt die Idee des Reiches noch einmal kraftvoll aufrecht. Den wiederauftauchenden Plänen, in Gallien ein nationales Reich zu gründen, setzte er seine Autorität entgegen. Der Urheber derselben, der Praefectus Praetorio Arvandus, wurde nach Rom gebracht, des Verbrechens der beleidigten Majestät, das er noch

keineswegs begangen zu haben meinte, schuldig befunden und zum Tode verurteilt. Sidonius, der sich damals selbst nach Rom begab, fand in den Häusern der Großen gastliche Aufnahme und befand sich sehr wohl daselbst. Die allgemeine Zufriedenheit wurde aber immer durch die wiederholten Einfälle der Vandalen in Italien gestört.

Gaiserich, der sich in seinen persönlichen Erwartungen höchlich getäuscht sah, wies das Verlangen, das ihm Leo stellte, daß er auch seinerseits Anthemius anerkennen solle, von sich. Es mußte aufs neue zu einem Waffengange kommen, in welchem das östliche und das westliche Reich mit einander verbunden waren. An sich nun hätte sich wohl nicht denken lassen, daß ein vor kurzem in Afrika eingedrungener Vandalenfürst den beiden Imperatoren würde die Spitze bieten können. Aber in diesem Augenblicke war die vandalische Macht unter allen denen, die das Mittelmeer berührten, doch die stärkste und am meisten in sich konsolidierte. Die Vereinigung der beiden Imperien war zweifelhaft, noch gefährdeter dadurch, daß jedes sich aus verschiedenartigen Elementen zusammensetzte. Leo hatte auch diesmal eine Zeitlang die Oberhand, seine Flotte würde, wie man behauptet, Karthago genommen haben, wäre nicht der Führer derselben, Basiliscus, bewogen worden, den Kampf abzubrechen. Was aber konnten dessen Motive sein? Wir werden hier nochmals an das Emporkommen Leos durch die Hülfe Aspars erinnert. Noch immer war Aspar mächtig genug, den Kaiser, den er selbst auf den Thron erhoben hatte, in die Schranken seiner Macht zu bannen. Er hatte eine starke Faktion für sich, zu welcher auch Basiliscus gehörte. Die allgemeine Annahme der Zeit war, daß dem Vandalenkönig wieder, wie so oft den Germanenfürsten, die Entzweiung unter den Gewaltigen des römischen Reiches zu Hülfe gekommen sei. Man zweifelte nicht, daß Basiliscus seinen Vorteil deshalb nicht verfolgt habe, weil Kaiser Leo, wenn er die Vandalen bezwungen hätte, so mächtig geworden wäre, daß er auch in Konstantinopel eine unumschränkte Gewalt hätte ausüben können; dahin aber habe es Basiliscus, der von Aspar abhing, nicht kommen lassen wollen. Genug, das Unternehmen des vereinigten östlichen und westlichen Reiches mißlang auch diesmal. Das hatte aber dann wieder eine zersetzende Rückwirkung auf den Hof von Konstantinopel.

Aspar setzte in der That durch, daß sein zweiter Sohn, Patricius, zum Cäsar erhoben wurde; das jedoch war der Wendepunkt seiner Macht. In Tarasicodissa, einem Isaurier, dem Leo seine Tochter Ariadne zur Gemahlin gegeben hatte, der zu hohen Stellungen erhoben wurde und im Vertrauen des Palastes stand, erwuchs dem Goten Aspar ein gefährlicher Nebenbuhler. Auf dessen Antrieb wurden Aspar und seine Söhne — auch deshalb, weil sie Arianer waren — dem Tode geweiht; man weiß nicht anders, als daß sie im kaiserlichen Palast ermordet worden sind. Leo hat sich dadurch den Beinamen Macellus d. i. der Schlächter zugezogen; die Späteren haben ihn dennoch als den Großen bezeichnet, weil sie es als das äußerste Unglück be-

trachteten, unter die Herrschaft der Goten zu fallen. Wir bemerken nur, daß hierdurch die Doppelteilung der höchsten Gewalt, welche durch die Erhebung Leos veranlaßt war, gehoben wurde. Der Kaiser, welcher die Würde besaß, entledigte sich der Abhängigkeit, in welcher der Oberbefehlshaber der Truppen ihn bisher gehalten hatte.

In Rom bestand ein ähnlicher Gegensatz. Auch hier stand der Oberbefehlshaber der Truppen, der ein Germane, mit dem Inhaber der höchsten Gewalt, der ein Grieche war, in gespanntem Verhältnis.

Ein gewisses Licht auf ihr gegenseitiges Verhältnis wirft ein Bericht über eine Audienz, die Epiphanius, der Bischof von Ticinum, bei Anthemius hatte. Zwischen Anthemius und Ricimer hatte ein offener Krieg auszubrechen gedroht; die Nobilität von Ligurien hatte Ricimer fußfällig um Erhaltung der öffentlichen Ruhe gebeten, und auf deren Antrag war Epiphanius veranlaßt worden, bei dem Kaiser selbst um Frieden nachzusuchen. Anthemius zählte ihm alle die Wohlthaten auf, die Ricimer von ihm empfangen habe, darunter die größte, daß er ihm gleichsam sein eigenes Blut aufgeopfert habe, indem er ihn mit seiner Tochter vermählte. Niemals sei etwas ähnliches geschehen; keiner seiner Vorgänger habe jemals daran gedacht, dem in Pelz gekleideten Goten außer anderen Geschenken seine Tochter zu geben. Nur um so unbotmäßiger sei Ricimer geworden; wenn er nicht selbst geschadet, habe er andere dazu veranlaßt; die Wut äußerer Feinde sei durch ihn angeschürt worden. Dennoch gab er den Einreden des Bischofs Gehör und gestand den Frieden zu. Man erkennt im allgemeinen die Lage. Anthemius fühlte sich als den höheren, den vollberechtigten Träger des Imperiums, der jede Berührung mit dem Patricius als eine Gnade, die er diesem erweise, betrachtet: der dynastische Stolz erscheint bei ihm nicht viel anders, als bei Honorius dem Alarich und bei Valentinian III. dem Aëtius gegenüber.

Damals gab Anthemius den Vorstellungen des großen Geistlichen nach; der Friede wurde überall hergestellt. Allein wie lange konnte das dauern? Die Faktionen der griechischen Hauptstadt scheinen nicht unmittelbar auf die lateinische zurückgewirkt zu haben. Aber zwischen den beiden Machthabern, einem Kaiser, der die Idee des Imperiums noch einmal geltend zu machen suchte, und seinem Patricius, der schon selbst eine überlegene Streitmacht besaß und als Praefectus von Ligurien in Mailand residierte, konnte kein Verständnis aufrecht erhalten werden. Es kam vielmehr zu einem offenen Krieg, über dessen Veranlassung wir vollkommen im Dunkel sind, der aber aus dem Gegensatz der Stellungen entspringen mußte. In Konstantinopel unterlag der Oberbefehlshaber dem kaiserlichen Hofe. In Italien griff der Patricius, der die Truppen befehligte, den Kaiser an. Dort erhielt der Kaiser, hier dagegen der Befehlshaber der Truppen die Oberhand.

Wir erfahren, daß der Senat und das Volk für Anthemius waren, in dem sich ja doch die Succession der alten Imperatoren einigermaßen fortsetzte. Aber Ricimer war zu stark, um sich irgend einem Oberbefehl zu fügen;

man hat gesagt, er habe die Imperatoren gemacht; richtiger wäre es zu sagen, er habe sie gestürzt, mochten sie nun mit ihm oder ohne ihn eingesetzt sein, sobald er in Streit mit ihnen geriet. Er schritt jetzt zu einer Belagerung von Rom, die ein paar Monate gedauert hat und hauptsächlich dadurch entschieden worden ist, daß Ricimer, wie einst Alarich, die Zufuhr nach der Hauptstadt abschnitt. Er hatte schon selbst in seinem Heere einen Imperator ausrufen lassen; es war ein römischer Senator, Olybrius, der mit der von Gaiserich nach Konstantinopel zurückgeschickten jüngeren Tochter der Eudoxia, Placidia, vermählt war, also noch einen unmittelbaren Zusammenhang mit dem theodosianischen Hause hatte. Eine Zeitlang wehrte sich Anthemius auf dem Palatin, wurde aber von seinen Römern verlassen und unter den Flüchtlingen getötet: Olybrius wurde in Rom anerkannt. Die Auskunft, vielleicht die beste von allen bisher versuchten, indem der neue Imperator nach allen anderen Seiten hin genügen konnte und doch in unbezweifelter Abhängigkeit von dem Patricius stand, war von kürzester Dauer. Einen Monat nach errungenem Siege ist Ricimer an einem Blutsturz gestorben, zwei Monate darauf Olybrius. Universalhistorisch bedeutend ist Ricimer darum, weil er das germanisch-barbarische Element in Italien selbst zu überwiegender Geltung brachte. Die Rückseiten der Münzen der damaligen Machthaber zeigen sein Monogramm.

Mit seinem Tode löste sich die Kombination auf, welche, obwohl immer unter heftigen Zuckungen, doch die Idee und Autorität des römischen Doppelreiches erhalten hatte. Die elementaren Kräfte, welche den öffentlichen Zustand begründeten, gerieten unter einander in einen Kampf, der zu einer großen, neuen Entscheidung führte.

Die Ordnung der Dinge beruhte auf drei Elementen: dem Einfluß des Hofes zu Konstantinopel, den regelmäßigen römischen Truppen und dem germanischen Volksheer. Diese Gliederung zersetzte sich nach und nach, in rascher Folge. Die römisch-disciplinierten Truppen erhoben einen bisherigen Domesticus, des Namens Glycerius, zum Imperator. Aber in Konstantinopel wollte man den altherkömmlichen Einfluß auf das abendländische Kaisertum keineswegs aufgeben. Kaiser Leo ernannte den Gemahl seiner Nichte, Julius Nepos, zu dieser Würde, und diesem gelang es nun auch, seines Nebenbuhlers, wahrscheinlich in dem Hafen von Ostia, habhaft zu werden. Nepos verbannte denselben nach Salona und wurde wirklich als Imperator begrüßt. Aber unter den römisch-germanischen Heerführern gab es noch einen Mann, der sich in den Verhandlungen zwischen Römern und Hunnen durch Gesandtschaften hervorgethan und dann auch in der Kriegführung einen guten Ruf erworben hatte, des Namens Orestes. Er war zum Patricius emporgestiegen und meinte, nicht einem Geschöpf des konstantinopolitanischen Kaisers weichen zu müssen. Zwischen beiden kam es zu einem Kampfe, in welchem Nepos, bei weitem der Schwächere, genötigt wurde, Ravenna, wohin

er eilends gezogen war, und Italien überhaupt zu verlassen. Orestes sah das Imperium als erledigt an und wagte zu einer Handlung der Eigenmacht zu schreiten, welche die bisherigen Oberhäupter noch vermieden hatten. Er nahm zwar nicht selbst die höchste Würde an, aber er ernannte seinen Sohn Romulus, welcher Name von dem mütterlichen Großvater desselben auf ihn gekommen war, zum Imperator. Orest setzte das ins Werk, wovon man meinte, es sei einst von Aëtius beabsichtigt worden. Der junge Romulus wurde zum Augustus erhoben, was ihm dann den Spottnamen Augustulus zugezogen hat. Orestes dachte im Namen seines Sohnes selbst zu herrschen und noch einmal die Rechte des Imperiums in Rom geltend zu machen. Damit aber waren die unter den früheren Verwaltungen eingewanderten germanischen Kriegsvölker nicht zufrieden. Es waren Heruler, Scyren, Turcilinger, an deren Spitze der Rugier Odoaker stand. Ihnen wurde der ewige Wechsel und der zwitterhafte Zustand zwischen Volk und Heer widerwärtig; sie forderten ihren Heerführer auf, ihnen feste Sitze zu geben, wie sie die Germanen in allen Nachbarlanden erlangt hatten. Unzufrieden mit dem infolge einer Verordnung des Honorius den Truppen bewilligten Dritteil der von der Einquartierung betroffenen Behausungen, forderten sie nun auch ein Drittel des Landes; sie wollten nicht mehr Mietstruppen sein, abhängig von dem Worte des jeweiligen Imperators; sie verlangten nach einer gesicherten Existenz. An ihrer Spitze stellte sich Odoaker dem Patricius Orestes entgegen. Zwischen beiden kam es zu einem offenen Kriege, in welchem Orestes, schon von einem Teil seiner Truppen verlassen, sich nach Pavia zurückzog. Aber er fand keinen Schutz in dieser Stadt. Odoaker drang ein. Indem sich die Stadt mit Mord und Brand erfüllte, wurde Orestes gefangen abgeführt und in der Nähe von Piacenza umgebracht, — nicht viel anders als Majorian von Ricimer. Infolge des erlangten Sieges ist Odoaker von seinem Heere zum König ausgerufen worden. Noch behauptete sich der Bruder des Orestes, Paulus, im Felde. Auch den warf Odoaker nieder und nahm dann Ravenna ein. Als den Kern des Ereignisses darf man ansehen, daß der Versuch eines römischen Befehlshabers, sich selbständig dem Kaiser zu Konstantinopel zur Seite zu setzen, durch das Oberhaupt germanischer Milizen bekämpft und vernichtet wurde.

Hier war aber eine große Veränderung vor sich gegangen. Am 3. Februar 474 war der Kaiser Leo gestorben. Die bei seiner Thronbesteigung zurückgedrängte oder vielmehr unausführbar gewordene Idee der Erblichkeit hatte doch bei seinem Tode wieder die Oberhand behalten. Ihm war der aus der Ehe Zenos — denn diesen Namen führte jetzt Tarasicodissa — und Ariadnes entsprungene Sohn, der den Namen des mütterlichen Großvaters führte, der von den einen als heranwachsender junger Mann, von anderen aber als kleines Kind geschildert wird, auf dem Throne gefolgt. Er wurde auch als Kaiser anerkannt; in der Unterschrift eines Ediktes erscheint er

allein. Kein Zweifel aber, daß Zeno die eigentliche Verwaltung führte. Münzen finden sich mit dem Namen des einen und des andern bezeichnet. Nun aber erst, als sich herausstellte, daß der junge oder, wie man wohl sagte, kleine Leo nicht lebensfähig war, bekam die Frage eine politische Bedeutung. Es wurde veranstaltet, daß der hinsiechende Knabe seinem Vater das Stirnband aufsetzte, unterstützt von der Großmutter und der Mutter; eine Familienscene, bei der der ununterbrochene Übergang der Gewalt behauptet wurde; sie vollzog sich auf dem kaiserlichen Sessel im Hippodrom.

Allein, wie hätte sich auch nur denken lassen, daß ein so außerordentliches Verfahren Beifall oder ruhigen Bestand haben würde? Wenn wir recht unterrichtet sind, hatte die Großmutter des jungen Leo, Verina, im Jahre 475 selbst Anteil daran, daß ihr Bruder Basiliscus, derselbe, der einst in Afrika vor Gaiserich zurückgewichen war, von einigen Senatoren unterstützt, die Behauptung aufstellte, der Thron sei noch immer erledigt und gebühre niemandem als ihm selber. Basiliscus war besonders durch seine Verbindung mit den Goten in Thracien so mächtig, daß er auf das leichteste die Oberhand in Konstantinopel erhielt und Zeno genötigt wurde, die Hauptstadt zu verlassen. Von seiner Gemahlin Ariadne begleitet, begab er sich nach Isaurien zu seinen Landsleuten, mit deren Hülfe er bald darauf den Versuch machte, nach Konstantinopel zurückzukehren. Was ihm dabei zu statten kam, war die religiöse Spaltung in der Hauptstadt. Die Beschlüsse des chalcedonensischen Konzils standen daselbst im höchsten Ansehen. Daß nun aber Basiliscus den Versuch machte, sie durch Synodalbeschluß abzuschaffen, brachte unter dem Einfluß der herrschenden Geistlichkeit die ganze Population gegen ihn in Aufruhr. Der Erzbischof legte Trauer an; die Kirche, in der er fungierte, wurde mit Schwarz bekleidet. Die Einwohner stürzten mit Weib und Kind zu der Kirche; der für heilig gehaltene Stylit Daniel stieg von seiner Säule und mischte sich in die popularen Konventikel. Auch der Senat von Konstantinopel nahm Partei gegen Basiliscus. Diese Stimmung nun griff unmittelbar in den Kampf, der bereits begonnen hatte, ein. Die beiden Führer der Truppen des Basiliscus, Illus und Procundus, wurden durch Briefe des Senats bewogen, ihn zu verlassen. Sie traten auf Zenos Seite über. Noch einmal schickte Basiliscus die in Thracien stationierten Truppen ins Feld unter Führung des Armatius, der ihm, so sagt man, bei seinem Taufgelübde hatte schwören müssen, bei ihm festzuhalten. Aber die reichen Geldgeschenke und Versprechungen Zenos vermochten auch den, auf seine Seite überzutreten. Besonders war ihm außer einer hohen persönlichen Stellung die Ernennung seines Sohnes zum Cäsar versprochen. Zeno kam im Sommer 476 nach Konstantinopel zurück, nicht gerade, wie wir sehen, durch das Übergewicht seiner Streitkräfte, sondern vornehmlich durch die religiösen Antipathien der Hauptstadt gegen seinen Gegner und eine auf ehrgeizigen Erwartungen beruhende Verräterei. Das Ereignis führte zu einem höchst verderblichen Zwischenfall. Bei einer Feuersbrunst, die unter

Basiliscus ausbrach, wurden einige der schönsten Bildwerke des Altertums und überdies eine große Bibliothek, die 120 000 Handschriften gezählt haben soll, vom Feuer verzehrt.

Basiliscus flüchtete in eine Kirche; auf das Versprechen, daß ihm kein Leid geschehen solle, verließ er das Asyl, wurde aber in ein Kastell abgeführt, und hier soll er durch Hunger umgebracht worden sein.

So gelangte Zeno zwar nicht ohne den Schein eines Erbanspruches, aber in der That durch eine sonderbare Verflechtung der religiösen und politischen Angelegenheiten in den Besitz des Imperiums. Aber sicher konnte er sich doch auf seinem Thron nicht fühlen, seine Lage war nicht dazu angethan, daß er an auswärtige Unternehmungen hätte denken können.

Bald nach seiner Zurückkunft erreichte ihn eine Gesandtschaft des aus Italien verjagten Nepos, durch welche er aufgefordert wurde, nachdem er selbst zurückgekehrt sei, nun auch ihn, seinen nächsten Verwandten, nach Rom zurückzuführen. Das Interesse des Nepos wurde durch seine Verwandtschaft mit dem Hofe empfohlen, und Zeno ließ es nicht etwa fallen. Aber sehr unsicher und zweideutig war doch die Unterstützung, die er gewährte. In diesem Augenblick langte eine Gesandtschaft mit der entgegengesetzten Bitte in Konstantinopel an. Romulus Augustulus selbst war bewogen worden, zugleich mit dem römischen Senat an den Kaiser Zeno die Bitte zu richten, er möge keinen Imperator wieder nach Italien schicken, sondern die Autorität dem verständigen und kriegskundigen Manne lassen, in dessen Händen sie sich befinde, des Odoaker. Zeno wies dies Ansinnen zurück; denn Nepos sei ja einmal zur imperatorischen Würde erhoben. Aber er wollte doch nicht mit Odoaker brechen. Indem er ihm sagte, er müsse das Patriciat bei Nepos nachsuchen, trug er kein Bedenken, den Odoaker auch seinerseits als Patricius anzuerkennen, sodaß die Gewalt, die dieser ausübte, wenigstens nicht in offenem Widerspruch mit Konstantinopel stand.

Überlegt man sich den Gang der Dinge, so begegnete das Entgegengesetzte in den beiden Hauptstädten. In Konstantinopel wurde der Herrschaft der Germanen ein Ende gemacht; in Italien behielt dieselbe die Oberhand. Eine Epoche trat ein, in welcher in Italien eine von dem Orient losgerissene Autorität die Herrschaft ausübte.

Dreizehntes Kapitel.

Odoaker und Theoderich.

Man ist gewohnt, die Verjagung des Nepos und die Konvenienz des Kaisertums in Konstantinopel, welche nicht auf eine unmittelbare Herstellung desselben drang, als den Zeitpunkt anzusehen, in welchem der Lauf der alten Geschichte zu Ende gehe und die neuere oder vielmehr die, welche man die mittlere zu nennen pflegt, beginne. Ich leugne diese Kategorien nicht, trage aber Bedenken, prinzipielle Sonderungen anzunehmen, wo doch nur Übergänge von einer Gestaltung zur anderen vorliegen. Der Augenschein zeigt, wie wenig Zeno daran dachte, sich nur als den Kaiser des östlichen Roms zu betrachten oder selbst die Herstellung des Nepos aufzugeben. Für den Moment fehlte es ihm freilich an aller Macht dazu; die nationalen und politisch-religiösen Irrungen, in denen er sich befand, die wir sogleich noch näher erörtern werden, legten ihm diese Notwendigkeit auf. Von größerem Gewicht ist es auf der anderen Seite, daß in Italien auch von dem Sohn des Orestes, welchen dieser dem Nepos als Imperator entgegengesetzt hatte, abgesehen wurde. In diesem jungen Manne stellte sich nur eine vage Erinnerung und ein gewisser Anspruch dar, dem man durch eine Ausstattung mit Landbesitz hinreichend Rechnung zu tragen meinte. An sich konnte ein Kaiser dieser Art weder den Römern gegenüber, denen er aufgedrungen wurde, genügen, noch auch in Bezug auf die Germanen, welchen er nicht angehörte. Da ist nun der Gedanke gefaßt worden, aus den germanischen Kriegsvölkern und der senatorischen Gewalt, die sich noch mit einer gewissen Autorität in Rom behauptete, eine nach allen Seiten hin streitfertige und unabhängige Macht aufzustellen. Darin liegt vielleicht die bedeutendste Handlung Odoakers, daß er darauf Verzicht leistete, einen Kaiser zu setzen und ohne Beachtung der beiden Persönlichkeiten, die diesen Titel trugen, die Verwickelung der Angelegenheiten dazu benutzte, um die Intervention Konstantinopels von Italien auszuschließen. Der erste Schritt auf dieser Bahn lag darin, daß er Ravenna, von wo der griechische Kaiser durch Orestes verdrängt worden war, diesem oder vielmehr seinen Anhängern wieder entriß, es aber dem Kaiser doch nicht zurückgab. Denn eben auf Ravenna gründeten sich die Einwirkungen des Kaisers von Konstantinopel auf Italien. Dabei erscheint die Idee eines in sich vereinigten und zugleich unabhängigen Italiens eigentlich zum erstenmal in der Welt. Das Wort war einst von einem griechisch-macedonischen König, der sich nach Unteritalien warf, welches damals allein Italien hieß, ausgesprochen worden. Zu Zeiten ist dann die Besonderheit Italiens namentlich in administrativer Hinsicht wieder in Erinnerung gekommen, doch nur eben unter einem Praefectus Praetorio im Zusammenhang

mit der Reichsverfassung überhaupt. Der Gedanke aber, der bisherigen Provinz eine politische Selbständigkeit zu verschaffen, war wieder etwas neues in der Welt; er beruhte eben auf der Beteiligung der germanischen Kriegsheere. Er ist wahrscheinlich in dem Kopfe Odoakers entsprungen oder doch wenigstens auf die Macht begründet worden, die derselbe besaß.

Odoaker gehörte, wie erwähnt, den Völkerschaften an, die bei der Auflösung des Hunnenreiches ihre Selbständigkeit wiedererworben und dann ihre Richtung auf Italien, in dessen damaliger Lage sich der allgemeine Zustand der Grenzen widerspiegelt, genommen hatten, in unaufhörlichem Kampfe miteinander oder gegen die Überreste der hunnischen Macht. Nicht der unbedeutendste Schauplatz dieses Kampfes war Noricum ripense. Römische Kriegsmannschaften gab es bereits daselbst nicht mehr. Die Einwohner römischen Ursprungs aber wurden von zwei Seiten bedrängt, einmal von der oberen Donau her durch Alemannen und Thüringer, wie wir denn die Vorfahren der Thüringer, die Hermunduren, schon im zweiten Jahrhundert mit den Römern in mannigfaltigem Verkehr an dem Donaulimes finden. Das gute Vernehmen hatte sich aber im Sturm der Zeiten in Feindseligkeit umgesetzt. Die römischen Provinzialen sahen sich durch die Gewaltsamkeit der Thüringer genötigt, aus ihrem vornehmsten Wohnsitz, Passau, zu weichen und eine Zuflucht in Lorch zu suchen. Kaum aber glaubten sie hier in Sicherheit zu sein, so wurden sie auf der anderen Seite von der mittleren Donau her durch die Rugier unter ihrem König Felitheus mit einem Angriff, der sie hätte vernichten müssen, bedroht. Wie alles, was emporkommt, eine gewisse historische Notwendigkeit zu haben pflegt, so tritt hier das christliche Einsiedlerwesen, das sich durch die ganze römische Welt von Ägypten und Konstantinopel bis an die Nordgrenzen des Reiches ausgebreitet hatte, mit einer Art von Berechtigung hervor. In diesen durch andauernde Völkerkämpfe verwüsteten Gegenden hatte einer der namhaftesten Einsiedler, der je gelebt, Severinus, seinen Wohnsitz aufgeschlagen; aber es war ihm nicht genug, durch die Heiligkeit seines Lebens Raum für seine harmlose Existenz zu finden. Seine eigentliche Mission bestand darin, in der Mitte der beiden Nationalitäten Erbarmen für die Schwächeren zu predigen. Schon lange hatte er mit den Rugierfürsten in Verbindung gestanden. Wir erfahren, daß er den Vater des damaligen Königs abgehalten hatte, einen Zug nach Italien zu unternehmen, durch den er sich mit den Goten verfeindet haben würde. Jetzt stellte er sich dem Sohne desselben, der gegen die Provinzialen in Lorch heranrückte, in den Weg, um ihm vorzustellen, daß er die armen Flüchtlinge, die sich gerettet hatten, doch nicht geradezu vernichten dürfe. Er bewog ihn, die Provinzialen in die Plätze aufzunehmen, welche bereits in seiner Hand waren. Die römischen Einwohner fanden unter Vermittelung des Eremiten Zuflucht bei den Germanen. Aus diesen Regionen nun war Odoaker nach Italien gewandert. Jedermann kennt die Legende, nach welcher der einsiedlerische Apostel von Noricum es einem in seinem heimischem Pelz

nach Italien ziehenden Rugier, der sich beugen mußte, um in seine Zelle zu treten, vorausgesagt habe, er werde einst in den Stand kommen, anderen Geschenke zu geben.

Der junge Kriegsmann, der dem Heiligen Ehrfurcht erwies, war Odoaker. Er diente unter Ricimer; sein eigentliches Element aber war doch die Führung der germanischen Völkerschaften, die sich nach dem Untergang Attilas nach Italien gewandt hatten: der Sciren, Turcilinger, Heruler, Rugier, zu denen er selbst gehörte. Wie sie ihm ihre Ansiedelung verdankten, so riefen sie ihn zu ihrem König aus. Damit verband er aber die Würde des römischen Patriciats. Diese Würde, die jetzt so oft vorkommt, wird von Konstantin hergeleitet, der in ihr ein Mittelglied zwischen dem regierenden Hause und den Behörden in Staat und Kirche habe begründen wollen. Von der eigentlichen Regierung getrennt, gewährte sie doch eine gewisse Unabhängigkeit von der Organisation der militärischen und civilen Gewalt. Schon Ricimer war als Patricius zugleich mit der Sorge für das römische Kriegswesen in den italischen Provinzen betraut. In Odoaker war die Stellung eines germanischen Königs mit dem römischen Patriciat vereinigt. Er war keineswegs ein Gegner der römischen Gesetzgebung und Verfassung. Und vielleicht verdient es Erwähnung, mit welcher Selbständigkeit er dem mächtigsten Manne, in dem sich das romanische Prinzip damals repräsentierte, dem Bischof von Rom, gegenübertrat.

Nach dem Tode des Simplicius, im Jahre 483, der fünfzehn Jahre lang den päpstlichen Stuhl inne gehabt hatte, trat einer der höchsten Beamten Odoakers in seinem Namen in der zur Ersetzung desselben bestimmten Wahlversammlung mit der Behauptung auf, durch diesen Papst selbst sei verfügt worden, daß die Wahl seines Nachfolgers nicht vollzogen werden solle, ohne mit Odoaker darüber Rat gepflogen zu haben. Es erhellt nicht mit Bestimmtheit, wie die Wahl des nachfolgenden Papstes Felix wirklich erfolgt ist. Daß aber Odoaker die Absicht hatte, in die Wahl einzugreifen, ist unleugbar, und einige andere Anordnungen, die er traf, namentlich über die Veräußerungen von Kirchengütern, die er der Willkür der Bischöfe zu entziehen suchte, atmen denselben Geist. Sein Stellvertreter, ein Laie, hat damals den Mut gehabt, die geistlichen Herren mit dem Anathem zu bedrohen.

Die Stellung Odoakers war eigenartig und unabhängig. Den Besitz von Ravenna benutzte er zur Bildung einer kleinen Seemacht, so daß er in Dalmatien einfallen und auch den Vandalen gegenüber die Autorität des römischen Namens behaupten konnte.

An den Burgundionen fand er sehr ergebene Bundesgenossen. Am greifbarsten erscheint seine allgemeine Stellung in dem Verhältnis zu seinen alten Landsleuten. Severinus hatte von den Rugiern mancherlei Unbill erfahren; nach seinem Tode wurden die in seiner Zelle für die Bedürftigen gesammelten Vorräte von denselben geplündert, man ließ nichts als die nackten Wände zurück. Hierdurch aber wurde Odoaker, der die sterblichen Überreste Severins

nach Italien abführte, zum Kriege gegen die Rugier veranlaßt. Durch angesiedelte Truppen zum König erhoben, bekämpfte er den angestammten König. Es ist zwischen ihnen zu einer Feldschlacht gekommen, in welcher der alte Fürst der Rugier erlag und in die Gefangenschaft Odoakers gebracht wurde. Noch einmal erhoben sich dann die Rugier unter einem Sohne desselben, Friedrich. Aber Odoaker schickte seinen Bruder Onulf gegen ihn; gegen den vermochte Friedrich sich nicht zu halten; er nahm seine Zuflucht zu dem ostgotischen König Theoderich, mit welchem er in Familienverwandtschaft stand. Man erzählt, Odoaker habe diesen Sieg durch einen Triumph in Rom gefeiert; es schien, als hätte er einen germanischen Stamm dem römischen Imperium unterworfen, aber er zog sich dadurch eine Feindschaft zu, der er selbst erliegen sollte. Es war die der Ostgoten, die damals in den Verwickelungen der Germanen untereinander und mit dem Kaisertum zu Konstantinopel zu immer wachsender Bedeutung gelangten.

Unter all den Völkerschaften, welche aus dem Reiche Attilas hervorgegangen waren, hatten sich die Ostgoten nach und nach ein vorwaltendes Ansehen erworben. Sie saßen in Pannonien; sie haben später immer behauptet, auch Sirmium inne gehabt zu haben. Damals waren sie unter drei Brüder aus dem Stamme der Amaler geteilt, von denen der mächtigste, Theodemir, seinen Sitz am See Pelso, wahrscheinlich dem Neusiedlersee, aufgeschlagen hatte. Die Sage berichtet, wie tapfer sie sich mit allen ihren Nachbarn geschlagen haben. Zuerst wurden die Hunnen dahin gebracht, die Goten nicht mehr für Unterworfene zu halten, sondern fürchten zu müssen. Dann nahmen sie an den benachbarten Sueven, welche ihre Viehherden überfallen und geraubt hatten, blutige Rache. Daraus erhob sich aber bald eine andere Fehde mit den niedermösischen Sciren. Im Kampfe mit ihnen wurde der älteste der Brüder, der allen anderen voraus gegen den Feind ansprengte, bei dem Sturze seines Pferdes übermannt und getötet. Die Goten behielten jedoch die Oberhand; die Sciren erlitten schwere Verluste, aber sie fanden Anhalt an den Königen der Sueven und Sarmaten, welche, durch die anwachsende Macht der Goten erschreckt, sich gegen sie erhoben. Für alle umwohnenden Völker waren die Goten in diesem Augenblick furchtbar. Auch die Gepiden und Rugier gesellten sich ihnen bei. An dem Flüßchen Bolia — wahrscheinlich dem Nebenflüßchen der Donau, Ipoly — sammelten sie eine starke Heeresmacht. Die Goten mochten den ihnen drohenden Angriff nicht erwarten. Unter der Führung des Theodemir vereinigten sie alle Streitkräfte und erfochten einen entscheidenden Sieg über die Nachbarn.

Die Sage wiederholt hier, was von der Schlacht auf den catalaunischen Feldern gemeldet wird: das Blut sei dahergeströmt, die Leichen der Erschlagenen und ihre Waffen seien im weiten Umkreis zu Hügeln aufgetürmt worden. Aus der Schilderung sehen wir nur, daß das Zusammentreffen als ein sehr blutiges und entscheidendes gedacht wurde. Die Goten fühlten sich glorreich, da sie zugleich ihren König an den Sciren gerächt und die Überlegenheit über

alle germanischen und sarmatischen Nachbarn behauptet hatten. In dieser Stellung gerieten sie nun mit dem Reiche von Konstantinopel und dem Kaiser Zeno in eine Berührung, welche ihnen ein universales Ansehen verschaffte.

Wir müssen dieser Verhältnisse auch deshalb gedenken, weil sie die allgemeine Situation in dem Moment beherrschen. Alles ging davon aus, daß die schon seit Theodosius in Thracien angesiedelten Goten bereits unter Leo auf die Hinterlassenschaft Aspars und seiner Freunde nicht allein, welche so plötzlich hingemordet waren, sondern auch auf eine ähnliche Stellung in Konstantinopel, wie diese inne gehabt hatten, Anspruch erhoben, aber von Leo abgewiesen worden waren. Nach dessen Tode aber traten sie mit Basiliscus, dem Freunde Aspars, in Verbindung. Nachdem dieser besiegt worden, machten sie abermals große Ansprüche an den Hof. Sie verlangten Jahrgelder und Landbesitz, Rechenschaft über die Erfüllung pekuniärer Verpflichtungen, Auslieferung der noch nicht umgebrachten Aspariden. Ihr Führer war Theoderich, Sohn des Triarius. Durch diesen Beinamen wird er von Theoderich, des Theodemir Sohn, der an der Spitze der pannonischen Goten stand, unterschieden. Kaiser Zeno wendete sich, um einen Rückhalt gegen die thracischen Goten zu haben, an die pannonischen. Sie wurden zu Bundesgenossen des römischen Reiches erklärt, worauf der thracische Theoderich den Kaiser mit Krieg bedrohte. Es ist der Mühe wert, den Irrungen, die hierdurch entstanden, eine nicht ganz oberflächliche Betrachtung zu widmen, da sie die inneren Zustände, wie sie damals im Imperium obwalteten, ins Licht stellen. Zeno war nicht so selbständig, um in dieser Krisis allein nach seinem Gutdünken zu verfahren. Er hat den Senat von Konstantinopel um Rat gefragt. Derselbe war in diesem Augenblick nicht so unbedeutend, wie man wohl annimmt; er hatte sich überdies bei der Herstellung Zenos ein großes Verdienst um denselben erworben. Der Antrag des Kaisers ging dahin, beide gotischen Oberhäupter durch Jahrgelder zu gewinnen. Der Senat bemerkte, die Schatzkammer sei nicht im stande, beide zugleich zu befriedigen; nur Einem könne man Jahrgelder zahlen; der Kaiser selbst möge bestimmen, welcher von beiden das sein solle. Zeno konnte darüber keinen Zweifel haben, da die Ansprüche der thracischen Goten mit all den Feindseligkeiten zusammenhingen, die er von jeher erfahren hatte. Aber auch dann hielt er nicht für ratsam, seine Meinung zu verlautbaren. Er beriet sich nochmals mit dem Kriegsheer — denn auch dieses hatte durch die Wiederherstellung Zenos wieder an selbständigem Ansehen gewonnen. In diesem konnte sich kein Bedenken regen: hatte es sich ja doch eben mit den thracischen Goten geschlagen; es war sehr bereit, sich wider dieselben mit den pannonischen zu verbinden. Und schon waren diese vorgerückt, um den Kampf zu unternehmen. Sie hatten sich aber dabei der mit dem Kaiser abgeschlossenen Übereinkunft nicht eben zu erfreuen, was eine Verstimmung hervorrief, die um so mehr hätte vermieden werden müssen, da sich zwischen den beiden naheverwandten Stämmen noch ein gewisses Gemeingefühl

regte. Es geschah, daß die Ostgoten unter dem jüngeren mit den thracischen Goten unter dem älteren Theoderich Frieden schlossen. Zeno wandte alles an, um diese Abkunft wieder rückgängig zu machen; er machte dem jüngeren Theoderich die glänzendsten Versprechungen. Aber unbedingt war dieser doch nicht Herr seiner Goten, und der Kaiser kam in die Verlegenheit, mit beiden Stämmen zugleich Krieg führen zu sollen. Das aber brachte ihn wieder mit seinem Kriegsheer, das sich bereits zum Kampfe gegen die thracischen Goten gerüstet hatte, in Mißverhältnis. Aufmerksam gemacht, daß er sich auf die Truppen nicht mehr verlassen könne, entschloß er sich, ihre Auflösung zu verfügen. Sie gingen auseinander, aber unter Verwünschungen gegen Zeno, welcher kein Imperator sei, wie sie ihn bedürften.

Gleich darauf ist dann in Konstantinopel eine Empörung der Truppen unter ihrem Führer Marcian ausgebrochen. Dieser machte selbst Anspruch auf den Thron, weil seine Gemahlin Leontia dem Leo, als er schon Kaiser war, geboren worden sei, während Ariadne vorher auf die Welt gekommen war. Er hatte anfangs Erfolg; die Anhänger Zenos wurden von ihm im Palast zusammengedrängt und gleichsam belagert. Aber die einmal eingerichtete Gewalt behielt dennoch die Oberhand. Marcian wurde niedergeworfen, zum Priester gemacht und entfernt. Sein Bruder Procopius floh zu dem thracischen Theoderich, der dann standhaft verweigerte, ihn auszuliefern. Hierauf nun entschloß sich Zeno, den aufgegebenen Kampf wieder aufzunehmen; denn die Ansprüche, die in seiner unmittelbaren Nähe sich mit verdoppelter Kraft erhoben, wollte er nun einmal nicht dulden. Zu diesem Zweck erneuerte er sein Bündnis mit den pannonischen Goten und forderte sie zur Erneuerung ihrer Feindseligkeiten gegen ihre Stammesgenossen in Thracien auf; der Senat gelobte, niemals mit den letzteren Frieden zu schließen. So kam es in der That zum Kriege des Kaisertums gegen die feindseligen Nachbarn in Thracien in Verbindung mit den pannonischen Stammesgenossen derselben: der Krieg wurde jedoch nur zwischen den beiden Stämmen geführt. Aber er nahm, da diese immer ihrer ursprünglichen Stammverwandtschaft eingedenk blieben, den seltsamsten Verlauf. Der jüngere Theoderich rückte gegen den älteren mit Heeresmacht vor. Aber dieser wußte ihm zu widerstehen. Er hatte eine uneinnehmbare Position inne, von der aus er es wagen konnte, an das Lager seiner Feinde heranzureiten und ihnen heftige Scheltworte zuzurufen: ihr Führer sei ein Knabe, der die Römer nicht kenne; denn deren Absicht sei ja allein, die germanischen Stämme untereinander zu entzweien und im Kampfe gegeneinander zu verderben. Er machte damit so viel Eindruck, daß die pannonischen Goten ihrem Führer drohten, sich von ihm zu trennen, wenn er nicht Frieden mache. Eine Zusammenkunft der beiden Oberhäupter fand statt an dem Ufer eines kleinen Flusses, der zwischen den beiden Heeren dahinfloß, in welcher sie verabredeten, gemeinschaftliche Sache zu machen und vereinigt ihre Forderung dem Kaiser vorzulegen.

Der Antrag war aber eine Art von Kriegserklärung gegen denselben.

Und in kurzem finden wir die pannonischen Goten auf einem Feldzug nach Macedonien, in welchem sie eine Anzahl von Städten einnahmen, unter anderen die altberühmten Hauptstädte Pella und Pydna, und sich dann nach Epirus begaben. Welche Gedanken sich hierauf in Theoderich, Theodemirs Sohn, regten, läßt sich daraus abnehmen, daß er dem kaiserlichen Gesandten, der ihn aufsuchte, den Vorschlag gemacht hat, den verjagten Nepos, der sich noch in Salona aufhielt, nach Italien zurückzuführen. In Odoaker sah er schon damals einen Feind. Alles das führte nun nicht zum Ziel, weil indessen eine römische Truppenschar einen Vorteil über die Goten erfocht. Aber eine Annäherung hatte doch stattgefunden, und allmählich stellte sich ein Einverständnis wieder her. Nach dem Tode des älteren Theoderich kam der jüngere nach Konstantinopel, um hier die Stellung einzunehmen, die jenem versagt worden war; im Jahre 484 ist er sogar zum Konsulat erhoben worden, eine Würde, die noch bestand und eine gewisse Superiorität über die Beamtenwelt in sich schloß. In diesem Verhältnis hat Theoderich dem Kaiser die wirksamsten Dienste geleistet.

Aus dem Kampfe mit Basiliscus nämlich war für Zeno nicht allein das Zerwürfnis mit den thracischen Goten, welche seine Kräfte in Europa beschäftigten, sondern auch ein anderer Gegensatz, der Asien ergriff, entsprungen. Derselbe Illus, welcher durch seinen Übergang zu Zeno den Sieg über Basiliscus entschieden hatte, entzweite sich mit der Gemahlin Zenos, Ariadne, die dem Kaiser geradezu sagte: entweder müsse Illus aus dem Palast verwiesen werden oder sie werde den Palast verlassen. Nach einiger Zeit wurde Illus zum Oberbefehlshaber im Orient gemacht. In dieser Stellung aber empörte er sich. Er war hiebei mit Verina, der Schwiegermutter Zenos, einverstanden. Sie unternahmen, einen anderen Imperator, des Namens Leontius, aufzuwerfen.

Wir haben das Manifest übrig, welches Verina zu diesem Zweck erließ. Sie habe, sagt sie darin, das Reich in ihren Händen gehabt; es sei das ihre; durch sie habe es Tracalissäus, der sich Zeno nenne, empfangen; aber er zeige sich unfähig, es zu verwalten; und so habe sie sich entschlossen, einen anderen, mit Religion und Gerechtigkeit ausgerüsteten Imperator zu krönen. Sie behandelt, wie man sieht, die imperatorische Macht gleichsam als ein ihr von ihrem Gemahl Leo hinterlassenes Erbteil.

Illus trat mit seiner ganzen Macht für Leontius ein. Zeno schickte ein stattliches Heer unter Johannes Scytha gegen ihn ins Feld, das einen vollständigen Sieg über die Empörer erfocht, so daß diese sich in das Kastell Papyrium in Isaurien flüchteten, wo sie aber nach einiger Zeit vernichtet worden sind.

In dieser großen Gefahr stand nun Theoderich dem Zeno zur Seite. Er nahm Teil an dem Zuge nach Asien, wie so viele Goten in alter Zeit. Aber eben in diesem Augenblick traf ihn die Nachricht, daß Odoaker Noricum in Besitz genommen und in den pannonischen Machtbereich der Ostgoten vor-

gedrungen sei. Theoderich wollte sich vor ihm schützen und seine rugischen Anverwandten an ihm rächen. Die Stammesantipathien der Germanen greifen hier abermals in die allgemeine Geschichte ein.

Möglich und sogar nicht unwahrscheinlich ist es, daß der Amaler einem auf seine eigene Hand emporgekommenen Heerführer nicht verstatten wollte, unter den germanischen Stammeshäuptern eine selbständige Stellung einzunehmen. Genug, die Feindseligkeit, die aus dem Verhältnis Odoakers zu der Dynastie der Rugier auch gegen ihn selbst entsprang, war er entschlossen zu rächen. Wie sich Kaiser Zeno dazu verhielt, liegt nicht so ganz deutlich vor Augen. Daß er in Odoaker einen prinzipiellen Feind gesehen habe, darf man meines Erachtens doch nicht annehmen. Er hat ihn zum Patricius erklärt und den ersten Anträgen der Goten gegen denselben keine Folge gegeben. Seitdem jedoch scheint eine Entfremdung des Kaisers von Odoaker stattgefunden zu haben. Aus den leider nur fragmentarisch überlieferten Nachrichten des Johannes Antiochenus ersieht man, daß Illus außer anderen Nachbarn des römischen Reiches auch Odoaker zu Hülfe gerufen hatte. Odoaker habe, so berichtet der Autor, zwar seine Unterstützung verweigert, aber der Kaiser doch seine Haltung nicht für zuverlässig gehalten und das Volk der Rugier zu Feindseligkeiten gegen ihn aufgeregt; der Sieg Odoakers über die Rugier sei ein Nachteil des Kaisers gewesen. Auch die Münzen Odoakers, die man in dessen spätere Zeit setzt und bei denen die Existenz des Kaisertums ignoriert wird, könnten darauf hindeuten. Man hat eine ausführliche Erzählung, nach welcher Theoderich die Einwilligung Zenos in aller Form verlangt und demselben, wenn er Odoaker schlage, die Oberherrschaft zurückzugeben versprochen habe; unter dieser Bedingung habe er die Ermächtigung desselben, sich Italiens zu bemeistern, erhalten. Daß das wörtlich so vorgefallen sei, ist an sich nicht wahrscheinlich anzunehmen. Zwischen der Zeit, in die es gesetzt wird, und dem Unternehmen des Zuges sind einige Jahre verlaufen, in denen keineswegs ein volles Einverständnis zwischen Theoderich und Zeno geherrscht hat; im Jahre 487 finden wir Theoderich von einer Landschaft Mösiens aus, die ihm überlassen worden war, gegen Konstantinopel feindlich vorrücken. Aus diesem Grunde konnte Zeno nicht gegen das Unternehmen sein. Es wird ausdrücklich überliefert, daß es ihm erwünscht gewesen sei, den waffenmächtigen Goten aus seiner unmittelbaren Nähe zu entfernen. Man darf annehmen, daß die Entfremdung Odoakers von Zeno, der Wunsch des Kaisers, den Gotenführer von Konstantinopel fern zu halten, endlich das Verlangen Theoderichs, sich an Odoaker für die Ermordung seiner Verwandten zu rächen, zusammenwirkten. So geschah es, daß der mächtigste germanische König gegen Odoaker vorrückte. Odoaker hatte sich aus der Reihe der Mietsvölker selbständig erhoben und sein Patriciat dem Kaiser von Konstantinopel abgedrungen; Theoderich wollte, einverstanden mit dem Kaiser, Italien demselben wieder entreißen. Aus den vorhandenen Schilderungen des Zuges des Theoderich von Mösien nach Italien lernt man weder die Zahl seiner Truppen, noch auch die Straße, die er mit

ihnen einschlug, genau kennen. Doch bieten sie einige merkwürdige Nachrichten ethnographischen Inhalts dar. Alle Stammesgenossen, wo sie sich auch befinden mochten, wurden zu einem einzigen Kriegsheer vereinigt. Niemand, sagt Ennodius, wurde geduldet, der nicht ein Verwandter war. Wagen dienten als Wohnungen; in diese mobilen Häuser wurde alles zusammengebracht, was für das Leben notwendig war; auch die Handmühlen fehlten nicht, Ochsen zogen sie; die Hausfrauen, in welchem Zustande sie sich auch befinden mochten, waren beschäftigt, den Unterhalt zu bereiten. Es war Winter, Bart und Haar waren mit tropfendem Eis durchzogen; die von den Frauen gearbeiteten Kleider starrten vor Eis. Eine willkommene Beute gab das in den Waldungen aufgewachsene Wild, oder man erzwang sich Nahrungsmittel von den Stämmen, durch deren Gebiet man zog, wie von den Gepiden, aber das kostete immer Blut.

Bei aller Ähnlichkeit waltet doch zwischen Odoaker und Theoderich eine durchgreifende elementare Verschiedenheit ob. Die germanischen Stämme, an deren Spitze Odoaker sich erhob, waren Söldner, die nur das Recht des Hospitiums, das ihnen erteilt worden war, erweiterten; sein Fürstentum war ein aus dem Söldnerdienst unmittelbar erwachsenes, welches noch in dem letzten Kampfe, dem Kampfe mit Noricum, die Farbe der römischen Kriegsführung trug. Theoderich trat von Anfang an als ein freier germanischer Stammesfürst auf; er war kein Söldner, sondern ein Verbündeter.

Odoaker sah den Kampf mit Ruhe kommen; er hatte Zeit gehabt, sich zu rüsten. Gleich bei dem Eingang in Italien, am Isonzo, überfiel er selbst unerwartet den Feind, der daselbst Rast hielt. Er wurde zurückgeschlagen, aber kurz darauf finden wir ihn aufs neue an der Etsch kampffertig. Hier nun, bei Verona, erlitt er eine Niederlage; eine große Anzahl seiner Leute kam auf der Flucht um. Dieser Sieg Theoderichs ist als der entscheidende betrachtet worden. Der Beiname, den ihm die alte Sage giebt, knüpft an denselben an. Allein es mußten sich infolge des Ereignisses, das die Zukunft von Italien bestimmen sollte, noch andere Weltkräfte regen und in den Kampf eingreifen. Die beiden Nationen, die den Süden von Gallien untereinander teilten, Westgoten und Burgunder, konnten nicht anders, als an dem Kampf in Italien teilnehmen, der über ihre eigene Stellung entschied.

Die Burgundionen gewährten dem bisherigen Fürsten, mit dem sie in freundschaftlicher Verbindung standen, ihren Beistand. Die Westgoten, die, schon vor ein paar Jahrzehnten durch ostgotische Scharen verstärkt, unter Eurich in steter Ausbreitung begriffen, bis an die ligurischen Alpen vorgedrungen waren, schickten ihren Stammesgenossen eine ansehnliche Hülfsmacht. Zwischen diesen doch eigentlich nur germanischen Völkerelementen kam es nun an der Adda zu einem Zusammentreffen. Odoaker hatte keinen Vorteil davon, daß einer seiner Feldobersten, der von ihm abgefallen war, wieder in seine Dienste eintrat; er unterlag in dem großen Kampfe; die Ost- und Westgoten vereinigt erlangten die Oberhand über die Burgunder und das scirisch-rugische

Gefolge Odoakers. Theoderich wurde hierdurch Meister des oberen Italiens. In dem unteren kam ihm der Übertritt der angesehenen Familie der Cassiodore aus Odoakers Diensten in die seinen mächtig zu statten. Unter demselben Einfluß schloß sich auch Sicilien ihm an, jedoch unter der Bedingung, nur eine kleine Anzahl seiner Kriegsvölker aufzunehmen. Größere Besatzungen aber brauchte es nicht, da die Goten überhaupt mit den Vandalen in Afrika damals in gutem Vernehmen standen, — was unter anderem aus einem Vertrage des Kaisers Leo mit den thracischen Goten erhellt, nach welchem die Pflicht der Heerfolge, die sie übernahmen, gegen alle anderen Völker statthaben sollte — ausgenommen gegen die Vandalen. Von allen Seiten gesichert, wendete sich Theoderich gegen Odoaker, der seine Zuflucht in Ravenna, beinahe der vornehmsten Befestigung dieser Zeit, gesucht und gefunden hatte. Noch im Jahre 491 ist es vor der Stadt zu Scharmützeln von Belang gekommen, in denen es jedoch dem Eingeschlossenen nicht gelang, die Übermacht des Gegners zu brechen.

Ravenna war die Hofburg der abgezweigten Dynastie des Hauses des Theodosius gewesen und hatte immer den Mittelpunkt zwischen Orient und Occident gebildet. Die Frage, ob Odoaker, der es nach seinen Siegen über Orestes den Griechen vorenthalten hatte, und als Patricius ein Recht darauf in Anspruch nahm, es behalten oder ob es an Theoderich übergehen sollte, berührte die Interessen des griechischen Reiches unmittelbar. Um die Lage zu verstehen, müssen wir unsere Augen nach Konstantinopel wenden, wo eben damals eine große Veränderung vor sich ging.

Zeno war indessen seiner Gegner in Isaurien, die doch eben keinen besonderen Mut bewiesen, Meister geworden; die Köpfe des Gegenkaisers und seines Heerführers, des Leontius und Illus, wurden in dem Cirkus umhergetragen, ehe man sie noch zu anderen Beschimpfungen mißbrauchte.

Wenn es sich so verhielte, daß Odoaker als ein Verbündeter des Illus betrachtet worden wäre, so würden die Kriege Theoderichs als Erfolge Zenos selbst angesehen werden können.

Eben damals aber, im April des Jahres 491, ist Zeno gestorben. Hätte er gelebt, so würde er, es ist kein Zweifel daran, auch in diesem entscheidenden Momente für Theoderich gewesen sein. Aber mit seinem Tode brach eine Bewegung aus, durch welche die Regierung eine andere Richtung bekam. Zenos Gemahlin, Ariadne, hat bei der Wiederbesetzung des Thrones den entscheidenden Einfluß ausgeübt. Sie zog den Verwandten ihres Gemahls einen Beamten des Hofes vor, der nicht zu den höchsten Ämtern gelangt war, sondern die Stelle eines Silentiarius bekleidete und als solcher mit einer ganzen Anzahl anderer Kollegen, welche die Ordnung im kaiserlichen Palast aufrecht zu erhalten hatten, unter dem Praepositus sacri Cubiculi stand, des Namens Anastasius. Anastasius war ein ruhiger Mann, von untadelhafter Führung, der das allgemeine Vertrauen genoß. Ariadne gewann den Senat und die Truppen für ihn. Wir haben ein lateinisches Gedicht übrig, welches sie des-

halb rühmt, weil sie das Reich, das gleichsam als ihr Erbteil betrachtet wird, durch einen trefflichen Fürsten befestigt habe; ihren Schutz und den der Welt habe sie ihm anvertraut. Allein die Männer, die neben Zeno an der Regierung den meisten Anteil gehabt hatten, besonders der Bruder Zenos, Longinus, der zur Nachfolge bestimmt zu sein glaubte, und eine Anzahl von anderen, welche sich in den Stellungen, die sie inne hatten, bedroht sahen, gerieten darüber in empörerische Aufwallungen. Und noch ein anderer Gegensatz trat hervor. Da Anastasius in Verdacht stand, abweichende religiöse Meinungen, man sagte manichäische, zu hegen, so forderte der Patriarch denselben zu dem Versprechen auf, in der Kirche keine Neuerungen anzufangen: denn er würde sich dadurch unfähig machen, die höchste Gewalt über rechtgläubige Christen auszuüben. Ariadne hat auch hier vermittelt; sie bewog Anastasius, dem Patriarchen eine Schrift einzuhändigen, in der er sich anheischig machte, die Beschlüsse des chalcedonischen Konzils als Glaubensnorm anzuerkennen. So wurde die Krönung am 14. April 491 vollzogen. Außer der Übereinstimmung des Palastes, des Senats, der Truppen ist die Rechtgläubigkeit nach den Beschlüssen von Chalcedon das Moment, auf welchem das Kaisertum beruht.

Zuerst hatte Anastasius einen heftigen Kampf mit der gestürzten Faktion, die man als die isaurische bezeichnet, zu bestehen. Sie veranlaßte Unordnungen bei den Spielen im Cirkus, sie schleppte die Bilder des Kaisers und der Kaiserin durch die Straßen und erlaubte sich vielfache Ungebühr. Aber sie war dem Volke verhaßt wegen ihrer Teilnahme an der vorigen Regierung. Die angesehensten Mitglieder derselben, darunter auch Angehörige der kaiserlichen Familie, wurden in der That aus der Stadt verjagt. Bald darauf jedoch mußte Anastasius erleben, daß das Volk der Isaurier, dem zugleich Schmälerungen der Annona angemutet wurden, sich zu einem offenen Kriege gegen ihn erhob. Ihr Führer war der Bruder jenes Illus, der unter Zeno so mächtig gewesen war. Allein dem bewährten Johannes Scytha gelang es auch diesmal, der bei weitem stärkeren Feinde Herr zu werden. Die Isaurier erlitten eine blutige Niederlage und eilten nach Hause zu kommen. Und auch die religiösen Zwistigkeiten brachen wieder aus.

Wie sollte nun Anastasius in diesen ihn umdrängenden Verlegenheiten daran denken, in der Entzweiung der beiden großen germanischen Oberhäupter von Ravenna eine maßgebende Entscheidung zu treffen? Theoderich hatte sich an den Hof von Konstantinopel gewendet, um mit seiner Erlaubnis die Insignien der Macht, welche die Herrschaft über Italien bedeuteten, anlegen zu dürfen. Er hatte aber keine Antwort bekommen. Anastasius, der als Gegner der Regierungsweise des Zeno und der Freunde desselben emporgekommen war, konnte nicht gemeint sein, auf die Seite Theoderichs zu treten. Er ließ die Forderung unbeachtet.

Der Kampf der beiden Gegner mit einander war indessen immer weiter gegangen. Im Jahre 492 wußte Theoderich an der Küste einige Fahrzeuge zusammenzubringen und dem Feinde den Hafen zu verschließen. Da nun für

Odoaker kein Entrinnen mehr war, so brachte der Bischof Johannes, um den weiteren Kriegshandlungen ein Ende zu machen, eine Vereinbarung zu stande, durch welche Odoaker seines Lebens versichert wurde; er sollte in Ravenna wohnen bleiben, aber auch Theoderich daselbst einziehen. Wie hätten aber die beiden Kriegsfürsten, die in offener Feldschlacht einander gegenübergestanden hatten, in freundschaftlicher Nähe nebeneinander wohnen können? Eines Tages hat sich Odoaker zu einem Besuche in die Gemächer Theoderichs begeben. Dabei aber ist er getötet worden; — der ausführlichsten und glaubwürdigsten Nachricht, die uns darüber erhalten ist, zufolge wurde er von ein paar Dienern, welche die Miene annahmen, als wollten sie ihm eine Bitte vortragen, festgehalten. Dann kam Theoderich herbei und durchstieß Odoaker mit dem Schwert. „Wo ist Gott?“ rief dieser, des ihm gegebenen religiösen Versprechens eingedenk, als er sich angegriffen sah. „Ich thue dir“, sagte Theoderich, „wie du den Meinen gethan hast“. Er fügte dem Morde noch eine Verhöhnung hinzu. Religion und Blutrache treten hier in unmittelbaren Konflikt. Dem Germanen stand die Pflicht der Blutrache noch über dem Versprechen, das er unter religiöser Vermittelung gegeben hatte.

Hätte Theoderich die Insignien der höchsten Gewalt, welche Odoaker in seinen Bedrängnissen nach Konstantinopel geschickt hatte, von dort erhalten, so würde er als dessen Nachfolger haben betrachtet werden können, so gut wie er sein Überwinder war. Diese Art von Anerkennung stand noch aus und ließ sich kaum erwarten. In dieser Verlegenheit mußten die Goten und Theoderich vor allen Dingen sich selbst helfen. Ausdrücklich finden wir die Nachricht, daß die Goten ihren Führer aufs neue als ihren König anerkannten oder, wie die Urkunde sagt, in dieser Würde bestätigten. Sie erneuerten damit ihr ursprüngliches Verhältnis zu dem Geschlechte der Amaler. Wie man sich den Akt auch auslegen möge, so liegt immer darin, daß er die Idee der nationalen Unabhängigkeit in sich enthielt, als Italien keinen Widerstand mehr leisten wollte.

Wie sollten aber die römischen Eingeborenen behandelt werden? Wir kommen hier nochmals auf eine Mission des Bischofs Epiphanius zurück, welche darüber ein gewisses Licht giebt.

Ein Edikt Theoderichs war ergangen, nach welchem nur denen, die sich ihm angeschlossen hatten, die Vorrechte römischer Bürger, das was man die römische Freiheit nannte, also die Geltung der römischen Gesetze überhaupt verbürgt sein sollte; alle anderen, die sich zur Gegenpartei gehalten hatten, wurden mit einer Entziehung dieser Rechte, wofür dann einige Fälle besonders namhaft gemacht wurden, bedroht. Hierüber geriet nun, wie der Biograph des Bischofs Ennodius sagt, ganz Italien, besonders Ligurien, in Besorgnis. Und aufs neue wendete sich das allgemeine Vertrauen an Epiphanius, von dem man glaubte, daß er mit seinen überzeugenden Gründen überall durchdringe. Von dem Bischof von Mailand begleitet, begab sich Epiphanius nach Ravenna und hatte eine Audienz bei dem König, in der dann Gründe und

Gegengründe einander entgegengestellt wurden. Auch hier wird man nicht annehmen können, daß alles so gesprochen worden sei, wie der Biograph es angiebt. Aber dieser selbst stand doch den Angelegenheiten so nahe, und die Gründe, die angeführt werden, liegen so sehr in der Sache, daß wir aus der Erzählung überhaupt die Verhältnisse näher kennen lernen. Der Bischof macht seinem geistlichen Amte gemäß die Verpflichtung geltend, in welcher der König zu Gott stehe, der ihm den Sieg verliehen habe; denn dem verdanke er es ja, daß an dem Orte, wo Odoaker geherrscht habe, jetzt er, der Gotenkönig selbst, mit dringenden Bitten angegangen werde. Er möge die Fehler vermeiden, welche sein Vorgänger begangen habe. Er möge den Genuß der gesetzlichen Ordnung der Dinge allen Unbeteiligten angedeihen lassen und den Schuldigen Verzeihung. Nicht unerheblich sind die Gegenbemerkungen, die dem König in den Mund gelegt werden. Besonders eine neubegründete Gewalt, so läßt der Biograph ihn sagen, befinde sich in der Notwendigkeit, Strenge auszuüben. Wer seinem Feinde Gnade erweise, hebe das göttliche Gericht auf, das denselben in seine Hände geliefert habe. Alles, was er sagt, führt zu dem Schluß, daß er nichts nachlassen könne noch wolle. Aber dabei tritt doch auch die Wirksamkeit hervor, welche die christliche Idee in diesen Kämpfen ausübt. Sie stand, wie jener Eremit, in der Mitte der kämpfenden Parteien. Theoderich geht zuletzt doch auf die Vorstellungen ein, die ihm Epiphanius gemacht hat. Er verspricht, den Unschuldigen Gnade zu erweisen, nicht so auch den Schuldigen. Am Leben zwar will er auch diese nicht strafen; allein er behält sich vor, sie aus ihren Sitzen zu entfernen; denn sonst würde ihre Anwesenheit die Nachbarschaft aufregen, und aus den Unruhen würde ein neuer Krieg entspringen. Auf der Stelle wird der Mann herbeigerufen, der die öffentlichen Erlasse zu besorgen hat, — ein Römer, den der Biograph mit Cicero und Cato vergleicht, und von diesem wird ein Edikt ausgefertigt, welches das Zugeständnis Theoderichs enthält, so daß wenigstens denen, die nicht ausdrücklich Feinde Theoderichs gewesen sind, in der That Sicherheit und ein gesetzlicher friedlicher Zustand gewährt wird.

Theoderich trat mit vollem Bewußtsein in die Stellung ein, die ihm die Begebenheiten verschafft hatten: als König der Goten und Fürst von Italien. Vollkommen aber konnte das erst geschehen, wenn er wieder mit dem Kaiser von Byzanz pacifiziert war. Wir finden die bestimmte Versicherung, er habe über seinen Anspruch auf das Königtum einen Vertrag mit Kaiser Anastasius geschlossen, wobei ihm auch dieser Kaiser die von Odoaker übersandten Pertinenzien des Palastes von Ravenna ausgeliefert habe. Anderweit erhellt, daß dies im Jahre 498 geschehen sein muß. Beim Ausgang des fünften Jahrhunderts ist hienach der Vertrag geschlossen worden, durch welchen die Autorität des Gotenkönigs über die römischen Einwohner anerkannt wurde.

Theoderich meinte dabei, vollkommene Selbständigkeit zu erlangen: er nannte sich den Herrn der Angelegenheiten: Dominus Rerum. Nach dem Frieden mit Anastasius allgemein anerkannt, begab sich Theoderich nach Rom.

Er schloß sich dabei den bestehenden Zuständen vollkommen an; er that sein Gebet bei den Reliquien des heiligen Petrus, von dem schon damals die Einheit der Kirche allgemein hergeleitet wurde.

In der Nähe des Severusbogens, dessen Inschrift selbst an die alte Macht des Volkes erinnert, sprach er vor der großen Versammlung, die ihn umgab, die Absicht aus, alles, was von den vorangegangenen Fürsten verordnet worden sei, unverbrüchlich zu halten. Es war gleichsam der Antritt der ihm von dem Kaiser von Konstantinopel gewährten stellvertretenden, aber selbständigen Autorität. Dann begab er sich nach dem platinischen Berg und ergötzte das Volk in alter Weise durch circensische Spiele; der Annona, die er verteilen ließ, fügte er Geldgeschenke hinzu. Die Worte, die er ausgesprochen, wurden auf Wunsch des Volkes in Erz eingegraben. Eine der wichtigsten Reliquien der Zeit ist das vorzugsweise so genannte Edikt Theoderichs, welches er in der Voraussetzung erließ, daß die gesamte legislative Gewalt ihm zugehöre. Er suchte die allgemeine Ruhe durch Bestimmungen zu sichern, welche für die Barbaren, denn dieses Wortes bediente er sich auch für seine Stammesgenossen, und für die Römer verbindlich sein sollten. Das Edikt enthält, wie man weiß, ausschließlich römisches Recht. Dabei wird auch über das Erbrecht, jedoch lediglich im römischen Sinne, bestimmt. Das römische Recht also erkannte der König an; es wurde verbindlich für die Ausübung der königlichen Gewalt. Von dem Erbrecht der Goten ist darin nicht die Rede. Denn das blieb immer der Grundsatz, und es schließt die Veränderung des öffentlichen Zustandes in sich ein, daß die bewaffnete Macht aus Germanen bestehen, ihnen zur Seite aber die Bevölkerung im Besitz ihres alten Rechtes bleiben solle. Wie der Epilog sagt, jedweder, welche Würde er auch bekleide, ist verpflichtet, sich an die Normen, die in dem Edikt enthalten sind, zu binden. Den Richtern wird das unter den schwersten Strafen eingeschärft, was dann wohl auch dahin zielen könnte, daß ihnen dadurch ein Rückhalt gegen das Andringen mächtiger Führer gegeben werden sollte. Denn nach dieser und durch diese Konstitution sollte die Einheit des römischen Reiches nicht etwa gebrochen, sondern bestätigt werden.

Nicht allein auf juridischer Basis aber beruhte der Gehorsam, den Theoderich fand; dabei kamen auch die kirchlichen Verhältnisse in Betracht, die an sich der nationalen Divergenz auch eine konfessionelle hinzufügten, insofern Theoderich und seine Goten Arianer waren, die Bevölkerung von Italien aber, unter Vorantritt ihrer Bischöfe, dem Katholicismus angehörte. Was hier den Weg vor den Füßen des Königs ebnete, war die kirchliche Abweichung von dem strikten Wortlaut des chalcedonischen Konzils, welche sich Anastasius in seiner Formel, die er nach dem Muster Zenos aufstellte, erlaubte. Er fand dabei nicht allein in Konstantinopel Widerstand, sondern er unterbrach zugleich die Vereinigung zwischen Rom und seinem Reich, die in der gleichförmigen Annahme jener Beschlüsse lag. Nichts in der Welt konnte dem ostgotischen Herrscher mehr zu statten kommen; der mächtigste Mann in

Italien, der römische Bischof, wurde durch das Bekenntnis Theoderichs nicht zur Feindseligkeit gereizt. Er sah vielmehr in ihm eine Anlehnung, durch die es ihm möglich wurde, der Übermacht von Konstantinopel zu widerstreben. Wir dürfen keinen Schritt weiter thun, ohne dies Verhältnis, vielleicht das wichtigste von allen, näher zu erörtern.

Zwischen Rom und Konstantinopel war damals ein offener Streit ausgebrochen. Die römischen Bischöfe hatten sich schon lange gegen Acacius, den Bischof von Konstantinopel, gewendet, welcher, den Unionsbestrebungen Zenos günstig, in Rom als ein Irrgläubiger betrachtet wurde. Durch den Papst Felix III. und ein römisches Konzil war Acacius für abgesetzt erklärt worden; nach dem Tode desselben hatte man in Rom sogar verfügt, daß sein Name aus den Kirchenbüchern gestrichen, alle seine Anhänger ebenfalls als verurteilt betrachtet werden sollten. Wenn man dem nun in Konstantinopel die Behauptung entgegensetzte, der römische Bischof habe gar nicht das Recht, über einen Patriarchen von Konstantinopel ein Urteil auszusprechen, so entzündete sich darüber der Streit um so heftiger. Im Jahre 495 erklärte Papst Gelasius I. in einem Schreiben an die Bischöfe von Dardanien für unziemlich, daß man die Befugnis des römischen Stuhles, über einen Erzbischof zu richten, in Zweifel ziehe; von ihm könne vielmehr keine weitere Provokation stattfinden, er bilde die oberste Appellationsinstanz für alle und über alles.

Man hat immer angenommen, daß der Papst seine Ansprüche wenigstens nicht so schroff dem Kaiser kundgethan haben würde, wenn derselbe Meister in Italien gewesen wäre. Die Herrschaft, welche Theoderich über das ganze Land hin soeben in Besitz genommen hatte, gab auch dem Papst einen starken politischen Rückhalt gegen den Kaiser.

Der Nachfolger des Gelasius, Papst Anastasius II., hat sich dem oströmischen Hofe wieder genähert; und einem altrömischen Senator, der als Gesandter nach Konstantinopel gekommen war, schreibt man die Absicht zu, bei einer erneuten Sedisvakanz einen Mann auf den römischen Stuhl zu bringen, der die anastasianische Formel unterzeichnen werde. Ein solcher, der Archipresbyter Laurentius, wurde in der That gewählt und ordiniert, aber an demselben Tage mit ihm von der entgegengesetzten Partei der Diakon der römischen Kirche, Symmachus. Zwischen beiden Parteien kam es zu inneren Kämpfen in Rom. Wir werden versichert, daß Theoderich bei seiner Entscheidung auf die größere Anzahl von Stimmen Rücksicht genommen und, weil diese für Symmachus gewesen, demselben den Vorzug gegeben habe. Bei der allgemeinen Verflechtung der Dinge darf man ihm doch die Rücksicht zuschreiben, daß Symmachus der Aussöhnung mit dem oströmischen Kaiser weniger geneigt war. Theoderich trat mit Symmachus überhaupt in die engste Verbindung. Gegen diesen Papst wurden schwere Anklagen erhoben; er hatte fortwährend auch im Senat der Stadt heftige Gegner, und endlich hielt es Theoderich für besser, eine Synode zu berufen, um dem Streit durch kirchliche Entscheidung ein Ende zu machen. Die Bischöfe der Provinzen

Aemilia, Flaminia und Venetia, zum Teil Männer von hohem Alter, wurden veranlaßt, nach Rom zu gehen, wo nun in der Jerusalemkapelle eine Versammlung gehalten wurde, bei der sich auch Symmachus einstellen sollte. Theoderich, der in den Urkunden immer als der gnädigste und großmächtigste Fürst erscheint, mußte einschreiten, um Thätlichkeiten zwischen beiden Parteien zu verhindern. Es waren vornehme Goten, die er zu diesem Behuf abordnete: den Comes Aligernus und die beiden Majores domus Gudila und Badeulfus. Sie mögen Arianer gewesen sein, so wie der König selbst. Das hatte aber keinen ihrer Autorität entgegengesetzten Einfluß. In den Akten wird die Zuversicht ausgedrückt, daß Gott den Mann leite, dem er die Herrschaft über Italien anvertraut habe. Doch war damit nicht aller Widerspruch beseitigt. Man hatte daran Anstoß genommen, daß der König eine Synode berufe; er rechtfertigte das mit der Bemerkung, daß der Papst gefragt worden sei, und dieser bestätigte es. Theoderich war entfernt davon, die Prätensionen Odoakers in Bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten zu wiederholen; er hatte nichts dagegen, daß die Verordnungen Odoakers von der Versammlung verworfen wurden, weil sie Einmischungen der weltlichen Gewalt in die geistliche Gerichtsbarkeit enthielten. Der Diakonus Hormisdas las die Verordnungen Odoakers der Reihe nach vor; sie wurden von den Bischöfen eine nach der anderen verworfen. In der Versammlung ist Symmachus nicht geradezu freigesprochen, über die gegen ihn erhobenen Anklagen ist nicht eigentlich verhandelt worden. Man beschloß einfach, daß der Papst auch fortan seines geistlichen Amtes warten solle.

Der Konflikt zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt gestaltete sich dadurch eigentümlich, daß der gotische König, der zugleich ein Arianer war, die geistlichen Sachen den Geistlichen überließ, wenn nur der Friede erhalten bleibe, der Kaiser dagegen die Linie der Rechtgläubigkeit überschritt, an der man in Rom festhielt. Die faktische Gewalt aber war in den Händen des Königs; der römische Stuhl konnte es wagen, die stärksten Ansprüche zu formulieren. Die Kirche, so heißt es in dem Büchlein Apologetius, verwalte das Göttliche, der Kaiser das Weltliche; durch seine Taufe sei der Kaiser dem Priester verpflichtet. Zwischen dem Papste Hormisdas und dem Kaiser Anastasius kam es zu Annäherungen, die aber zuletzt zu einem Bruche führten. Der Kaiser ließ vernehmen: er sei es müde, Leute zu bitten, die nicht gebeten sein wollten, vielmehr alle Bitten hartnäckig von sich weisen. „Man kann uns beleidigen, aber befehlen lassen wir uns nicht".

Mit der römischen Geistlichkeit war Theoderich nicht allein pacifiziert, sondern in einem engen Verhältnis von Gegenseitigkeit begriffen, wo der eine Teil des anderen nicht entbehren konnte. Ohne Zweifel hat das dazu beigetragen, daß er an der bisherigen Kultur und Sitte festhielt. Die gelehrten Institute blieben bestehen, in Rom wurde Jurisprudenz und Medizin gelehrt. Rom hatte nochmals einen Philosophen, der nicht zwar durch eigentümliche Gedanken oder Gründung eines Systems glänzte, aber durch Mitteilungen

aus den älteren großen Philosophen den größten Einfluß auf die Nachwelt gehabt habt. Boëthius ist vor allen Dingen ein Aristoteliker; er hat durch Übertragungen einer ganzen Reihe von Werken dieser Schule sie in der lateinischen Welt eingebürgert. Aber zugleich ist er ein großer Bewunderer Platos. Er hat vieles aufgenommen, was dem Neuplatonismus angehört, ohne doch die Extravaganzen desselben zu teilen. Nirgends erscheint er als Christ. Aber in dem System seiner Gedanken findet sich auch nichts, was dem Christentum widerspräche. Es ist nur philosophische Doktrin, deren Wert darin liegt, daß sie mit der christlichen Weltanschauung vereinbar ist. Der gotische König beschützte den Philosophen, wie er die Geistlichkeit beschützte. Boethius stammte aus einem der vornehmsten Geschlechter; er wurde von Theoderich zum Konsul gemacht und hatte einigen Anteil an den Staatsgeschäften. Die senatorischen Familien und die Erblichkeit ihrer Würde wurden von der neuen Regierung anerkannt.

Theoderich legt Wert darauf, daß er Gewaltthätigkeiten seiner Goten und überhaupt der Organe und der öffentlichen Autorität entgegentrete. Er hatte ein Gefühl für das, was man die römische Freiheit nannte, und für die Gerechtsame des Senats. Sein Sinn war, sich dem Kaisertum anzuschließen. Er sagt einmal, er habe bei seinem Aufenhalt in Konstantinopel gelernt, wie man die Römer mit Gerechtigkeit regieren könne; er bezeichnet das Kaisertum als das Vorbild seiner Herrschaft. Sein Ehrgeiz war, das Beispiel der alten Herrscher nachzuahmen, wie das namentlich in seinen Bauwerken zu Tage tritt. Er ließ in Rom das Theater des Pompejus erneuern, neue Gebäude aufführen, die Kloaken reinigen. In Ravenna und Verona wurden die Wasserleitungen wieder hergestellt, in Pavia eine neue aufgeführt; Paläste entstanden in Ravenna, Verona, Pavia. Eine der denkwürdigsten Reliquien der Zeit ist die Grabkapelle, die er sich in Ravenna hat errichten lassen, jene Rotunde, in der sich, wie die Kenner bemerken, die kunstgerechten Gliederungen des Altertums mit den architektonischen Tendenzen der Christen zu einem eigentümlichen Ganzen verbinden. Die Kuppel vertritt ein gewaltiger Felsblock. Unter dem Schirm des Theoderich wurde die Austrocknung eines Teiles der pontinischen Sümpfe unternommen, und man kam darin schon sehr weit. In einer Inschrift zu Ehren dieser Unternehmung wird Theoderich als der Mann gerühmt, der zum Heile der Republik geboren sei, die Freiheit schütze, den römischen Namen fortsetze.

Nicht ganz leicht wurde es dem König, seine Civilgewalt auszuüben. Wir finden, daß die Auseinandersetzung streitiger Fälle, die man ihm vortrug, ihn ermüdeten, und zuweilen verstand er dieselben nicht recht. Dann stieg er wohl zu Pferde; indem er beim Ritt sich körperlich erfrischte, brachte man die unerledigten Beratungen zur Sprache und fand dann Eingang bei ihm. In seiner Umgebung zeichnete er die Männer aus, deren präcisen Vortrag er am leichtesten faßte. Als solche erscheinen Artemidor, der ihm aus Griechenland gefolgt war, und der mächtige Referendarius Cyprian. Die Summe

der Geschäfte lag in den Händen des Magnus Aurelius Cassiodorius Senator. Er verband altrömische Ideen mit germanischen Aspirationen, wie es nicht zum zweitenmal vorgekommen ist. In ihm und seinem Hause setzte sich die Idee Odoakers fort, ein selbständiges Italien unter germanischer Führung dem Kaisertum von Konstantinopel zur Seite zu stellen; sie bildete den Mittelpunkt der Politik Theoderichs. Die durch und durch römisch gedachten, aber von Gefühl für die Selbständigkeit Theoderichs durchdrungenen Briefe Cassiodors sind ein unvergängliches Denkmal dieser Gesinnung. Die Mußestunden, welche ihm die Geschäfte ließen, benutzte Theoderich dazu, um sich von Cassiodor weise Sprüche des Altertums vortragen zu lassen, die dann für ihn maßgebend wurden. Er sagt einmal: Alles, was er wolle, stehe in seiner Gewalt; aber er messe seine Handlungen nach den Geboten der Vernunft. Ein bewunderungswürdiges Schauspiel: ein barbarischer Fürst, der seinen Namen nicht unterschreiben konnte und auf dessen intellektueller und moralischer Haltung die Fortsetzung der altrömischen Kultur beruht. Zweifeln möchte man dennoch, ob diese Regierung nun auch ein inneres Lebensprinzip hatte, das ihr eine wirkliche Zukunft verbürgte?

Die Goten und die anderen Germanen, die sich ihnen zugesellt hatten, namentlich Gepiden, waren in ausschließlichem Besitz des Rechtes, die Waffen zu führen; sie hielten die Kastelle besetzt, durch welche die Grenzen verteidigt werden sollten, dem König standen sie als seine bevorzugte Leibgarde zur Seite; es gab Schulen und Anstalten für ihre Ausbildung; sie erschienen vor dem König zu öffentlicher Waffenübung. Theoderich spricht aus, daß, während die Germanen den Krieg zum Schutz und Trutz Italiens bestehen, die Eingeborenen friedlichen Thätigkeiten obliegen sollten. Das vornehmste Augenmerk war dahin gerichtet, den Truppen bei ihren Durchzügen keine Gewaltsamkeiten zu gestatten, und auf der anderen Seite die Provinzialen zur Lieferung ihrer Beisteuern anzuhalten, um keine Mißhelligkeiten zwischen den beiden Teilen ausbrechen zu lassen. In der Sammlung der Briefe bei Cassiodor beziehen sich mehrere auf dies Verhältnis. Man findet, daß den Truppen dann und wann ein Sold bewilligt wurde, um sie in den Stand zu setzen, ihre Bedürfnisse zu beschaffen und dadurch jeden Streit mit den Provinzialen zu vermeiden.

Die Haustruppen bezogen regelmäßige Besoldungen; sie beschweren sich wohl einmal, daß diese nicht in vollwichtigen Münzsorten ausgezahlt worden seien, was der König dann untersuchen läßt. Doch hielt man darüber, daß nur solche sie empfingen, die wirklichen Dienst leisteten.

In diesen Einrichtungen und Zuständen kann man die Vollendung des Systems erblicken, das durch die Aufnahme germanischer Föderierten in Gang gesetzt worden war; der König beherrschte zugleich sein Heer und die Provinzialen der eingenommenen Landschaften.

Die Macht des Königs gründete sich auf die Doppelseitigkeit seiner Gewalt. Die Anwesenheit des Kriegsheeres war die Grundlage der königlichen

Stellung. Eine wohlgeordnete Verwaltung war notwendig, um das Heer erhalten zu können. Die Größe Theoderichs beruht eben darauf, daß er diesem doppelten Beruf genügte. Doch war damit noch nicht der ganze Kreis seiner Thätigkeit umschrieben. Indem er Italien durch sein Volk beherrschte, trat er an die Spitze aller Germanen.

Vierzehntes Kapitel.

Verhältnis Theoderichs zu den anderen germanischen Stämmen. Emporkommen der Franken.

Vergegenwärtigen wir uns vor allem die Verhältnisse der anderen in das römische Reich eingedrungenen germanischen Stämme. Die wichtigste Stellung namentlich auch in Bezug auf Italien hatten die Vandalen inne: denn von dem Kriege, den Orient und Occident bisher gegen die Vandalen geführt hatten, waren alle die letzten Entzweiungen ausgegangen. Gaiserich selbst scheint derselben gegen Ende seines Lebens müde geworden zu sein. Indem er eben noch einen neuen Angriff auf Epirus unternahm, empfing er doch den Gesandten des Kaisers Zeno mit all der Ehrerbietung, welche die Germanen einem kaiserlichen Gesandten, der zugleich die Kulturwelt repräsentierte, entgegenzutragen gewöhnt waren. Er überließ demselben die Kriegsgefangenen, die das Los ihm selbst zugewiesen hatte, unentgeltlich und gestattete ihm, die, welche anderen Vandalen zugefallen waren, loszukaufen. Bereits im Jahre 474 kam es zu einem Vertrag zwischen Zeno und Gaiserich, in dem die Vandalen sich verpflichteten, keine weiteren Angriffe auf das römische Imperium zu machen. Dieser Akt muß zu denen gerechnet werden, in welchen die oströmische Regierung fürs erste auf die Wiederherstellung ihrer Autorität im Abendlande Verzicht leistete; denn durch die Angriffe der Vandalen und die Knechtschaft der römischen Kriegsgefangenen bei ihnen waren die bisherigen Feindseligkeiten veranlaßt worden. Nach dem Tode Ricimers, der als ein persönlicher Feind Gaiserichs angesehen werden mußte, war dieser auch mit dessen Nachfolger, dem Patricius Odoaker, in ein freundliches Verhältnis getreten. Über Sicilien trafen die Machthaber eine Abkunft, durch welche die Insel in die Hände Odoakers überging, ausgenommen jedoch einen Landstrich, den Gaiserich sich vorbehielt. Dabei hat es denn auch Theoderich gelassen. Lilybäum, über welches einst der Krieg zwischen Rom und Karthago mehr als ein Mal entbrannt war, ist zuletzt infolge einer Vermählung an die Vandalen gekommen; zwischen dem germanischen Rom und dem germanischen Afrika war das kein Gegenstand der Entzweiung

mehr. Gerade ihr Zusammenhalten war notwendig, um die Oströmer nicht in das westliche Becken des Mittelmeeres vordringen zu lassen.

Die größte Schwierigkeit für das Bestehen des Friedens lag für die Vandalen in dem religiösen Gegensatz.

Es gab in Afrika eine auffallend große Anzahl bischöflicher Sitze. Man zählte ihrer 477. Die Inhaber derselben waren sämtlich Anhänger des athanasischen Bekenntnisses, in welchen die Arianer von jeher ihre größten Widersacher sahen. Der Sohn Gaiserichs, Hunerich, hat den Versuch gemacht, die Feindseligkeiten dadurch zu heben, daß er die Bischöfe auf das Bekenntnis von Ariminum, d. h. also die Auffassung des Kaisers Constantius, zurückzuführen suchte; die homöusische Formel wäre auch den Arianern genehm gewesen. Allein in keiner anderen Provinz war die Orthodoxie fester gegründet, als in dem Schauplatze der Thätigkeit Augustins, und da nun jener Versuch mißlang, die alten Bischöfe überall wiederhergestellt wurden, so waltete das katholische Bekenntnis in der Bevölkerung des Landes vor, was dann immer eine Hinneigung zu Konstantinopel in sich schloß. Wie ganz anders in Italien unter Theoderich, der die Orthodoxie selbst im Gegensatz zu Konstantinopel aufrecht erhielt. Der von dem Gotenkönig geschützte römische Bischof nahm nun seinerseits sich der Katholiken in Afrika an und unterstützte sie nach besten Kräften. Dadurch aber wurde zwischen Goten und Vandalen kein Mißverständnis veranlaßt; ihr gegenseitiges Verhältnis wurde dadurch nicht wesentlich gestört.

Auch in Afrika wurde die römische Landesverfassung aufrecht erhalten, wir finden den Ordo in den Städten, Judices der Provinzen, einen Prokonsul an ihrer Spitze. Das Steuerwesen blieb auf demselben Fuße. Die Vandalen waren vor allen Dingen die Kriegsgenossen des Königs, wie die Goten, aber sie waren doch nicht so ganz allein auf das Schwert angewiesen: sie waren angesiedelte Besitzer noch in einem ganz anderen Sinne als die Goten. Des Landes waren sie bei weitem mehr mächtig; überall hatten sie die Mauern der Städte niedergerissen; niemand konnte ihnen Widerstand leisten; und wo ein solcher sich regte, war er durch ihre Ansammlung um den König um so leichter niederzuwerfen. Eine eigentümliche Stellung verlieh ihnen der Besitz einer Seemacht, durch die sie Meister des westlichen Beckens des Mittelmeeres wurden. Dazu gehört dann, daß sie wie Sardinien, so auch Korsika inne hatten, aus dessen Holz sie ihre Schiffe zimmerten, und daß sie die Mauren beherrschten, deren Schützen ihnen sehr zu statten kamen.

Theoderich trat mit den Vandalen in die engste Verbindung; er vermählte seine Tochter Amalafreda mit König Thrasamund. Wir vernehmen, daß Amalafreda, als sie nach Afrika kam, von tausend edlen Goten begleitet wurde, die wieder fünftausend andere Goten im Gefolge hatten.

Für die Vandalen ist immer das unterscheidende, daß sie recht eigentlich durch Eroberung nach glücklichen Schlachten ihre Gebiete eingenommen hatten,

während die übrigen Nationen bis auf Theoderich doch mehr aus dem Verhältnis von Mietsvölkern hervorgegangen und zu ihrer Stellung gelangt waren. Auf den Münzen erscheinen ihre Könige mit dem Diadem, was bei Theoderich nie der Fall ist.

Theoderich war durch Kriegsthaten, aber nicht im Kampfe mit den Römern, sondern mit anderen bereits vor ihm angesiedelten Germanen emporgekommen. Die Absonderung oder der Gegensatz der Vandalen gegen das römische Reich war bei weitem schroffer. Man kann nicht ausdenken, was daraus geworden sein würde, wenn sie sich behauptet, und namentlich die Mauren sich hätten vollständig unterwerfen können. Sie bildeten gleichsam die Vormauer gegen die byzantinische Macht und sicherten Afrika seine Verbindung mit der occidentalen Welt.

In einem noch engeren Verhältnis stand Theoderich zu seinen Stammesgenossen, den Westgoten. Was seinen Sieg herbeiführte, war vornehmlich die Hülfe, die er von ihnen erhielt, während die Burgundionen die Sache Odoakers verteidigten; aber dann machten sie ihren Frieden mit Theoderich. Neben Theoderich nun haben Westgoten und Burgundionen ähnliche Versuche zu einem Ausgleich mit den römischen Einwohnern gemacht; dem Edikt Theoderichs entspricht das Breviarium Alarici, die Lex Burgundionum. Die drei Völker hatten auch darin ein sehr ähnliches Verhältnis, daß sie in der römischen Welt nur eben gleichsam als eine Kriegerkaste angesiedelt waren, die zugleich durch ein dem römischen entgegengesetztes Bekenntnis von den ursprünglichen Landeseinwohnern getrennt, unter sich aber vereinigt wurde. Nun aber geschah, daß eine germanische Nation in Gallien eindrang, die in beiderlei Hinsicht eine andere Stellung einnahm, die fränkische.

Ich werde inne, meine Auffassung unterscheidet sich von den herkömmlichen und eingewohnten Darstellungen hauptsächlich dadurch, daß sie in der sogenannten Völkerwanderung nichts sieht als die Fortsetzung der alten germanisch-römischen Kriege am Limes, welche für die Kaisergeschichte sowohl wie die germanische Völkergeschichte so wesentlich sind, daß dabei die Antriebe aus entlegenen Regionen und Verhältnissen doch nur Ein Mal eingreifend erscheinen, im allgemeinen aber von untergeordneter Natur sind.

Die Sagengeschichte, die sich in jedem Stamme besonders gebildet hat, gehört einem anderen Gesichtskreis an, als dem rein historischen. So mag es mir denn auch bei den Franken erlaubt sein, von den Erzählungen, die ein mehr oder minder fabelhaftes Gepräge tragen, abzusehen.

Das große Ereignis, durch welches der Zustand der westlichen Welt — ich weiß nicht, ob man sagen soll, verändert oder nur wiederhergestellt worden ist — die massenhafte Ansiedelung der Germanen auf dem linken Rheinufer, ist nicht erst eingetreten, nachdem die Römer ihre Grenzbefestigungen am Rhein aufgegeben haben; man muß es — denke ich — in die Zeit setzen, in welcher Magnentius die römischen Grenztruppen am Rhein gegen Constantius ins Feld führte; der hatte fränkische Scharen auf seiner Seite.

Indem er nun aber den Limes am Rhein der Besatzungen entblößte, welche den Germanen immer die Spitze geboten hatten, wurden diese in dem Rheingebiete überhaupt mächtig. Aus einer Stelle des Libanius über Julian entnimmt man, wie oben angedeutet, daß das Eindringen der Germanen in das römische Gebiet in diese Epoche gefallen ist; man gab es dem Mangel an römischen Truppen in jenen Regionen, noch mehr aber der Aufforderung des Constantius schuld, welcher in der Absicht, Magnentius, der in den Grenzgebieten seinen vornehmsten Rückhalt hatte, zu widerstehen, die Umwohner aufgefordert habe, sich an die bestehenden Verträge nicht weiter zu kehren, und so viel Land zu nehmen, als sie könnten. So ergossen sich die Germanen über das römische Rheingebiet. Die römischen Kastelle wurden umlagert, die Vici eingenommen; man sah die Einwohner mit ihren Habseligkeiten in kläglicher Gestalt abziehen. Wer Weib und Kind vor Insulten zu schützen versuchte, wurde niedergehauen. Die Dienstfähigen wurden zum Anbau des germanischen Landes abgeführt, während die Germanen in den eroberten Territorien verblieben. Denen, die sich in festen Städten behaupteten, blieb doch nur ein sehr geringes Gebiet übrig; sie waren genötigt, innerhalb der Mauern selbst die freien Plätze mit dem Pflug zu beackern, um von dem Ertrag der Saaten zu leben; sie waren beinahe noch schlechter daran, als die gefangen Fortgeführten.

Es könnte wohl scheinen, als sei die gegen Constantius erhobene Anklage bei Libanius aus dessen Freundschaft für Julian entsprungen. Wie es sich aber auch damit verhalte, an dem Hauptereignis wird dadurch nichts geändert. Der Übertritt der Germanen in das römische Gebiet begann in den vierziger Jahren des vierten Jahrhunderts an dem Mittel-Rhein. Wahrscheinlich sind es die Völkerschaften, in denen die ripuarischen Franken aufgegangen sind. Ihre besonderen Bestandteile gehörten den ältesten Zeiten an.

Wir berührten oben, wie Julian in Feindseligkeiten mit den Germanen am unteren Laufe des Stromes geriet und sie zwar besiegte, aber nicht zu unterwerfen vermochte. Dies waren nun eben die salischen Franken. Ihr Name knüpft an den alten Namen der Yssel, Sala, an, der Name Saalland hat sich noch erhalten. Will man sich nun den Zustand vergegenwärtigen, in welchem diese Germanen untereinander lebten, so muß man nach dem Gesetzbuch greifen, welches den Namen der Salier an der Stirn trägt. Es unterscheidet sich von den erwähnten Gesetzesaufzeichnungen dadurch, daß die übrigen hauptsächlich römisches Recht enthalten, das fränkische aber keine Spur desselben aufweist. Das Gesetz kann wohl als das wichtigste aller Dokumente angesehen werden, die aus dem germanischen Altertum übrig sind; es ist ein Denkmal der altgermanischen Zeiten, welches selbst an die taciteischen anknüpft. Insofern hat es mehr einen retrospektiven Wert, aber man ist wohl befugt, in dem Augenblick daran zu erinnern, in welchem diese Völker selbständig in das römische Reich eindrangen. In den großen

Kampf zwischen Römern und Germanen tritt dadurch ein neues Element. Man lernt den Ideenkreis kennen, in welchem die Franken bisher gelebt hatten und mit welchem sie die romanische Welt berührten. Wenn in den römischen Gesetzen sich der Begriff eines für alle gültigen Rechtes ausgeprägt hatte, so erscheint demselben hier ein Gewohnheitsrecht gegenüber auf dem besonderen volkstümlichen Standpunkte. Es sei mir erlaubt, ein Beispiel anzuführen.

Eine der größten Abweichungen, wenn nicht die größte von allen, möchte darin liegen, daß der Todschlag durch eine Entschädigung gebüßt werden kann, die den Verwandten zu gute kommt. Denn vor allem tritt das Interesse der Verwandtschaften oder sagen wir Geschlechter hervor, welche in ihrer Gesamtheit das Gemeinwesen konstituieren. Bei einer vorkommenden Gewaltthat sind die Verwandtschaften zur Forderung oder Leistung der Genugthuung berechtigt oder vielmehr verpflichtet. Man erinnere sich nur an den in seiner Art einzigen Gebrauch der allbekannten Chrenecruda. Wer die Entschädigung, zu der er verpflichtet gewesen wäre, nicht bezahlen kann, stellt zwölf Eideshelfer dafür, daß er weder unter noch über der Erde weiter etwas besitzt. Dann steht er auf der Schwelle seiner Hütte und wirft den von den vier Ecken derselben in die linke Faust gesammelten Staub über seine nächsten Verwandten, einen nach dem anderen. Hierauf springt er in einfachster Bekleidung, ohne Gurt und ohne Schuh, einen Stab in den Händen, über den Zaun seines Gehöftes. Die nächsten Verwandten zahlen nun für ihn; sie werden weiter nicht gefragt: es ist ihre Pflicht.

Wer sich von seiner Freundschaft lossagen wollte, war verpflichtet, auf dem Mallus oder vor dem Tungin vier Stäbe von Ellern zu zerbrechen, die Stücke nach den vier Weltgegenden zu werfen und dabei auszurufen, daß er sich von Eid und Erbe und dem ganzen Verhältnis lossage. In diesem Akte lag nicht allein eine Sonderung von der Verwandtschaft, sondern auch eine Verzichtleistung auf das Erbe, das doch niemand gern aufgiebt.

Der Familie gehört das Land, und da die Tochter außer der Familie heiraten kann, so folgt, daß sie nicht erbt. Daher herrschte in allen diesen Stämmen eine ungemeine Neigung, innerhalb des Geschlechtes zu heiraten. Alle Heiligengeschichten beweisen das.

Was that aber der, der nicht einer solchen Familie angehörte? Dieser nun kam durch die Natur der Dinge selbst in den Schutz des Königs. Man erkennt das aus der Bestimmung der Lex Salica: wenn jemand keine nahen Verwandten habe, so falle die Hälfte des Wergeldes an den König.

Doch ich enthalte mich, diese Verhältnisse näher zu erörtern. Das Wesentliche der Weltbewegung liegt darin, daß die Franken, welche in Gallien vordrangen, eben solchen Stämmen angehörten, in denen das altgermanische Wesen auf das stärkste ausgeprägt war. Auch darin unterscheiden sich die Franken von den Goten, daß ihre Stämme nicht in den militärischen Dienst

der Römer eingetreten sind. Wenn das bei einigen Oberhäuptern der Franken früher der Fall gewesen ist, so hat es doch mit dem Vordringen der Stämme nichts zu schaffen.

Die erste aggressive Bewegung fränkischer Stämme gegen das römische Reich wird von König Chlojo gemeldet, der sich erst über den Zustand der Römer in den Grenzlanden unterrichtet und dann mit einem zahlreichen Heer über den Rhein geht, durch den Kohlenwald nach Tournai, dann nach Cambrai vordringt, hier die Römer entweder vor sich hertreibt oder niedermacht und dann eine Richtung gegen die Sonne hin einschlägt. Über dies letzte Unternehmen haben wir ein Zeugnis, gegen dessen historischen Wert sich keine Einwendung machen läßt, in dem Panegyrikus des Sidonius auf Majorian, der sich schon lange vor seiner Thronbesteigung im Gebiet der Atrebaten mit Chlojo geschlagen hat. Man sieht da vor allem den Eindruck, welchen die Erscheinung der Franken auf die Gallo-Römer machte. Ihr blondes Haar ist von dem Nacken über die Stirn gezogen, man erblickt nur eben den glänzenden, weißen Nacken; man nimmt ihre blauen scharfen Augen wahr. Panzer tragen sie nicht, wohl aber sind sie mit Schilden bewehrt. Ihr Knie ist nackt, aber die hohen Gestalten treten bei der enge anschließenden Kleidung um so kräftiger hervor. Sie vergnügen sich damit, ihr Wurfgeschoß in die Luft zu schleudern, doch mit sicherem Blick, wo dasselbe treffen wird. Dem eilen sie dann mit beinahe wetteifernder Geschwindigkeit nach. Noch als Knaben haben sie sich an die Waffen gewöhnt und sind derselben vollkommen mächtig geworden; wenn sie einmal unterliegen, so weichen sie doch nicht zurück; sie fallen auf der Stelle, gleich als wären sie unbesiegt, wie Sidonius sagt; sie leben gleichsam noch nach ihrem Tod.

So erscheint die kriegsbereite Jugend dieser wohlgeordneten germanischen Stämme in offenem Kampfe gegen die Römer in den belgischen Provinzen. Es bildete eine neue Phase in dem Kampfe, auf welchem die Fortentwickelung der Weltgeschichte beruht, wenn diese fränkischen Scharen, indem sie auf eigene Hand und, ohne sich von ihren Stammesgenossen loszureißen, zu neuen Unternehmungen schritten, unter dem Nachfolger Chlojos Meister der Grenzgebiete wurden. Sie hatten dann einen nationalen Rückhalt; eine Organisation konnte gegründet werden, der nach beiden Seiten hin ein entscheidender Einfluß zufallen mußte.

Die alte Tradition ist nun, daß die Franken, unzufrieden mit ihrem Stammesfürsten Childerich, welcher als der erste Merovinger erscheint (er ist der Sohn des Merovech, Sohnes des Chlojo) — dessen Sinnlichkeit ihre Ehen beunruhigte, denselben verjagt und an seiner Stelle den Comes Aegidius zu ihrem König gesetzt haben sollen. Die Sage berichtet ferner, und an sich wäre es wohl glaublich, Aegidius habe das Steuersystem der Römer unter den Franken durchzuführen unternommen, was dann weitere Gewaltthätigkeiten veranlaßt und ein tiefes Mißvergnügen hervorgebracht habe, so daß der Wunsch, den alten König zurückzurufen, durch dessen Freunde immer genährt,

wieder ein allgemeiner geworden sei. Bemerkenswert ist, daß der von dem flüchtigen König zurückgelassene beste Freund desselben, indem er Aegidius in seinen Gewaltthätigkeiten bestärkt, zugleich den Franken vorstellt, der Druck, der ihnen so beschwerlich falle, sei die Folge davon, daß sie sich von dem angestammten König losgesagt hätten. Von der Veränderung der Stimmung habe er insgeheim dem König Childerich, der sich an den Hof des Königs von Thüringen geflüchtet hatte, durch ein verabredetetes Zeichen: einen zerbrochenen Solidus, dessen Stücke genau ineinander paßten, Nachricht gegeben, worauf derselbe zurückgekommen und in sein Reich wieder eingesetzt worden sei.

Daß das nun wirklich Geschichte wäre, davon kann ich mich nicht überreden. Wie sollte ein romanischer Heermeister ein fränkisches Königtum angenommen, wie sollten die Franken einen solchen ertragen haben? Ich sehe darin nur eine Art von Mythus, welcher das Schwanken der Nation zwischen der Staatsordnung der Römer und den Willkürlichkeiten einer königlichen Regierung versinnbildet. Der zerbrochene Solidus bedeutet eben die hierüber ausgebrochene Spaltung, die Zusammenfügung das Aufrechterhalten des alten Regiments unter einem Führer, der nun sofort den Krieg gegen die Römer unternimmt und die größten Erfolge davonträgt. Nur diese selbst sind historisch unzweifelhaft; sie werden durch nichts mehr gefördert, als durch die Auflösung des westlichen Imperiums, die nach dem Tode Majorians zu Tage kam. Noch hielt dessen Heermeister Aegidius, ein Gallo-Römer von Herkunft aus der Gens Syagria, die römische Autorität in Gallien aufrecht. Wir berührten schon die Konflikte, die hierüber ausbrachen. Die fränkische Sage meldet, daß Childerich im offenen Kampf mit Aegidius den Niederrhein in Besitz genommen habe; bei der Eroberung von Köln sei der Heermeister nur durch schleunige Flucht dem Tode entronnen. Wir können daraus nur so viel mit einiger Bestimmtheit entnehmen, daß Childerich die großen Städte, die alte Colonia Agrippina, und zugleich Trier, das jahrhundertelang als der Mittelpunkt des römischen Occidents betrachtet war, durch glückliche Waffenthaten an sich brachte. Er ist dann auch im weiteren Laufe der Ereignisse an die Loire vorgedrungen. Wir finden, daß er mit den Sachsen, die damals den Kanal zu beiden Seiten beherrschten, und von den Mündungen der Loire auf ihren Fahrzeugen bis Angers kamen, zusammengetroffen ist und diese Stadt selbst in Besitz genommen hat. An dem allgemeinem Kampf zwischen Römern, Goten und Britannen nahmen auch die Franken und die Sachsen teil. Es scheint, als habe Childerich selbst dazu beigetragen, die letzteren aus ihrer an der unteren Loire eingenommenen Position zu verdrängen. Die Überlieferungen sind sehr unzureichend. Aber annehmen muß man doch, daß Childerich die fränkische Herrschaft weit ausgebreitet und dem fränkischen Namen im inneren Gallien zuerst wirkliche Bedeutung verschafft hat.

Childerich hat vornehmlich zu Tournai Hof gehalten, wo man mehr als ein Jahrtausend später auf die Grabstätte eines mit seinem Schlachtroß,

seinen Waffen, — Schwert, Speer und Streitaxt, zugleich auch mit seinen Schätzen, wie dort Alarich in der Sage, beerdigten Fürsten gestoßen ist. Unter den Kostbarkeiten, die man dabei fand, war das Bemerkenswerteste ein Siegelring, auf dem sich das Brustbild eines Kriegers in seinem Harnisch mit gescheiteltem reichem Haarschmuck ohne Diadem erkennen ließ, mit der Umschrift: Chilbrici regis. Childerich ist als der Begründer der fränkischen Macht in Gallien anzusehen.

Noch bestand jedoch die römische Herrschaft. Bereits inmitten jener Konflikte an der Loire war Aegidius umgekommen; aber der Sohn desselben, Syagrius, hatte sich an die Spitze der Städte und Lande gestellt, die noch als römisch betrachtet werden konnten. Man sagt wohl nicht mit vollem Recht, daß er sich römischer König genannt habe. In dem einfachsten Bericht erscheint er als Patricius. Seinen Sitz hatte er in dem Gau der Suessionen, einem der bei weitem mächtigsten Stämme, dessen Herrschaft sich einst über das nordöstliche Gallien und selbst nach Britannien hin erstreckt hatte. An Soissons, Augusta Suessionum, knüpfte sich jetzt auch die Autorität über das unabhängige römische Gebiet. Hier hatte Syagrius seine Mannschaften und seine Schätze. Wie nun Aegidius und Childerich, so geriet auch Chlodwig, der Sohn Childerichs, mit dem Sohne des Aegidius, Syagrius, in Entzweiungen und Krieg.

Erinnern wir uns der Lage des Imperiums im Occident. Ricimer, der durch den Majorian gestürzt worden war, hatte doch dazu mitgewirkt, daß in Rom noch einmal ein Kaiser griechischen Ursprungs, Anthemius, auftrat; und dieser verfehlte denn auch nicht, seine Hand nach Gallien auszustrecken. Aber nicht lange konnten die beiden Machthaber nebeneinander bestehen. Wir wissen, wie Anthemius im Kampfe mit Ricimer zu Grunde ging, wodurch dann auch der Einwirkung des Kaisertums auf Gallien vorgebeugt wurde. Ricimer und die Franken, von deren Verbindung eine freilich sehr unverständliche Sage Meldung thut, hatten doch in der That ein und dasselbe Interesse. Was jenem in Italien gelang, die Entfernung der unmittelbaren römischen Herrschaft, danach mußten die Franken in Gallien streben. Dem Fortsetzer Ricimers, Odoaker, der den Zusammenhang Italiens mit dem Kaisertum zu Konstantinopel vollends unterbrach, trat nun in Gallien der Sohn Childerichs, Chlodwig, zur Seite, nicht jedoch durch Vertrag, sondern durch unmittelbare Anwendung der Gewalt.

In dieser Epoche gab es bereits kein römisches Britannien, noch auch ein eigentlich römisches Spanien mehr, so wenig wie ein dem Kaiser unmittelbar gehorsames Italien. Die Gallo-Römer waren vollkommen isoliert. Die Provinzialen, zum größten Teil noch unbewaffnet, fanden in Syagrius bei dem fortwährenden Vordringen und den Feindseligkeiten der arianischen Burgunder und Westgoten keinen hinreichenden Schutz. Chlodwig, der eben erst in sein zwanzigstes Jahr trat, fühlte die ganze Überlegenheit, die es ihm gab, an der Spitze eines gewaltigen Heerbannes zu stehen. Mit einem seiner

Stammesvettern vereinigt, überfiel er im Jahre 486 Syagrius und überwältigte seine Truppen; der Patricius selbst entfloh und nahm seine Zuflucht zu den Westgoten. Aber schon war die Überlegenheit der Franken so stark, daß diese Bedenken trugen, mit ihnen zu brechen. So ging der letzte römische Machthaber zwischen den beiden germanischen Nachbarn, wovon der eine ihn angriff, der andere nicht den Mut hatte, ihn zu verteidigen, zu Grunde. An Stelle der römischen Oberherrschaft trat die fränkische.

Um den Fortgang der Ereignisse zu verstehen, muß man sich vor allem vergegenwärtigen, wie sich Chlodwig zu den Mannschaften verhielt, die ihm in den Krieg gefolgt waren, und zu den Bevölkerungen, die ihm fortan unterworfen sein sollten. Das erste erkennt man aus dem berühmten Streit, der bei der Teilung der in Soissons gemachten Beute vorfiel. Darunter war ein wertvolles Kirchengefäß, um dessen Rückgabe der Bischof, dem es gehörte, den König gebeten hatte. Dies forderte er jetzt vor den versammelten Mannen als eine besondere Gabe für sich. Unter denen aber befand sich einer, der, indem er mit seiner Axt auf das Gefäß schlug, dem König sagte: er solle nichts haben, als was ihm durch das Los in der That zufalle. Der König jedoch hatte die Mehrzahl für sich; er nahm das Gefäß und überließ es dem Geistlichen. Dem Widersprechenden that er damals nichts zuleide; bei der nächsten Musterung aber setzte er vieles an seiner Rüstung aus, nahm ihm seine Waffe ab, und als sich der Franke niederbeugte, um sie wieder aufzunehmen, schlug ihn der König mit seiner Axt zu Boden; denn so habe er einst an jenem Kirchengefäße gethan. Man sieht, der fränkische König ist von Kampfgenossen umgeben, die sich ihm nahezu gleichachteten, wie das dem germanischen Herkommen entsprach. Aber Chlodwig benutzte seine Stellung als Oberbefehlshaber, um den Widerspenstigen zu strafen. Von diesem Standpunkt aus hält er die Unterordnung eigenmächtig aufrecht, und dadurch wird er zugleich fähig, die eingeborenen Gallo-Römer vor den Gewaltsamkeiten seiner Truppen zu schützen, namentlich die Kirche und ihre Institutionen. Die weiteste Aussicht bot es nun, und es ist die Handlung, welche die entscheidende in der Weltstellung Chlodwigs überhaupt geworden ist, daß er zum Christentum übertrat. Die erste Beziehung zu dem christlichen Glauben empfing er von den Burgundionen, so daß, wenn deren Beispiel befolgt wurde, auch die Franken in ein ähnliches Verhältnis zu den Eingeborenen und ihren Bischöfen getreten sein würden, wie diese.

Bei den Burgundionen standen sich Herren und Eingesessene in schroffem Gegensatz gegenüber. Diese folgten dem streng nicänischen Bekenntnis, jene der arianischen Abweichung. Beide hatten ihre Kirchen und Bischöfe. Es ist dort wohl einmal zu einem Religionsgespräch zwischen den Führern der beiden Parteien in Gegenwart des Königs und seiner Großen gekommen, das aber so wenig zu einem Verständnis führte, wie so viele andere Religionsgespräche. Die streitigen Fragen, die besonders das Geheimnis der Dreieinigkeit betrafen, traten nur in noch stärkere Evidenz und hielten ihre An-

hänger auseinander. Der Übertritt Chlodwigs zum Christentum schloß indes, obwohl er von Burgund aus erfolgte, doch einen tiefen, schneidenden Gegensatz gegen das arianische Königshaus ein. Wir sind darüber nur sagenhaft unterrichtet; eine dieser Sagen aber verdient, weil sie bezeichnende Züge enthält, in Erinnerung gebracht zu werden.

Der burgundische König Gundobad hatte einen seiner Brüder erschlagen; eine Tochter desselben aber, Clotilde, lebte in seinem Palast. Ein vertrauter Diener Chlodwigs weiß dahin zu gelangen; er erhält in Gestalt eines hülfsbedürftigen Armen von der Königstochter, wie sie von der Messe kommt, ein Almosen; hiebei giebt er zu erkennen, daß er nicht gerade ein Hülfsbedürftiger sei; zu ihr beschieden, bietet er ihr einen Ring von Chlodwig, den sie empfängt, aber in den königlichen Schatz legen läßt, denn ihn geradezu anzunehmen verbiete ihr die Religion; sie macht es zur Bedingung des Eingehens auf die Brautwerbung, daß Chlodwig Christ werde. Gundobad erkennt die Gefahr, welche die Verbindung seiner durch die Ermordung ihres Vaters tiefbeleidigten Nichte mit dem mächtigen Nachbar in sich schließt. Höchst ungern giebt er nach. Als Clotilde dann zu Chlodwig gelangt, fordert sie von demselben zwei Dinge: einmal, daß er zu dem Christentum übertrete, und sodann, daß er ihr den Anteil von den burgundischen Schätzen, der ihr gebühre, verschaffe und ihren Vater an ihrem Oheim räche. Chlodwig verspricht das letzte, soweit es in seinen Kräften stehe; das erste weist er zunächst von der Hand. Aber die Vermählung wird vollzogen. In der Verbindung des Übertrittes zum Christentum mit dem politischen Gegensatz liegt es schon, daß es nicht das arianische Bekenntnis sein konnte, dessen Annahme Clotilde von ihrem Gemahl verlangte. Dadurch würde er die Macht des burgundischen Königs mehr unterstützt haben als die eigene. Chlodwig hielt an sich, das Begehren seiner Gemahlin zu erfüllen und dem Christentum beizutreten. Was ihn zuletzt dazu bestimmte, war der Erfolg in einem großen kriegerischen Unternehmen.

Überaus mächtig in Gallien, gerät Chlodwig in Krieg mit seinen Nachbarn in Germanien: den Alemannen. In der Feldschlacht, die dann erfolgt, neigt sich das Glück bereits auf die Seite des Gegners. Da erinnert sich Chlodwig des Gottes, den Clotilde verehre; die Meinung der Christen war, Gott habe seinen Sohn zum König der Könige gesetzt; mitten im Kampf ruft er ihn an und gelobt, sich zu ihm zu bekennen, wenn er ihm den Sieg über die Feinde verschaffe. Es giebt noch eine andere Tradition, welche von der Gefahr in der Schlacht und dem darauffolgenden Gebet nichts berichtet; aber sie stimmt darin mit der ersten überein, daß sie Chlodwig unter Vermittelung seiner Gemahlin das Gelübde zuschreibt, Christ zu werden, wenn er siege. Das geschieht; die Alemannen und ihre Verbündeten werden zu einer Tributzahlung an die Franken verpflichtet, wie früher bereits die Thüringer. Zu dem romanischen Element der neuen Herrschaft gesellt sich Schritt für Schritt ein bedeutendes germanisches hinzu. Und ein Ereignis

von allgemeinster Bedeutung ist es dann, wenn der Fürst sein in der Schlacht gegebenes Gelübde dadurch löst, daß er sich taufen läßt. Er hat noch immer das Bedenken, daß seine Franken ihm dabei nicht folgen werden; er spricht selbst mit denen, die bei ihm waren; sie treten ihm, an Zahl dreitausend, mit einmütigem Zuruf bei, hierauf auch die anderen. Der König und sein Gefolge sind vollkommen einig. Der Bischof Remigius, der die Taufe vollzieht, ruft dem König, den er als Sigamber bezeichnet, die berühmten Worte zu: er möge seinen Nacken beugen und anbeten, was er bisher zerstört, und zerstören, was er bisher angebetet habe.

Eine andere, etwas abweichende Tradition, welche diese Anmahnung ebenfalls enthält, fügt noch hinzu, der tapfere Fürst habe derselben entsprochen durch einen Ausruf, den er vernehmen ließ, als ihm die Leidensgeschichte des Heilandes vorgelesen wurde: „Wäre ich mit meinen Franken dabei gewesen, so würde ich ihn gerächt haben.“ In einer so durchaus kriegsmännischen Weise erfolgte die Bekehrung. Wer könnte aber die Tragweite dieses Schrittes ermessen!

Aus einem Schreiben des Bischofs Avitus erkennt man, welchen Eindruck dieser Übertritt in der romanischen Geistlichkeit machte. Der fränkische König führte seine Truppen und sein Volk zu dem Bekenntnis über, in welchem sich die griechisch-römische Katholicität nach langen und tiefen Kämpfen vereinigt hatte. Der siegreiche König löste die religiöse Verbindung mit seinem Geschlecht, wie es da heißt, seiner Prosapia, auf. Aber er vereinigte sich auch nicht mit den germanischen Königen, welche bereits Christen geworden waren, sondern er empfing die Taufe in der katholischen Kirchengemeinschaft. Der König selbst stellte dieser Gesinnung in Gallien seinen Arm und sein Schwert zur Verfügung.

Die nächsten Folgen des Religionswechsels bekam Burgund selbst zu empfinden. Die katholische Geistlichkeit des Landes, von Remigius angetrieben, stand gegen den eigenen König zusammen, von dem Avitus schon damals sagte: er sei zwar König seines Volkes, aber nur ein Diener Chlodwigs. Außer dem religiösen Gegensatz bestand aber auch ein sehr naheliegender, politisch-dynastischer.

Zwischen Gundobad und seinem Bruder Godegisel brachen Feindseligkeiten aus, von denen man annimmt, daß sie von Chlodwig angesponnen worden seien. Wenigstens nahm er an dem Kampfe, der darüber ausbrach, Anteil; er griff in den Krieg der Brüder ein. Bei Castrum Divionense, d. i. Dijon, wurde Gundobad besiegt und floh nach Avignon. Seines Bruders wurde er wieder Meister; Chlodwig gegenüber mußte er sich zu einem Tribut verstehen, wahrscheinlich auch in Bezug auf jene Rechte, die Clotilde in Anspruch nahm. So wurde im östlichen Gallien eine neue Herrschaft nicht mehr der Romanen, denen einige germanische Stämme gehorchten, sondern der Germanen, die nun die höchste Gewalt unter den Gallo-Römern ausübten, begründet. Germanisch in seinem Ursprung, aber doch romanisch, inwiefern es die kirchlichen und bürger-

lichen Institute, die von den Römern stammten, in seinen Schutz nahm, ein kleines Reich voll von innerer Lebenskraft, die es denn auch sofort gegen die Westgoten richtete, die jetzt bei weitem zu schwach waren, um sich zu verteidigen. Hier aber fand Chlodwig Widerstand an dem Ostgoten Theoderich, nicht allein etwa wegen der religiösen Beziehungen, was an sich sehr denkbar wäre, da sich auch Theoderich zu dem arianischen Glauben bekannte, wie Burgunder und Westgoten. Dessen wird in dem auf diesen Streit bezüglichen Schreiben des Königs an Chlodwig sowohl, wie an die benachbarten Könige nicht gedacht. Die Gesichtspunkte, die dabei hervortreten, sind lediglich politischer Art und in dieser Beziehung von größtem Wert für die Zeitgeschichte überhaupt. Die Schreiben finden sich in der wohlbekannten Sammlung Cassiodors, der sie selbst abgefaßt hat; sie bringen allgemeine Gesichtspunkte in den momentanen Hader, wie man sie gar nicht erwarten sollte. Wir erfahren nichts von den Anlässen, an denen sich damals der Streit entzündete; Chlodwig selbst hat nur erklärt, er könne sich auf die Beobachtung der mit dem westgotischen König Alarich bestehenden Verträge nicht verlassen. An sich war Theoderich kein Feind Chlodwigs, er war mit ihm in die engste Verwandtschaft getreten; seine Gemahlin Audefleda war eine Tochter Childerichs und der Basina, die ihm der Sage nach von Thüringen aus gefolgt war. Aber dem westgotischen König stand er noch näher; Alarich II. war sein Schwiegersohn. Er hatte ihm die eine von den ihm vor seiner Ehe geborenen Töchtern, des Namens Theudigoto, zur Frau gegeben. Es war ihm höchst widerwärtig, daß die beiden nahen Verwandten in offenen Krieg gerieten. In sich hat das Motiv, durch welches er Chlodwig zu bewegen sucht, auf einen Austrag einzugehen, Tiefe und Größe. Er sagt: die freundschaftlichen Beziehungen, die zwischen den Oberhäuptern stattfinden, haben den Zweck, daß auch ihre Nationen einander näher treten. Den König Gundobad fordert er auf, ihn hiebei zu unterstützen; er drückt sich wie ein Freund, wie ein Vater aus. Noch könne der Streit zwischen Chlodwig und Alarich gütlich geschlichtet werden; die jüngeren Könige sollten den alten verehren; er könne unmöglich ruhig zusehen, daß seine nächsten Verwandten sich untereinander zerfleischten. Die Absicht war, Chlodwig durch eine gemeinschaftliche Sendung von seinem Vorhaben abzuhalten. Das bedeutendste dieser Schreiben ist das dritte, der Aufschrift nach an die Könige der Warnen, Heruler und Thüringer gerichtet. Er bringt ihnen in Erinnerung, wie viel Dank sie dem verstorbenen Westgotenkönig Eurich, der sie bei manchen Gelegenheiten unterstützt habe, schuldig seien; diesen Dank mögen sie jetzt dem Sohne desselben abtragen und ja nicht vergessen, was ihnen bevorstehe, wenn Chlodwig über die Westgoten siege; denn sobald die gesetzliche Ordnung der Dinge einmal unterbrochen werde, so sei der Zustand aller gefährdet. Er bittet sie, den König zur Beobachtung des Friedens aufzufordern und ihm für den Fall, daß er es verweigere, mit einem allgemeinen Angriff zu drohen. Wenn man die Briefe liest, so nimmt man wahr, daß im Anfang des 6. Jahrhunderts eine Art

von Staatensystem bestand. Theoderich war eine pacifikatorische Natur; er hielt sich friedlich gegen den Orient, in Italien wußte er die einander gegenüberstehenden Glaubensbekenntnisse, die arianischen Goten und die katholischen Römer, in Friede und Freundschaft zu erhalten; im westlichen und östlichen Europa war er mit all den germanischen Königen in einer nahen verwandtschaftlichen Verbindung. Die Niederlagen Gundobads hatte er sich nicht so sehr zu Herzen genommen, weil derselbe doch im Besitz seines Reiches blieb. Aber schon war Chlodwig der mächtigste und gefährlichste von allen; er wollte sich dem Urteil der anderen nicht fügen, was ihm Theoderich als einen Beweis von Übermut anrechnete. Dem Ostgotenkönig war es nicht allein um den Schutz Alarichs, sondern um die Behauptung der friedlichen Verhältnisse der Welt zu thun. Allein bei Chlodwig waren alle Versuche ihn zurückzuhalten vergebens. Die Überlieferung ist, daß der Beschluß, den Krieg zu beginnen, zu Paris unter Teilnahme aller angesehenen Franken gefaßt worden sei. Nun hätte Alarich, der sich in Poitiers aufhielt, den offenen Kampf ohne Zweifel vermeiden müssen, weil er anderweit Hülfe, nämlich eben von Italien her, erwarten durfte. Aber auch in ihm glühten Haß und Kampfbegierde. In der Nähe von Poitiers, bei Bouillé, kam es zu einer Schlacht, in welcher Alarich geschlagen und getötet wurde; auch Chlodwig geriet in große Gefahr, bestand sie aber glücklich.

Sein Sieg erschien zugleich als ein Sieg des orthodoxen Christentums über die Arianer. Die Legende hebt es durch die Wunder, die sie dabei vorkommen läßt, auf das stärkste hervor. — Und wer könnte bezweifeln, daß Chlodwig durch die Gemeinschaft des Glaubens mächtig gefördert wurde? Er durchzog weit und breit das westgotische Gebiet in Gallien und führte die Schätze der Könige von dannen.

Wenn wir nicht irren, so ist es eben in diesem Moment gewesen, daß der oströmische Kaiser es für angemessen hielt, Chlodwig durch Kodicill die konsularische Würde zu erteilen. Daran knüpft sich die Sage, daß Chlodwig in der Kirche von Tours das Diadem empfangen habe. Aber um so mehr fühlte sich Theoderich gedrungen, die arianische Form des Glaubens und das westgotische Gebiet in Schutz zu nehmen. Schon belagerten die Franken und die mit ihnen vereinigten Burgunder die Stadt Arles, welche als ein geistiger, politischer und militärischer Mittelpunkt des südlichen Galliens erscheint. Theoderich schickte der Stadt vor allem einen guten Befehlshaber zu, den Comes Tulun, welcher mit dem Hause der Amaler in verwandtschaftlicher Beziehung stand. Da aber die Gefahr fortdauerte, so ließ Theoderich die streitbaren Scharen, die er in Italien um sich gesammelt hatte, nach Gallien aufbrechen. Sein Feldhauptmann Ibbas entsetzte die Stadt durch eine große Schlacht, in der 30000 Franken und Burgunder gefallen sein sollen. Er nahm darauf das südliche Gallien, die alte Provincia Romana, größtenteils ein. Marseille und Arles standen seitdem unter seiner Herrschaft. Für den Teil Galliens, der seinem eigenen Reiche zufiel, setzte er einen Vicarius ein.

Er giebt in seinem Anschreiben an denselben der Meinung Ausdruck, sein guter Ruf habe zur Unterwerfung jener Provinzen beigetragen; er macht den Provinzialen davon Anzeige und fordert sie zum Gehorsam auf. Er wies den Vicarius an, die Provinz so zu verwalten, daß man erkenne, ein römischer Princeps habe ihn geschickt.

Alles Ereignisse, die auf die Zustände des Südens und Westens von Gallien entscheidend einwirkten. Die Existenz des Reiches der Westgoten wurde gerettet; die Übergriffe Chlodwigs wurden durch einen Mächtigeren zurückgewiesen. Dadurch aber geschah dann wieder, daß sich das Reich der Franken, welches die ganze nördliche Küste von Gallien, der britannischen Insel gegenüber, umfaßte und sich tief ins mittlere Gallien erstreckte, in sich selbst konsolidieren konnte. Die vornehmste Bedingung dazu war, daß die salischen und ripuarischen Gebiete der Franken zu einem Ganzen vereinigt wurden. Es sind die greuelvollsten Scenen im Leben Chlodwigs, durch welche das der allgemeinen Überlieferung nach geschehen ist. Chlodwig veranlaßte den Sohn Sigiberts von Köln, seinen Vater zu ermorden. Als dann der Sohn der Abkunft gemäß die Schätze des Vaters mit den Gesandten Chlodwigs teilen wollte und ihnen die große Truhe eröffnete, in der das Geld lag, sich darüberbeugte, um in die Tiefe zu fassen, ergriffen diese ein Beil und erschlugen ihn; der Kopf fiel auf die Goldstücke. Die ripuarischen Franken weigerten sich dann nicht, Chlodwig als ihren König anzuerkennen. Schon hatte er seine nächsten Stammesverwandten mit ähnlicher Gewaltsamkeit beseitigt. An einem von ihnen strafte er nach mehr als zwanzig Jahren, daß derselbe ihn in seinem Kampfe gegen Syagrius nicht unterstützt hatte. Er ließ ihm und seinem Sohne die Haare abschneiden und, da sie dies nicht geduldig hinnahmen, entledigte er sich ihrer durch den Tod. Dann besiegte er Ragnachar von Cambrai in offener Feldschlacht, und dieser wurde gebunden mit seinem Bruder zu ihm geführt. „Warum schändest Du unser Geschlecht und lässest Dich in Banden schlagen?“ so rief Chlodwig und spaltete ihm mit dem Beil den Schädel. „Warum hast Du Deinem Bruder nicht geholfen?“ sagte er zu dem anderen, und brachte auch diesen um. Da nun niemand mehr übrig war, als er allein mit seinem Geschlecht, hat er in einer Zusammenkunft seiner Angehörigen geklagt, daß er ohne Verwandte sei, allein unter Fremden, nicht jedoch aus Betrübnis darüber, sondern hinterlistig: hätte sich ihm jemand dargestellt, so würde er auch ihn ermordet haben.

Wenn man diese Ereignisse in der lebensvollen Darstellung des alten Autors liest, kann man sich doch des Verdachtes nicht erwehren, daß wir hier mehr eine poetisch ausgeschmückte Tradition als eine historische Erzählung vor uns haben. Aber die Thatsachen werden, wiewohl nicht ohne Abweichung, in anderen Fassungen der Sage, die auf uns gekommen sind, wiederholt. Die bemerkenswerteste führt das Motiv an, Chlodwig habe gewollt, daß nur seine Söhne seine Nachfolger sein sollten. So wurde er in

den germanischen Gebieten der einzige Herr und Meister; in den romanischen kam ihm bei Festsetzung seiner Macht sein Verhältnis zu dem orthodoxen Klerus zu statten.

Im Jahre 511 versammelte Chlodwig ein Konzil von zweiunddreißig Bischöfen aus allen Teilen seines Gebietes zu Orleans; es erschienen die Metropoliten von Bordeaux, Tours, Eauses, Bourges, Rouen; sie faßten unter anderem Beschlüsse über das Asylrecht der Kirchen und die Rechtszustände der Geistlichen und ersuchten den König, denselben seine Zustimmung zu geben: denn sie würden größere Kraft erhalten, wenn der König ihnen beitrete.

Neben dieser Anerkennung einer höchsten Gewalt des neuen Königs werden demselben auch einige Rechte von größtem Belange zugestanden. Der Übertritt weltlicher Magnaten in den geistlichen Stand wird darin von dem Willen des Königs abhängig gemacht, was doch eine durchgreifende Einwirkung desselben auf beide Stände in sich schließt. Das neue Reich hatte überhaupt eine von den bisherigen Bildungen sehr verschiedene Gestalt. Es beruhte nicht auf einer vorausgegangenen Konzession des Imperiums, noch auf einer Landesteilung mit den Eingeborenen. Die kriegerischen Mannschaften waren nicht eigentlich angesiedelt; sie bildeten ein fortwährend geordnetes Heer, welches die Kriege unausgesetzt führte. Der König setzte die römische Staatsverwaltung, wie er sie vorfand, fort, aber als unabhängiges Oberhaupt. Mit der Landeskirche, von der sich die übrigen trennten, war er auf das engste vereinigt; und fast am meisten kam ihm die Verbindung mit dem Lande zu statten, aus dem er hervorgegangen war und aus welchem seine Macht unaufhörlich durch den Zufluß neuer Kräfte verstärkt wurde.

Theoderich besaß eine bei weitem ausgedehntere Macht als Chlodwig; er reprimierte dessen Fortschritte, sobald sie ihm unbequem wurden. Aber in sich selbst war doch die Macht Chlodwigs besser konsolidiert und von größerer Aussicht für die Zukunft. Chlodwig ist der Mann, durch welchen im Gegensatz zwischen den Römern und den Germanen der entscheidende Schritt zu einer beide Elemente umfassenden neuen Ordnung der Dinge geschehen ist. Durch die Siege, die er erfocht, brachte er die höchste Autorität in Gallien in die feste Hand eines mächtigen Königsstammes. Er trat gleichsam in die Stelle des Kaisertums und hielt dadurch die Idee der Katholicität, die in demselben vorwaltete, allen Abweichungen kirchlicher Natur gegenüber aufrecht. Dadurch eröffnete er zugleich den Franken und allen Germanen die Möglichkeit, weiteren Fortbildungen Raum zu geben in engster Verbindung mit der allgemeinen Kultur, die sich nun einmal an die Kirche des athanasianischen Bekenntnisses anschloß. Wir erörtern nicht seine moralischen Qualitäten. Chlodwig erscheint in der Mitte der Zeiten und Nationen als eine heroische Kraft, die ihre Verbindung begründet und sie gleichsam vermittelt; auf seinen Handlungen beruht die Geschichte von Deutschland und Frankreich. Freilich war alles noch in den Anfängen begriffen, als er im Spätjahr 511

mit Tode abging. Daß seine Unternehmungen zunächst nicht weiter fortgesetzt werden konnten, liegt vor allem darin, daß seine vier Söhne die ihnen durch Erbrecht zugefallenen Besitzungen nach germanischem Herkommen untereinander teilten.

Der jüngste von diesen, Chlotar, ist am meisten Nachfolger des Vaters; an ihn kam das salische Land Soissons, Tournai, Cambrai; er hatte seinen Sitz zu Soissons. An ihn schlossen sich die Gebiete der beiden anderen Söhne der Clotilde nach Westen hin an. Der dem jüngsten nächste, dritte Bruder empfing die ganze Seeküste der Normandie und Bretagne und nahm seinen Sitz zu Paris. Es ist Childebert, der als ein großer Beförderer der kirchlichen Institutionen gerühmt wird: viele Kirchen in Paris hat er mit den Reliquien, die er aus Spanien herbeiführte, bereichert. Ihm gehörte die ganze nördliche Küste mit Ausnahme der noch unabhängigen Bretagne. Der älteste Sohn der Clotilde, Chlodomer, nahm seinen Sitz in Orleans, dem Land der alten Carnuten, das von jeher als der Mittelpunkt des gesamten Galliens betrachtet worden war, wie sich denn überhaupt bemerken läßt, daß die alten Civitates, Städte und Gaue bei diesen Teilungen wieder hervortreten. Sein Gebiet erstreckte sich längs der Loire, von Sens und Auxerre bis nach Anjou und Maine. Dagegen war dem noch vor der Ehe mit Clotilde erzeugten Sohn des Chlodwig, Theoderich, der östliche Teil, den man Austrasien genannt hat, und das ganze germanische Gebiet zugefallen, doch hatte er auch Anteil an den neuen Eroberungen; sein Sitz war zu Metz, zeitweise zu Rheims. Tiefer im Süden, jenseit des nördlichen Laufes der Loire, fielen ihm die aquitanischen Landschaften bis an die Grenzen der von den Goten eingenommenen Gebiete zu. — Die Teilungen sind zugleich Aufstellungen der fränkischen Macht gegen die auswärtigen Feinde zur Verteidigung und Eroberung.

Was die Repression Chlodwigs begonnen, vollendete diese Teilung. Von den vier Fürsten war keiner so mächtig, wie Chlodwig gewesen war, und sie hatten untereinander manche untergeordnete Streitigkeiten auszufechten; der König der Ostgoten, Theodorich, brauchte in ihnen keine Nebenbuhler seiner Macht zu fürchten. Noch einmal geriet er mit ihnen nicht gerade in Konflikt, aber doch in Opposition oder vielmehr in Konkurrenz, wozu die Ereignisse in Burgund Gelegenheit gaben. Hier war das für die Geschicke Burgunds entscheidende Ereignis eingetreten. Der Sohn und Erbe des Reiches, Sigerich, war aus Anlaß eines Haders mit seiner Stiefmutter von dem Vater selbst umgebracht worden. Dadurch aber wurde die Succession durch legitime Erbfolge unterbrochen; die alten Ansprüche der Söhne der Clotilde erwachten; sie wendeten vereinigt ihre Waffen gegen Sigismund und machten ihn zum Gefangenen. Vollkommen Meister des Landes wurden sie nicht, da sich sein Bruder Godomar in den Besitz des Reiches setzte. Nachdem sie Sigismund umgebracht hatten, rückten sie gegen die Burgunder vor; es kam zu einer historisch berühmten Schlacht bei Véseronce im Stadtgebiet

von Vienne. Chlodomer wurde hiebei getötet. Über die Art und Weise seines Todes und die Folgen gehen die Berichte weit auseinander. Die fränkischen Annalen schreiben den Unfall einer Hinterlist der Burgunder zu, die dann den Kopf des gefangenen Königs auf eine Stange stecken in der Absicht, die Franken in Schrecken zu setzen, die aber dadurch in doppelte Wut geraten und darauf den Sieg erfechten. Auch ein griechischer Autor der Zeit gedenkt dieser Schlacht, versichert aber, der abgeschlagene Kopf habe seine volle Wirkung bei den Franken gehabt; sie seien zurückgewichen und zu einem Vertrag bewogen worden, durch welchen Godomar im Besitz des Landes geblieben sei, wie wir ihn denn nach einer Reihe von Jahren als König von Burgund finden. Nicht viel weniger aber als die feindlichen Könige war der Ostgote Theoderich von jenem Ereignisse betroffen: denn Sigerich war sein Enkel; dieser hatte sogar die Absicht gefaßt, dem Ostgotenkönig einmal nachzufolgen, so daß er Burgund und die ostgotische Herrschaft vereinigt haben würde. Wenigstens ist ihm das zum Vorwurf gemacht worden. Theoderich fand nun auch noch einen anderen Grund sich einzumischen. Er wollte in jenen Gegenden, die ihn so nahe berührten, keine Feindseligkeiten vor sich gehen lassen, welche seine eigene Stellung in Gallien bedrohen könnten; er betrachtete sich auch als Inhaber des Imperiums, dessen Recht er nicht schmälern lassen wollte. Wie einst gegen Chlodwig, so schickte er auch gegen die Söhne Chlodwigs ein Heer nach Gallien, dem sich die Franken nicht entgegenzustellen wagten. Die Durance, welche bisher die Grenze des burgundischen Reiches gebildet hatte, wurde überschritten. Theoderich nahm einige andere Gebietsstrecken, den nördlichen Teil der Narbonnensis secunda und den südlichen Teil von Provincia Viennensis; Cavaillon, Carpentras und Orange erscheinen seitdem als ostgotische Städte. Nach diesen Erwerbungen richtete Theoderich eine Präfektur in Gallien ein. Dadurch wurde nun die ostgotische Macht im Occident vollends die überwiegende. Wahrscheinlich hatte Godomar ihr sein einstweiliges Bestehen in Burgund zu verdanken.

Nach Spanien schickte Theoderich einen seiner bewährtesten Kriegsgenossen, Theudis, Amalarich zu Hülfe, der sich dort eine neue Heimat gründete. Durch eine reiche und vornehme Heirat, die Theudis schloß, kam er in den Stand, eigene Scharen um sich zu sammeln und ein durchgreifendes Regiment zu führen. Theoderich aber trat neben seinem Enkel auch selbst als Regent von Spanien auf; in einem seiner Briefe rechnet er Spanien geradehin zu den Ländern, die seiner Herrschaft gehorchen. Die in Tarragona und in Gerona versammelten Bischöfe haben ihn als ihren König bezeichnet. Denn er war Meister auch derjenigen Landstriche, die noch das römische Reich anerkannten. Sein Sinn ging dahin, die alte Verbindung Spaniens mit Rom wiederherzustellen; er erneuerte die bereits abgekommenen Getreidelieferungen von Spanien nach Rom. Dergestalt übte Theoderich in den westlichen Landschaften, die das Mittelmeer umschlossen, eine gebietende Autorität aus.

Mit dieser großen Stelle begnügte er sich noch nicht. Er hielt es für unwürdig, daß Italien im Besitze alles dessen, was dazu gehöre, doch über keine Flotte verfüge, er legte mit gewohntem Eifer Hand an, diesem Mangel abzuhelfen. In kurzer Frist sammelte sich auf seinen Befehl eine große Anzahl von Schiffen im Hafen von Ravenna. Er hat gesagt: er wolle weder den Griechen, noch Vandalen freie Hand zur See lassen.

Er war überaus mächtig im inneren Germanien; einem Teil der Alemannen hat er in Rhätien feste Sitze gegeben. In dem thüringischen Königreiche, das sich in Mittelgermanien weit und breit erhoben hatte, war die Tochter seiner Schwester Königin. Durch seine Verbindung mit den Warnen und Herulern reichte sein Ansehen bis an die Ostseite der Elbe und über die Karpathen hinaus. Mit den Herulern stand er in einem den altgermanischen Sitten entsprechenden freundschaftlichen Verhältnis; den König derselben hatte er adoptiert, indem er ihm Waffen übersendete.

Da nun Theoderich auch Rhätien und Noricum und den größten Teil von Illyrien besaß, wie er denn die Gepiden in Sirmium überwältigte und deren Land in Besitz nahm, Dalmatien ihm gehorchte, so hatte es in der That das Ansehen, als ob das weströmische Reich durch ihn wiederhergestellt worden wäre. Theoderich betrachtete seine Autorität als eine den anderen Königen überlegene, höhere, kaiserliche. In dem Schreiben an den König Hermanfried von Thüringen, dem er seine Nichte vermählte, sagt er, daß die, welche von königlicher Herkunft sind, neuen Glanz erwerben, indem sie in kaiserliche Verwandtschaft eintreten. Er betrachtet die ihm zu teil gewordenen Provinzen als ein Imperium so gut wie das östliche, beide machen Einen Körper aus. So erklärt es sich, daß in jener Inschrift, deren wir gedachten, ihm alle die Prädikate, die sonst dem Kaiser gebühren, erteilt werden; er wird darin auch Semper Augustus genannt.

Sein Hof ist eine Nachahmung des kaiserlichen. Gleich den Imperatoren umgab ihn eine aus Fußvolk und Reitern bestehende Leibwache; er bildete sich gleich jenen aus den Männern, die sich im öffentlichen Dienst verdient gemacht hatten, ein Komitat; an seinem Hofe finden wir dieselben Titel, Auszeichnungen und Ämter. Das Konsulat erteilte Theoderich nur Römern; von Goten ist einzig Eutharich, der Gemahl seiner Tochter Amalasuntha, zu demselben gelangt.

Theoderich repräsentierte die Doppelgestalt eines römischen Imperators im Occident und eines Oberhauptes der germanischen Nationen, gesetzliche Ordnung und faktische Unabhängigkeit. Nicht bis zu Ende seines Lebens aber hat er diese Stellung behauptet. In Konstantinopel erfolgte eine Umbildung der kaiserlichen Politik und Macht, durch welche dem ganzen Weltverhältnis eine andere Gestalt gegeben wurde.

Fünfzehntes Kapitel.

Übergang des Kaisertums auf Justinian und dessen erste Jahre.

Nur durch die inneren Entzweiungen und seine Schwäche war der griechische Hof bisher abgehalten worden, in die occidentalischen Streitigkeiten einzugreifen. Die Namen Anastasius, Zeno, Leo braucht man nur zu nennen, um die Metamorphose, die mit der Stellung eines Augustus vorgegangen war, in Erinnerung zu bringen.

Die Imperatoren hörten auf, die Kriege gegen auswärtige Feinde an der Spitze der Legionen, von denen ihre Macht sich herschrieb, persönlich zu führen. Sie hatten sich in diese Notwendigkeit gefunden. Ihre Autorität knüpfte sich an das Ansehen der neuen Hauptstadt, die zu immer größerer Blüte emporkam, und an den Besitz des kaiserlichen Palastes, in dem man gleichsam den Mittelpunkt der öffentlichen Geschäfte erblickte. Die höchste Gewalt gründete sich noch immer auf die Übereinstimmung mit dem Senat, dem Volk und den Truppen, zugleich aber auf die Idee einer regelmäßigen Succession, welche, nachdem das theodosianische Haus zu Grunde gegangen war, in einem neuen, das mit Leo beginnt, sich durch Vermittelung der vornehmsten Frauen fortsetzte; sie war durch Pulcheria an Marcian, durch Verina und Ariadne an Zeno und durch Ariadne allein an Anastasius gekommen. Aber dieser Einfluß war weit entfernt, unbedingt zu entscheiden. Wie die ruhige Succession des Arcadius, des Honorius, des Theodosius II. dadurch vermittelt wurde, daß das Christentum an ihnen eine Stütze fand und die Herrschaft der Religion mit der Herrschaft einer Dynastie identifiziert wurde, so übte nun auch die religiöse Meinung auf die Fortsetzung der höchsten Autorität die größte Einwirkung aus. An Stelle des Prästigiums, das in der genealogischen Succession lag, trat die Krönung durch die Hände des Patriarchen der Hauptstadt. Nun aber hatte sich über die dogmatischen Bestimmungen der christlichen Lehre eine Differenz herausgebildet, welche Kirche und Volk von Konstantinopel in zwei Parteien teilte. Unmöglich ließ sich der Versuch, die beiden Parteien zu versöhnen, abweisen. Wir gedachten desselben schon. Zeno hatte eine Unionsformel aufgestellt, durch welche die gemäßigten Anhänger des chalcedonischen Konzils auf der einen und des Monophysitismus auf der anderen Seite befriedigt und miteinander Kirchengemeinschaft zu halten vermocht werden sollten. Dabei waren mit behutsamer Vorsicht die Vorfechter des chalcedonischen Konzils nicht einmal genannt, aber auch die Extreme der monophysitischen Lehre vermieden worden. Wäre es nur darauf angekommen, gemäßigten Doktrinen Raum zu verschaffen, so würde das zum Ziele haben führen können; allein mit starken Überzeugungen dieser Art läßt sich nicht paktieren. In dem östlichen Reiche selbst traten den

Gemäßigten, die sich dem Henotikon fügten, zwei andere Parteien gegenüber, die, nach beiden Seiten ausweichend, es verwarfen. Ähnlichen Bestrebungen hatte auch Anastasius gehuldigt; wir sahen, wie er darüber zugleich mit dem Volke von Konstantinopel und dem römischen Stuhle zerfiel.

Welcher Tumult erhob sich, als in Konstantinopel bei dem Dreimalheilig die sehr stark vertretene monophysitische Partei eine Formel einschaltete, die ihrem Bekenntnis entsprach. Da der Kaiser das gestattete und überhaupt dem Versprechen, das er dem Patriarchen bei seiner Thronbesteigung gegeben hatte, nicht so nachkam, wie man erwartete, so erhob sich der Aufruhr gegen ihn. Eines Tages erschien er ohne Krone im Cirkus; er erklärte, er wolle gern die Regierung niederlegen, alle könnten nicht herrschen, Einem müsse man die Herrschaft übertragen. Der würdige alte Mann erhielt sie noch einmal. Von den Vorfechtern der orthodoxen Doktrin geschmäht und verworfen, hat Anastasius doch übrigens ein gutes Andenken hinterlassen. Man hat die Vorkehrungen, die er an den Grenzen gegen die Perser traf, als wohlbedacht und angemessen gerühmt. So sicherte er die Hauptstadt selbst durch die Errichtung der langen Mauern, die von der Propontis bis zum Pontus Euxinus reichten, gegen unerwartete Anfälle feindlicher Nachbarn.

Mit diesen Anstalten der Verteidigung verband er eingehende Fürsorge für das persönliche Wohl der unteren Klassen. Es gab eine Auflage, welche als die drückendste von allen geschildert wird, eine Gewerbesteuer, welche die niedrigsten Beschäftigungen betraf und zugleich eine Kopfsteuer war, die alle vier Jahre mit empörender Grausamkeit eingezogen wurde, das Chrysargyrum. Anastasius schaffte es geradezu ab. Zugleich widmete er den wirtschaftlichen Zuständen der Unterthanen eingehende Fürsorge. Er wußte dann doch einen bedeutenden Schatz zu sammeln, von dem man wohl gesagt hat, er habe dabei die Absicht gehabt, seinen Nachfolgern in dringenden Fällen die Notwendigkeit zu ersparen, zu harten Anforderungen zu schreiten, durch welche die Unterthanen zu Grunde gerichtet werden könnten. Aus einzelnen Verfügungen des Anastasius, die in Inschriften erhalten sind, geht hervor, daß er Übergriffe, welche die Offiziere sich bei der Auszahlung der Naturallieferungen, die zugleich als Sold dienten, gegen die Soldaten erlaubten, abzuschaffen bemüht war. Genug, es schlug in ihm eine populäre und monarchische Ader; er hat sich unleugbare Verdienste um das Reich erworben. Aber der kirchliche Streit regte sich unaufhörlich wieder, und da Anastasius die gegnerischen Bischöfe exilierte und zu anderen harten Maßregeln schritt, so erweckte er den Widerwillen der rechtgläubigen Partei im stärksten Maße; diese fand dann in einem der vornehmsten Comites der Armee einen entschlossenen Führer.

Vitalianus, in welchem sich noch einmal die Partei der Aspariden regte, griff zu den Waffen gegen Anastasius.

Dreimal ist Vitalianus im Felde erschienen. Mit Hunnen und den gerade damals auftretenden Bulgaren verbündet, brachte er dem Kaiser eine

schwere Niederlage bei. Er nahm Besitz von dem Hafen Sosthenion; in diesem Gedränge ist Anastasius gestorben.

Wäre nun die kaiserliche Würde an einen der Verwandten des Anastasius, die dazu sehr berechtigt zu sein glaubten, übergegangen, Vitalianus abgewehrt, das bisherige System aufrecht erhalten worden, so würde das für die Nachbarn des Reiches die Behauptung ihrer bisherigen Stellung in sich geschlossen haben. Es läßt sich nicht wohl voraussetzen, daß das Haus des Anastasius einen Angriff, namentlich auf die germanischen Königreiche, unternommen hätte. Aber der Ausfall der Bewegung, die jetzt eintrat, war ein ganz anderer. Die Regierung ging über an den Hauptmann der Leibwache, Justin, einen Mann von minderer geistiger Begabung, aber größerer politischer Thatkraft. Er war aus Dardanien gebürtig und scheint einem slavischen Geschlecht angehört zu haben: denn bei den Völkerbewegungen an der unteren Donau waren auch Slaven eingedrungen. Sein Bruder führte den Namen Istock, was die Griechen in Sabatios umsetzten, seine Schwester den Namen Bigleniza, sein Neffe, der spätere Kaiser Justinian, den Namen Uprawda. Die Eingewanderten widmeten sich hauptsächlich der Viehzucht. Auch Justinus soll von dieser Beschäftigung ausgegangen sein, wie in unseren Tagen der Stifter der Obrenowiczen in Serbien.

Man erzählt von drei Hirten, welche aus ihrem Dorfe, den Sack mit Lebensmitteln auf dem Rücken, auswanderten und in den Kriegsdienst des Kaisers traten. Einer von diesen war Justinus, der sich besonders im Kriege Zenos gegen die Isaurier hervorthat und zum Obersten der Leibwache emporstieg. Seine Herkunft brachte er dadurch in Vergessenheit, daß er sich aufs engste an eins der vornehmsten Geschlechter, die von Rom in den Orient gekommen waren, die Gens Anicia, anschloß. Jener Balista, der mit Odenathus zusammenstieß, war ein Anicier. Im 5. Jahrhundert erhob sich das Geschlecht zu erneuertem Glanze; wir finden es im Besitz des Konsulats. Justin wurde Comes Excubitorum und zugleich Senator. Man behauptet, ein Eunuch habe ihm Geld gegeben, um die Truppen für eine seiner Kreaturen zu gewinnen, Justin aber das Geld zu seinen eigenen Gunsten verwendet.

So einfach aber lagen die Dinge doch nicht. In dem Augenblick, in welchem das Imperium durch die Verbindung einer Faktion im Innern mit einem Kriegsheer fremdländischen Ursprungs besiegt worden war, konnte der Einfluß des Palastes nicht so wirksam eingreifen, wie bisher. Man bedurfte eines Kriegsmannes, welcher der Opposition im Innern angehörte, aber zugleich die äußeren Feinde, wenn nicht geradehin zurückzuweisen, doch zu paralysieren verstand. Die Legionen erneuerten wieder einmal das alte Herkommen, wenn sie den Obersten der Leibwache zum Imperator ausriefen. Der Senat erklärte sich damit einverstanden. Als er dann in der Kirche erschien, wurde er von dem Volke, dem er als ein eifriger Anhänger des chalcedonischen Konzils bekannt war, freudig begrüßt. So bestieg Justinus den Thron im Jahre 518.

Wie seine Erhebung, so war auch seine Regierung eine Art von Reaktion gegen das bisherige System.

Justin begann mit einem Edikt, durch welches die ausschließende Geltung der chalcedonischen Beschlüsse hergestellt und die Gegner derselben nicht allein von den kirchlichen Stellungen, die sie inne hatten, sondern von den öffentlichen Ämtern und selbst dem militärischen Dienst ausgeschlossen wurden. Er rief die Senatoren, welche von Anastasius verbannt worden waren, zurück und vertraute ihnen die wichtigsten Stellen an. Den einen machte er zum Praefectus Praetorio, einen anderen zum Konsul, einem dritten übergab er den Oberbefehl über die Truppen im Orient. Jenem Vitalian, der sich mit offenen Waffen gegen Anastasius empört hatte, vertraute er den Oberbefehl über die Truppen. Justin war ein Mann von fester Überzeugung und starkem Willen; mit ihm beginnt, wir dürfen nicht sagen eine neue Dynastie, aber eine neue Reihe unter den römischen Imperatoren, die nach und nach eine dynastische Stellung errangen.

Dem bejahrten Kaiser zur Seite finden wir von Anfang an seinen Neffen Justinian, der eben in die Blüte männlicher Jahre trat und den hochstrebenden Ehrgeiz der Ideen, auf welche das Reich sich gründete, mit dem Talent, den Augenblick zu benutzen, verband. Nicht lange stand ihm Vitalian im Wege, der bereits im siebenten Monat des Konsulats, das er bekleidete, im Palast ermordet wurde, was dann dem Ehrgeiz Justinians zugeschrieben worden ist.

Bei der Aussöhnung mit dem römischen Stuhl, welche dem Kaiser sehr am Herzen lag, war Justinian besonders wirksam; er hat die römischen Gesandten in Konstantinopel eingeführt. Fast nicht geringere Aufmerksamkeit erforderten die beiden Parteien im Cirkus, welche die ganze Population in zwei Faktionen teilten. Die eine, genannt die grüne, war für Anastasius gewesen; unter der neuen Regierung wurde sie unterdrückt; die andere, die blaue, wurde emporgebracht und auch in ihren Gewaltsamkeiten unterstützt, bis dann nach einigen Jahren die Zeit gekommen war, wo ihr Zügel angelegt werden mußten. Aus diesem Gegensatz, dessen wir noch weiter zu gedenken haben werden, ging die Bedeutung der Theodora hervor, mit der sich Justinian vermählte.

Justin wandte seine Thätigkeit wieder auf den Krieg gegen Persien. Die von den Persern bedrohten christlichen Grenzvölker hat Justin in seinen Schutz genommen und ihnen wesentliche Hülfe geleistet. Auch die Kriege mit den Äthiopen haben ihn viel beschäftigt. Er hat nicht versäumt, bei eintretenden Unglücksfällen die Pflichten eines Fürsten zu erfüllen. Er war eifersüchtig darauf, den Purpur zu tragen und die Gewalt allein zu besitzen, aber er war zu hoch an Jahren, als daß nicht die allgemeine Aufmerksamkeit schon auf die Bestimmung des Nachfolgers sich hätte richten sollen. Ein ernstlicher Zweifel konnte darüber wohl nicht obwalten; alle Blicke wandten sich auf den Neffen Justins, der schon die Seele der Regierung zu sein schien.

Justinian war in vollkommenem Besitz der griechisch-römischen Kultur und hatte die öffentliche Stimme durch den glänzenden Aufwand, den er namentlich bei den Spielen des Cirkus machte, für sich gewonnen. Justin erhob ihn zum Patricius, zum Magister Militum, zuletzt adoptierte er ihn. Er wurde zum Augustus ernannt, Theodora zur Augusta, die dann beide bald darauf, nach dem Tode Justins, der am 1. August 527 erfolgte, aus den Händen des Patriarchen die Krone empfingen. Es war eine neue, auf das Ansehen der Religion und deren Behauptung durch die Orthodoxie und auf die Herrschaft über die Parteien des Cirkus gegründete Regierung, welche an Justinian, der zu alledem mitgewirkt hatte, überging.

Über die regierenden Gewalten giebt es immer zweierlei Anschauungen: die eine faßt die allgemeinen Leistungen in Krieg und Politik ins Auge, die andere hält sich an die persönlichen Eigenschaften, die in der Regel auch zu allerlei Tadel Anlaß geben. Nirgends erscheint die Divergenz von beiden stärker als bei Justinian, dessen Regierungshandlungen Epoche in der Weltgeschichte machen, während seine häuslichen Angelegenheiten mancherlei nicht unbegründete Afterrede hervorgerufen haben. Hier haben wir es vor allem mit den ersten zu thun.

Wir fassen zunächst seine legislative Thätigkeit ins Auge, die ihm einen großen Namen, fast noch mehr bei der Nachwelt als bei den Zeitgenossen, gemacht hat. Sie ist um so bemerkenswerter, da der Kaiser seine Fürsorge nicht allein der Rechtspflege, sondern der Rechtswissenschaft angedeihen ließ. Eben in dem Rechte hatte sich der altrömische Geist besonders manifestiert. Auf uralter Grundlage war ein zusammenhängendes Rechtssystem entstanden, das in den Rechtssprüchen der Juristen und in den Konstitutionen der Kaiser das gesamte bürgerliche Leben umfaßte. Justinian trug kaum ein halbes Jahr das Diadem, als er Anstalt traf, das Materielle beider Bestandteile zu sammeln und unter gewissen Rubriken zu ordnen. Es war eine Arbeit für Vergangenheit und Zukunft; Justinian fand sie auch für seine Stellung in dem römischen Reiche und der Welt überhaupt unentbehrlich. Den Umfang seiner Ideen lernt man aus dem Promulgationsedikt kennen, mit welchem er das vollendete Werk dem Praefectus Praetorio zufertigte. Er spricht darin den Grundsatz aus, daß das Bestehen des Gemeinwesens auf zwei Dingen beruhe: Waffen und Gesetzen. Von dieser Verbindung schreibe sich her, daß das Geschlecht der Römer den Vorzug vor allen anderen Nationen besitze und alle Völker beherrsche, sowohl in vergangener Zeit als auch mit göttlicher Hülfe fortan. Das eine sei für das andere erforderlich, die Waffen seien allezeit durch Gesetze gesichert, diese selbst aber durch die Waffen behauptet worden. In diesem Sinne habe er, der Kaiser, seine Sorgfalt der bewaffneten Macht zugewandt, sodann aber die alten Gesetze verbessert und neue hinzugefügt. Der Präfekt wird aufgefordert, allen Völkern das kund zu thun und allen Provinzen Abschriften des neuen Codex zu überschicken. Die der höchsten Gewalt innewohnende Befugnis wird mit den bereits aus alter Zeit überlieferten Aus-

drücken, die an das Heilige streifen, ausgesprochen; seine Unterschrift wird nach altem Herkommen als eine göttliche bezeichnet. In dieser Form tritt nun das Kaisertum ganz nach altrömischen Begriffen in die Mitte der Welt.

Niemand wird hier eine Rekapitulation des Inhalts der justinianeischen Gesetzbücher erwarten. Es würde ein überdies unnötiger Übergriff in das Gebiet der Rechtsgelehrsamkeit darin liegen. Ich will nur bei einem Moment stehen bleiben, welches die Gesichtspunkte der justinianeischen Redaktion betrifft.

Neben Edikten, Reskripten und Aussprüchen der Rechtsgelehrten besaß man auch den Versuch einer systematischen Zusammenstellung. Wir wissen, daß Gajus im zweiten Jahrhundert eine solche Arbeit unternommen und ausgeführt hatte. Seine Institutionen beruhen auf dem Verhältnis des eigentlich römischen Rechtes zu den Bedürfnissen der Fremden, die mit dem Reiche in Verbindung gekommen waren. Sie waren seitdem zu klassischem Ansehen gelangt und beherrschten die Rechtsschulen. Die Wiederauffindung derselben hat in der juristischen Litteratur Epoche gemacht und zu einer deutlicheren Erkenntnis des Wesens des römischen Rechtes beigetragen. Diese Arbeit liegt auch bei den Institutionen Justinians zu Grunde. Für uns bietet die Zusammenfassung noch eine andere Seite der Betrachtung dar: die historische Frage ist, welche Abänderungen Justinian für ratsam oder notwendig hielt.

In der Vorrede der Institutionen läßt sich im Vergleich mit dem Inhalt des Promulgationsediktes des Codex eine Verstärkung der Idee der persönlichen Autorität des Kaisers bemerken. Was dort über die Verbindung der Waffen und der Gesetze zum Lobe der Römer und ihres Gemeinwesens überhaupt gesagt oder angedeutet wurde, wird hier auf den Kaiser allein angewendet; die imperatorische Majestät tritt sehr entschieden in den Vordergrund. Die höchste Gewalt hat die Pflicht, auch in dem Inneren dem Bestand der Gesetze durch die kaiserliche Majestät zu Hülfe zu kommen. Grade bei der Entwickelung dieses Begriffs stoßen wir auf eine sehr bezeichnende Abweichung des neuen Werkes von dem alten. In dem Buche des Gajus wird die Bildung der legislativen Gewalt auseinandergesetzt; er erklärt, was Plebiscit, Senatorenrecht und Konstitution seien. In den Institutionen des Justinian wird die Gültigkeit der Senatskonsulte davon hergeleitet, daß das Volk wegen seiner großen Menge nicht zur Sanktion der Gesetze habe berufen werden können. — Wenn bei Gajus bemerkt wird, daß auch die Konstitutionen des Kaisers Gesetzeskraft besitzen, weil der Imperator durch ein Gesetz das Imperium erhalten habe, so heißt es noch eingehender in den justinianeischen Institutionen: das Volk habe durch die Lex regia seine gesamte Gewalt dem Kaiser übertragen. Es liegt gewiß etwas wahres darin, daß die legislativen Befugnisse dem Kaiser infolge seiner tribunicischen Gewalt, die ihm bei jeder Thronbesteigung übertragen oder als übertragen vorausgesetzt wurde, zugefallen sind. Die Gewalt des Kaisers hat einen populären Ursprung. Daß das durch die sogenannte Lex regia geschehen sei, liest man nicht bei Gajus. Diese Voraussetzung findet

sich jedoch schon bei den Juristen des dritten Jahrhunderts. Justinian nahm sie in sein Gesetzbuch ohne alles Bedenken auf; sie ist dann auch in den späteren Jahrhunderten von Zeit zu Zeit hervorgehoben worden. Dieser Doktrin, die der unbedingten Gewalt des Herrschers überaus vorteilhaft ist, treten einige andere gegenüber, welche die ursprüngliche Freiheit der Menschen stärker hervorheben, als es bei Gajus geschieht. Der Grundsatz, daß jedermann frei geboren werde, wird ein paar mal wiederholt; die Sklaverei, d. h. der Zustand, in welchem jemand der Herrschaft eines anderen unterworfen ist, wird als ein gegen die Natur laufender bezeichnet. — Es kommt nicht darauf an, wie das nun weiter entwickelt wird. Aber die Ansicht waltet vor, daß die Menschen von diesen unnatürlichen Zuständen emancipiert werden müssen. Den Freigelassenen wird eine große Rücksicht gewidmet, die Freilassung selbst möglichst begünstigt. Erinnern wir uns, daß die gesellschaftliche Verfassung der römischen Republik auf dem Rechte der Herren über die Sklaven beruhte. Dies Verhältnis war von einigen, übrigens gewaltthätigen Kaisern lebhaft bekämpft worden. Die Abschaffung des Rechtes der Herren, ihre Sklaven zu töten, hat, wie bemerkt, dem Kaiser erst eine unmittelbare Beziehung zu den unteren Ständen gegeben, eine Beziehung, welche auszubilden und zu erweitern die Imperatoren einen natürlichen Antrieb hatten. Die Gesichtspunkte, die aus demselben entsprangen, treten dann auch in dem Gesetzbuch Justinians in voller Evidenz hervor. Alle Freien waren durch die früheren Gesetze römische Bürger geworden. Die Vorrechte der Landschaften, namentlich der Stadt Rom selbst, waren aufgehoben; insofern bildete bereits das ganze Reich eine Einheit. Dazu kam nun jetzt, daß die Sklaverei selbst bekämpft wurde und die Freigelassenen, deren Beschränkungen in dem Genuß der Freiheit aufgehoben wurden, selbst in den Stand der Freien traten. Man hat in der Regel die Abschaffung der Sklaverei der Einführung des Christentums zugeschrieben; und gewiß hat die christliche Religion eine innere Verwandtschaft mit der Idee der persönlichen Unabhängigkeit von einem fremden Willen. Dazu aber, dieselbe geltend zu machen, war die Beihülfe der kaiserlichen Macht unentbehrlich. Mit Genugthuung erwähnt Justinian die Freilassung in den hochheiligen Kirchen, wie sie bereits seit Konstantin vorgekommen war. An dem Kaiser und seinen hohen Beamten und der christlichen Hierarchie wird vieles auszusetzen gewesen sein. Nach meinem Dafürhalten aber hat der Einfluß der einen und der anderen eine tiefe, überaus wirksame Beziehung zu den Rechten der persönlichen Freiheit und zur Bildung des Menschengeschlechts auf dieser Grundlage. Das Resultat der justinianeischen Gesetzbücher ist, daß das Kaisertum in seiner unabhängigen Machtvollkommenheit, die selbst auf einem populären Boden steht, dazu schreitet. Sie sind die bedeutendste Hervorbringung des sechsten Jahrhunderts, auch politisch von unendlicher Wichtigkeit für die folgende Epoche; doch bieten sie der Betrachtung auch eine andere, dunklere Seite dar.

Die enge Verbindung zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt konnte

stattfinden, ohne den Überresten des Heidentums zum Verderben zu gereichen. Auch dafür ist die Regierung Justinians entscheidend geworden.

Es entspricht vollkommen dem Gang der historischen Entwickelung, wenn Justinian den Opfern, wo sie noch dargebracht wurden, ein Ende machte; in Philä bei Elephantine waren das sogar Menschenopfer. Aber er verfolgte das Heidentum auch in seinen unschuldigen Reliquien.

Noch immer bestand jene Schule von Athen, die als eine Universität des hellenistischen Heidentums bezeichnet werden kann. Die großen Kirchenlehrer, welche derselben ihre litterarische Bildung verdankten, hatten doch die Meinung gefaßt, daß ihr Bestehen mit der Herrschaft des Christentums unvereinbar sei; gab es doch noch im sechsten Jahrhundert in Konstantinopel hohe Beamte, welche hellenische Gesinnungen hegten und zu dem hellenischen Heidentum zurückstrebten. Dem allen nun beschloß Justinian ein Ende auf immer zu machen. Die bisherigen Gesetze, welche das Heidentum verboten, ohne zum Christentum zu zwingen, hatten in Athen keine vollständige Wirkung. Die Nachfolger Platos besaßen die alten Stiftungen ungeschmälert; und noch immer kamen ihnen neue Vermächtnisse zu gute. Dagegen schritt nun Justinian auf doppelte Weise ein — einmal hob er Vermächtnisse an Örtlichkeiten oder Personen, welche zur Erhaltung des hellenischen Irrglaubens bestimmt seien, überhaupt auf und sprach sie den lokalen Magistraten zu, so daß die Güter der Akademie an die Stadt fielen; dann aber verbot er durch ein förmliches Edikt, daß in Athen Recht oder Philosophie gelehrt werde. Hierauf fanden die sieben Lehrer der Philosophie in Athen — unter ihnen Simplicius, der Erklärer des Aristoteles — keine Stätte mehr; sie suchten — soviel wir erfahren — eine Zuflucht in Persien, fanden sich aber in ihren Erwartungen, die sich auf Herodot und Xenophons Anschauungen gründen mochten, getäuscht und kehrten zurück. Aber ihre Schule war und blieb geschlossen. Ein Ereignis von Wichtigkeit für die gesamte Fortentwickelung des menschlichen Geschlechts; dem griechischen Geiste wurde eine konsequente Weiterentwickelung auf dem im klassischen Altertum gelegten Grunde abgeschnitten, während dem römischen durch die Rechtsbücher eine solche freigehalten und durch die Folgezeit eigentlich erst wahrhaft ermöglicht wurde. Der philosophische Geist erstarb in dem Gegensatz der religiösen Parteien; der juridische Geist gelangte zu einem Ausdruck, der ihn gleichsam centralisierte.

Der Ausgang der griechischen Philosophie erinnert an ihren Anfang, eine Periode von beinahe einem Jahrtausend, in welchem sich die größten Abwandlungen der Weltgeschichte zugetragen haben. Es sei mir gestattet, daran noch eine allgemeine Bemerkung zu knüpfen, von der ich nur wünsche, daß sie von dem Gesamtbewußtsein der Gelehrsamkeit nicht zurückgewiesen werde.

Die christliche Religion war in dem Widerstreit der religiösen Meinungen der Völker auf Erden entsprungen und hatte dann im Gegensatz mit denselben sich zur Kirche entwickelt. Die christliche Theologie, welche sich der Aneignung

des Geheimnisses und der Vereinbarung mit dem begreifenden Vermögen widmete, hatte sich in steter Berührung, zuweilen einer freundschaftlichen, häufiger einer feindseligen, mit der Philosophie der Griechen ausgebildet. Es war das der Beruf jener Jahrhunderte. Da sind die großen christlichen Theologen von Origenes an erschienen; sie haben, wie wir berührten, ohne Ausnahme die griechischen oder auch die naheliegenden lateinischen Schulen durchgemacht und denselben gemäß ihre Lehren gestaltet. Die griechische Philosophie hatte nichts ihnen vergleichbares hervorgebracht; sie war in dem öffentlichen Leben in den Hintergrund gedrängt worden; jetzt war sie zu Grunde gegangen. Auffallend aber ist es, daß auch die großen christlichen Theologen aufhörten. Männer wie Athanasius, die Gregore von Kappadocien, Chrysostomus, Ambrosius und Augustin hat es später niemals wieder gegeben. Ich will sagen: mit der griechischen Philosophie erfuhr auch die Originalentwickelung der christlichen Theologie einen Stillstand. Der Energie der Kirchenlehrer oder der Bedeutung der Kirchenversammlungen in diesen Jahrhunderten können sich analoge Erscheinungen, die in späteren Zeiten vorgekommen sind, doch nicht zur Seite stellen. Es hat etwas gleichartiges, so verschieden es auch an sich ist, daß die altrömische Jurisprudenz in einer zwar historischen, aber doch von dem Moment beherrschten Redaktion als allgemein gültiges Gesetz erschien und daß all den inneren Entzweiungen der christlichen Theologie, wobei denn auch die abweichenden Meinungen mit Geist und Tiefe vertreten waren, durch den Sieg der Orthodoxie, namentlich der in den chalcedonischen Beschlüssen aufgestellten Dogmen, Grenzen gesetzt wurden. Lange Jahrhunderte haben sich damit beschäftigt, die gewonnenen Resultate auszuarbeiten und zugleich zu einem Gemeingut der Menschheit zu machen, was sie niemals geworden wären, wenn der Streit über die obersten Grundsätze derselben fortgedauert hätte.

Justinian, der die Orthodoxie wiederherstellte und den juridischen Anschauungen Gesetzeskraft gab, nimmt in dem Wettstreit der Jahrhunderte eine große Stellung ein. Indem er nun aber das Imperium zu dieser Höhe der Autorität erhob, fühlte er doch jeden Augenblick den Boden unter seinen Füßen schwanken.

Im Jahre 532 brach der Aufruhr gegen ihn aus, der unter dem Namen Nika bekannt ist; ein Wort, welches den Wagenlenkern zugerufen zu werden pflegte: denn eben aus dem Cirkus gingen die Unruhen hervor.

Über seinen Ursprung und Verlauf besitzen wir mannigfaltige Berichte, die sich jedoch nicht eben leicht vereinigen lassen. Die chronikartige Aufzeichnung der Ereignisse in Konstantinopel, die wir aus der Hand eines Lateiners, des Comes Marcellinus, übrig haben, setzt den Ursprung der Bewegung in eine Verschwörung. Die Neffen des Anastasius, welche durch den Lauf der Begebenheiten vom Throne ausgeschlossen waren, sollen, von wildem Ehrgeiz entflammt, mit einer Anzahl von Senatoren das Volk gegen Justinian aufgeregt haben. Hypatius und sein Vetter Pompejus dringen an der Spitze bewaffneter

Haufen gegen den Palast vor, werden aber vor den Thoren desselben nicht allein zurückgewiesen, sondern geschlagen und kommen dabei um. Die späteren griechischen Berichte leiten alles von dem Mißvergnügen ab, welches die Staatsverwaltung Justinians hervorgebracht habe; die Verwendung fremder Hülfstruppen habe dann einen Straßenkampf hervorgerufen, in welchem der Kaiser die Oberhand behielt.

Bei weitem unterrichtender ist Procop von Cäsarea, doch legt er den meisten Nachdruck auf den Widerstand, welchen Justinian der Bewegung gegenüber entwickelte. Den Ursprung derselben, den er mit Recht in dem Kampfe der beiden Parteien in den großen Städten sucht, die einander mit wildem Haß im ganzen Reiche verfolgten, schildert er jedoch nur in allgemeinen Reflexionen. Glücklicher Weise besitzen wir auch noch andere Erzählungen, die mehr Lokalfarbe tragen und aus denen wir den öffentlichen Zustand von Konstantinopel ersehen. Namentlich findet sich in den Excerpten, welche Theophanes in seine Geschichte aufgenommen hat, ein merkwürdiges Stück, aus dem man das Verhältnis des Kaisers zu dem Volke, das sich im Cirkus versammelte, kennen lernt. Wie in den Senatoren eine Erinnerung an den altrömischen Senat fortlebte, so erhielt sich in dem Cirkus, wie früher in Rom, so jetzt in Konstantinopel, noch immer ein Nachhall der alten plebejischen Vorrechte. Der Cirkus diente dazu, den Kaiser mit dem Volke in unmittelbaren Kontakt zu bringen. Wir haben wohl zuweilen zu erwähnen gehabt, wie sich die öffentliche Stimme in großen Momenten, z. B. noch im 3. Jahrhundert, im Gegensatz gegen die auswärtige Politik kundgab. Die Anerkennung des Cirkus war für Justinian unentbehrlich. Da hatten sich aber jene Faktionen gebildet, deren schon oben gedacht worden ist. Sie unterschieden sich durch ihre Farben, Grün und Blau, welche gleichsam die Farben der Fahnen waren, unter denen die Korporationen, die die Kosten für die Wettrennen aufbrachten, und die Bevölkerung nicht allein in Konstantinopel, sondern auch in den andern Hauptstädten des Reiches sich gegenübertraten und dann auch politische Rechte ausübten. Denn Gegensätze dieser Art in einer oder der anderen Form gehörten nun einmal zu dem eigensten Leben der großen Städte. Anastasius nun hatte, wie erwähnt, die grüne Faktion begünstigt. Justin, Justinian und seine Gemahlin Theodora hielten sich zur blauen. Darin liegt das Charakteristische der Lebensstellung der Theodora, daß sie in Verbindung mit der grünen Faktion zu einer nicht geringen scenischen Celebrität gelangt war und dann zu der blauen überging.

Wer kennt nicht die Afterrede, die sich einem Lebenskreis wie diesem zu allen Zeiten unvermeidlich anheftet? Zum größten Erstaunen gereicht es doch, daß der Übergang Theodoras von der einen Partei zu der andern eine allgemeine Bewegung in den beiden um den Vorrang wetteifernder Parteien erregte; man hat sie selbst mit einer Erderschütterung verglichen. Theodora hatte in Justinian eine Leidenschaft erweckt, die ihr eine große Einwirkung auf die öffentlichen Geschäfte sicherte, und die sie dann nicht ohne äußerliche

Würde, aber mit gehässiger Einseitigkeit ausübte. Daher kam es nun, daß die Faktion der Blauen das Übergewicht bekam und die der Grünen in Nachteil geriet. Es bedarf wohl einer Erwähnung, wie das bei den circensischen Spielen an einem feierlichen Tage zum Ausdruck kam. Der Kaiser saß auf seinem Thronsessel; ein Beamter stand ihm zur Seite, der den Auftrag hatte, seinen Sinn auszusprechen; er hatte den Titel Mandator. Der Wortführer der Grünen erhebt sich nun, um den Kaiser zunächst lange Jahre und Sieg zu wünschen. „Aber," fügt er gleich hinzu, „wir erleiden Unrecht, o Du, der Du der einzige Gute bist, wir können das nicht länger ertragen, Gott weiß es." Der Herold fordert sie auf, den Mann zu nennen, der ihnen Unrecht thue. Nach einigem Zögern nennen sie einen solchen; da aber der Mandator einwendet, dieser Mann bekleide gar kein Amt, so erwidern sie: wer es auch sei, von dem sie Unrecht leiden, er werde das Schicksal des Judas haben. „Wie," sagt der Herold, „seid ihr hierher gekommen, nicht um dem Schauspiel beizuwohnen, sondern um die höchste Gewalt zu beschimpfen?" Ein heftiges Wort folgt auf das andere; endlich verlassen die Grünen den Cirkus und lassen den Kaiser mit den Blauen allein. Nun aber trat sogleich ein Vorfall ein, von welchem auch die Blauen betroffen wurden. Einige Übelthäter von beiden Parteien wurden durch die Stadt geführt, um hingerichtet zu werden. Bei der Exekution ereignete es sich, daß der Balken, an welchem zwei aufgehängt werden sollten, zerbrach. Die beiden stürzten noch lebendig zu Boden; aber sie erweckten das Mitleid der Menge, welche jetzt das Urteil, das gegen sie gesprochen worden, für vollzogen erklärte, so daß die Delinquenten mit Hülfe einiger wohlthätiger Mönche in ein Asyl geschafft wurden, wo sie zunächst gesichert waren. Der eine gehörte der grünen, der andere der blauen Faktion an; und die beiden Parteien vereinigten sich nun, um ihre Begnadigung beim Kaiser zu bewirken. Bei den nächsten Spielen fordern sie den Kaiser auf, Menschenliebe zu üben und die beiden dem Tode Entronnenen zu schonen. Von den Spielen wird aber eins nach dem andern aufgeführt, man ist bis zum zweiundzwanzigsten gekommen, noch immer hat der Kaiser keine Antwort gegeben. Hierauf wird nicht mehr ihm ein Lebehoch ausgebracht, sondern der Menschenfreundlichkeit der beiden Faktionen. Die Menge begiebt sich in ihrer Entrüstung zu dem Praefectus, um die völlige Freigebung der beiden Missethäter bei ihm auszuwirken. Da auch der ihnen nicht antwortet, so schreiten sie zur Gewalt; sie stecken die Präfektur in Brand, und am nächsten Tag, als schon das gewohnte Wahrzeichen zu den Kampfspielen aufgesteckt ist, verbrennen sie dasselbe, d. h. sie setzen sich in offene Empörung. Dem allgemeinen Tumult sucht der Kaiser durch seine Leibwachen zu steuern. Diese vernehmen das Geschrei der Menge gegen die vornehmsten Männer des Staates: Johann von Cappadocien, Tribonian und den Stadtpräfekten Eudämon. Der Kaiser läßt sich wirklich bewegen, die drei Männer abzusetzen. Er entschloß sich noch zu einer anderen großen Konzession. Am 18. Januar, an einem Sonntag, begab er sich mit dem

Evangelium in der Hand in den Hyppodrom. Wenn wir recht unterrichtet sind, bekannte er, eine Sünde dadurch begangen zu haben, daß er die von ihm geforderte Begnadigung zurückgewiesen habe; er versprach bei dem Evangelium allgemeine Amnestie, wenn man sich nur ruhig verhalte. Nicht wenige waren davon befriedigt und riefen ihm ein Lebehoch zu, die meisten aber gaben seinen Versprechungen kein Gehör, denn er sei ein Meineidiger; sie ließen zugleich die heftigsten Schmähungen verlauten. Und da nun der Kaiser auf jede Versöhnung Verzicht leistete, alle die, denen er nicht traute, aus dem Palast entfernt hatte, unter ihnen den Hypatius, so geschah es, daß dieser, mehr gezwungen als freiwillig, von den Aufrührern aufgegriffen und in den Cirkus geführt wurde. Er folgte dem scheinbaren Zwange mit Vergnügen. Er nahm, mit einigen Insignien der höchsten Gewalt bekleidet, den Thron ein, und zwar mit einer gewissen Zuversicht, da er bei weitem die Mehrheit der Volksmassen für sich hatte. Nicht aber zu einem Anlauf gegen den Palast ist es dann gekommen; der blutige Zusammenstoß ging vielmehr von seiten des Palastes aus, wo zugleich mit jenen Annäherungen Justinians auch schon Vorkehrungen für den Fall, daß sie vergeblich sein würden, getroffen worden waren. Diese aber und die Rückwirkungen lernen wir aus Procop kennen. Hypatius hatte nach dem Berichte des Procop eine große Partei unter den Senatoren. Die meisten von ihnen, die ebenso wie Hypatius vom Palast ausgeschlossen waren, wünschten Justinians entledigt zu sein, und ihr Plan wäre gewesen, unmittelbar auf den Palast loszugehen und denselben in Besitz zu nehmen. Dagegen aber stellte einer der angesehensten von ihnen, des Namens Origenes, den übrigen vor, wie gefährlich es sei, eine so wichtige Angelegenheit durch die Waffen entscheiden zu wollen; denn da habe leicht der Zufall sein Spiel. Er schlägt seinen Genossen vor, lieber in einem anderen der kaiserlichen Paläste ihren Sitz aufzuschlagen; Justinian werde dann einsehen, daß er nicht widerstehen könne, und zur Flucht schreiten. Wirklich war das nun nach Procop die Absicht Justinians. Allein bei der Beratung darüber erhebt sich Theodora, die Gemahlin Justinians; sie bittet um Entschuldigung, wenn sie als Frau es wage, in die Beratschlagungen der Männer eingreifen zu wollen. Mit energischem Nachdruck giebt sie aber dann zu erkennen, welcher Schimpf es sei, aus dem Besitz der höchsten Gewalt zu weichen; besser sei es, den Tod zu erwarten; ein schönes Totenkleid sei der Purpur. Ihr Rat drang durch. Die nächste Schwierigkeit lag darin, daß die wachthabende Garde denen den Ausgang aus dem Vorhof versperrte, die gegen den Cirkus heranziehen wollten. Selbst Belisar, der kurz zuvor aus Persien angekommen war, wurde zurückgewiesen, aber er fand einen Weg durch eine andere Pforte. Hypatius hatte sich bereits auf den Thronsessel im Cirkus niedergelassen; der Haufen hatte ihn mit einer goldenen Kette geschmückt — als Belisar mit seinen kriegsgeübten, gepanzerten Truppen, von denen die einen mit Speeren, die anderen mit Schilden bewaffnet waren, in den Cirkus eindringt, das bloße Schwert in

der Hand. Die Menge wird von plötzlichem Schrecken ergriffen, worauf noch ein anderer Führer, Mundus, der sich bisher stille gehalten, in den Cirkus rückt. Von beiden Seiten wird das Volk in gräßlichem Gemetzel niedergehauen; Procop zählt 30000, welche umgekommen seien. Hypatius wird in dem Getümmel von Belisar selbst vom Throne gerissen; er und sein Vetter Pompejus werden vor Justinian gebracht, bei dem sie sich rechtfertigen wollen, gleich als sei ihre Absicht nur gewesen, das Volk zum Besten Justinians selbst im Cirkus zusammenzubringen. Justinian fragt sie, warum sie denn, wenn sie so mächtig wären, das Volk nicht abgehalten hätten, die Stadt durch eine Feuersbrunst zu verwüsten.

Procop läßt Hypatius entschlossen dem Tode entgegen gehen; er stirbt wie ein alter Römer. Wie angedeutet, die Berichte stimmen nicht eben gut zusammen. Von anderen wird eben das behauptet, was Procop leugnet; und von der Seelengröße, welche dieser der Theodora zuschreibt, haben die anderen keine Ahnung, sowie Procop seinerseits von der Nachgiebigkeit nichts hat, welche diese dem Kaiser selbst in dem letzten Moment zuschreiben. Doch wird Procop manches absichtlich weggelassen haben; den anderen mag leicht etwas verborgen geblieben sein, was er erfuhr. Trotz dieser Abweichungen im einzelnen liegen doch die Grundzüge des Ereignisses deutlich vor Augen. Daran kann kein Zweifel sein, daß der Aufruhr auf der Reaktion der bei der Thronbesteigung Justins zurückgedrängten Partei des Anastasius beruhte. An sich hätte diese nichts ausrichten können; sie vereinigte sich mit der Bewegung im Cirkus, die aus anderen Motiven entsprang. Beide wurden zusammen niedergekämpft.

Denn bisher war die Herrschaft durch die Senatoren, die in ihrer Gesamtheit doch wieder das Gemeinwesen repräsentierten und das Volk im Cirkus beschränkt gewesen. Jetzt war aber weder von den einen noch von dem anderen die Rede; die Macht des Kaisertums wurde nun erst unbeschränkt. Daß sie aber ganz der Forderung der Sache gemäß ausgeübt worden sei, wird man doch nicht behaupten dürfen. Theodora, welcher die Bewegungen des Cirkus hauptsächlich entgegengesetzt worden waren, gelangte zu einem Einfluß, der das ganze innere Staatswesen bestimmte; sie war nicht allein Gemahlin des Kaisers, sie war Kaiserin neben demselben. Sie hatte den größten Einfluß auf die persönlichen Stellungen. Niemand durfte ein Amt antreten, ohne daß sie darum gewußt hätte, oder er mußte gewärtig sein, es bald zu verlieren.

Jeder Beamte schwur bei seinem Amtsantritt den Eid der Treue den geheiligten Personen: dem Kaiser und seiner Gemahlin. Wenn sie an dem Kampfe teilgenommen, so trat sie auch in den Mitgenuß der Früchte desselben. Wenn Theodora reiste, begleiteten sie die Praefecti Praetorio, Comites, Schatzmeister; die Wege wurden gebessert, Paläste zu ihrer Aufnahme in Bereitschaft gesetzt; sie reiste als die Inhaberin der Gewalt. Sie lebte größtenteils in ihrer Villa an der Propontis, ihre Tage teilte sie zwischen der Sorge

für ihre Schönheit und für ihre Macht. Mit ihrem Gemahl stand sie immer gut, und wenn je ein Mißverständnis zwischen ihnen eintrat, ging es bald und rasch vorüber. Theodora war zurückgezogen und ceremoniös: wer ihr nahte, beugte sich nieder, um ihre Fußspitzen mit den Lippen zu berühren. In den Kerkern des Palastes schmachtete manches Opfer ihrer Tyrannei, während sie in den oberen Räumen das Glück ihres Daseins genoß.

Ein sonderbarer Gegensatz, der zugängliche, sich unaufhörlich bewegende Kaiser, der auch in der Nacht keine Ruhe hatte und die Speisen, die man ihm vorsetzte, kaum berührte, und die stolze Theodora, die den Genuß ausgezeichneter Speisen liebte und hauptsächlich ihres körperlichen Wohlbefindens pflegte. Aber auch Justinian war weder großmütig noch zuverlässig. Er scheute vor keiner Gewaltsamkeit selbst gegen die Männer, denen er das größte Vertrauen geschenkt hatte, zurück. Er hatte nur immer Ein Ziel vor Augen, das er, nach allen Seiten gewendet, mit festem Entschluß und schonungsloser Ausführung verfolgte. In den Schilderungen der Geheimgeschichte, den sogenannten Anekdota, ist das meiste übertrieben und trägt das Gepräge der Fabel auf der Stirn; aber den Eindruck macht es doch, daß die Regierung sich um das Wohl der einzelnen wenig bekümmerte und alle Welt den Druck empfand, den sie ausübte. Wo aber blieben dann die auf das Ideale gerichteten Bestrebungen des Kaisers, deren wir eben gedachten? Sie waren mit nichten vergessen. Sie manifestierten sich in seinen Bauwerken und seinen auswärtigen Kriegen.

Während die Ruinen der bei der Empörung des Cirkus zerstörten Gebäude ein lange dauerndes Grauen vor Unruhen dieser Art erregten, legte Justinian Hand an, über denselben eines der vornehmsten Werke auszuführen, welches die Geschichte der Baukunst überhaupt kennt, die Hagia Sophia. Niemals ist eine stolzere Trophäe für irgend einen Sieg aufgerichtet worden, als diese Kirche es war. Die Instauration der Monarchie in ihrer Verbindung mit Gesetzgebung und Religion hat darin ihr bestes Denkmal gegründet. Es ist vielleicht der Mühe wert, bei demselben, wie wohl ein Reisender thut, einen Augenblick zu verweilen. In der lateinischen Welt hatten bisher die kirchlichen Gebäude die Gestalt weltlicher Versammlungshäuser festgehalten mit den Modifikationen, welche der kirchliche Gebrauch notwendig machte; die Bilder der Kaiser wichen den Bildern der Apostel. Man unterschied das Bema für die Geistlichkeit und die heiligen Handlungen, den Naos für das Volk, geschieden nach den beiden Geschlechtern, den Narthex für die Büßenden. So war der Kirchenbau aus dem Occident nach dem Orient übertragen worden. Man weiß, daß die Errichtung großer Werke der Architektur die römische Welt von allen anderen Reichsgenossenschaften, die ihr vorangegangen oder gefolgt sind, besonders unterscheiden. Die Grenzen mußten befestigt und vor Räubereien gesichert werden, um Werke dieser Art hervorzubringen. Es giebt Regionen in Syrien, in welchen die zu diesem Zweck errichteten Baulichkeiten: Säulenhallen, Paläste, Villen und Thermen, sich

gegen alle Stürme des Völkerlebens und der Kultur gleichsam intakt erhalten haben. Zu diesen Denkmalen der Kunst und des Lebens gehören die Kirchen, deren Architektur in dem Maße, als das kirchliche Leben die Oberhand erhielt, sich immer neu gestaltete. Daß eine solche Umgestaltung unter Kaiser Justinian erfolgte, leitet schon Procop von dem kirchenhistorischen Standpunkt desselben her: denn er habe die schismatischen Bestrebungen beseitigt. So habe dersebe alles unnütze und zweifelhafte von der Rechtsverwaltung abgeschnitten, so daß es wieder ein Recht gebe. Die Idee des Kaisers trat nun auch in der Architektur zu Tage, der Kunst, welche am unmittelbarsten aus der Idee entspringt und ihr den realsten Ausdruck, den es giebt, zu verleihen vermag. Die architektonischen Motive, die bisherige Bauart zu verändern, sind sehr einfach. Schon Konstantin hatte eine Abwandlung dadurch angebahnt, daß er der Kirche, welche er zu seinem und seiner Nachfolger Grab bestimmte, die Form des Kreuzes gab. Aber die letzten stürmischen Auftritte zu Konstantinopel hatten gezeigt, daß der Holzbau, der in den Kirchen unentbehrlich war, Feuersbrünste verursachte, durch welche sie nicht selten zerstört wurden. Eben in dem Aufruhr der Nika war das vorgekommen. Die Absicht, einem ähnlichen Unglück für die Zukunft vorzubeugen, gab den nächsten Anlaß zum Kuppelbau, welchen Justinian anordnete. Brennbare Materialien sollten überhaupt vermieden werden; die Kuppel sich über der Kreuzung, welche die von Konstantin neueingeführte Form der Basilika hervorbrachte, unmittelbar erheben. Das Bema sollte nach wie vor gegen Osten, der Narthex gegen Westen gerichtet sein, alles in Dimensionen, wie sie noch niemals vorgekommen waren. Vierzig Tage nach der Bezwingung der Nika wurde der Grundstein gelegt und alle Kräfte des Reiches angespannt, um die Materialien, zum Teil aus heidnischen Tempeln, zusammenzuschaffen, vor allem aber die Geldmittel, welche für die große Anzahl von Arbeitern notwendig waren. Der in unaufhörlicher Gärung begriffene Sinn der Bevölkerung bedurfte es gleichsam, in dieser Richtung beschäftigt zu werden. Man sah den Kaiser in weißem Gewande selbst unter den Arbeitern erscheinen, um die Arbeit zu fördern. Wie er den größten Juristen, den besten Finanzmann und vortrefflichsten Truppenführer zu gewinnen wußte, so stand ihm bei der Aufrichtung der Hagia Sophia eines der größten architektonischen Talente aller Zeiten, Anthemius von Tralles, zur Seite. Im Laufe von fünf Jahren wurde das gigantische Werk vollendet. Das Kuppelgewölbe erhebt sich über 100 Fuß in die Lüfte; die Verbindung des neuen Systemes mit dem alten übt, wie alle die versichern, welche bei dem Eingang das Ganze überschauten, eine unvergleichliche Wirkung von Mannigfaltigkeit und Einheit aus. Noch auf der Erde gefesselt, erhebt sich das Gemüt in die Regionen des Jenseits. Wie oft hat man nicht gesagt, daß das Bauwerk seinesgleichen überhaupt nicht hat, aber gewiß ist es nie übertroffen worden.

Justinian selbst soll, als es vollendet war, ausgerufen haben: er habe Salomo besiegt. In einem poetischen Werke über die Hagia Sophia wird

Nachdruck darauf gelegt, daß das vornehmste Heiligtum von Rom vor der Heiligen Weisheit in den Schatten trete, wie das Götterbild vor dem lebendigen Gott.

Justinian hat das ganze Reich mit Kirchen dieser Konstruktion ausgeschmückt; man will ihrer tausend zählen. Er erfüllte damit ein großes Bedürfnis und knüpfte das Volk durch die Repräsentation der allgemeinen Ideen an die Monarchie.

Indem nun aber dadurch den kirchlichen Gesinnungen Genüge geschah, war Justinian zu anderen Unternehmungen fortgeschritten. Er dachte an eine Wiederherstellung des römischen Reiches im Westen Europas. Damit hat er Bewegungen erregt, welche die bestehende Ordnung der Dinge im Occident in ihren Tiefen erschütterten. Sie haben sowohl durch den Succeß, den sie hatten, als durch den Rückschlag, den sie hervorriefen, eine unermeßliche Wirkung ausgeübt.

Sechzehntes Kapitel.

Belisar in Afrika und Italien.

Die Wiedererstarkung des Kaisertums, welches alle seine alten Rechte wiederherzustellen den Antrieb und die Macht besaß, enthielt von vornherein eine Gefährdung der germanischen Völkerschaften, welche sich über den Occident verbreitet hatten, aber noch nicht zu einer recht haltbaren Stellung gelangt waren. Die kirchliche Unterscheidung, in welcher die meisten von ihnen verharrten, verhinderte die Verschmelzung mit den Eingeborenen der römischen Provinzen.

Eine gesicherte Aussicht auf eine der Forderung der Dinge entsprechende Entwickelung lag nicht darin.

So prächtig sich die Oberhoheit ausnahm, welche Theoderich besaß, so hatten doch die populären Elemente der neuen Staatsbildungen eine natürliche Hinneigung zu dem Imperium. Er selbst wurde davon betroffen.

In seiner auf den allgemeinen Frieden gerichteten Gesinnung hatte Theoderich nichts dagegen gehabt, daß die Eintracht des römischen Bischofs mit dem Hofe von Konstantinopel wiederhergestellt wurde. Aber in kurzem mußte er selbst wahrnehmen, daß seine Macht durch die nach der Aufhebung des kirchlichen Schisma wieder erwachende religiöse Verbindung des Orients mit dem Occident gefährdet wurde. Das geschah auch in seiner nächsten Nähe; seine letzten Jahre sind dadurch getrübt worden. Wie hätten nicht die Arianer allenthalben von der wiederhergestellten Union der Katholiken empfindlich betroffen werden sollen. In Konstantinopel bildeten dieselben noch immer eine

große konfessionelle Gemeinschaft. Sie besaßen ein ausgedehntes Eigentum. Ihr Reichtum bewirkte, daß die unteren Stände, namentlich auch die Handwerker, denen sie Arbeit gaben, ihnen anhingen; die Unterstützung, welche sie dem gotischen Namen gewährten und durch denselben empfingen, war eine gegenseitige. Wenn nun Justin die griechischen Arianer durch strenge Edikte zu unterdrücken begann, so empfand das Theoderich als eine Beeinträchtigung seiner eigenen Macht. Es ist bezeichnend, daß er den Bischof von Rom, Johannes, nach Konstantinopel schickte, um eine Milderung auszuwirken; dieser erfreute sich eines guten Empfanges, aber eine Zurücknahme der Edikte bewirkte er nicht. Zurückgekehrt wurde er von Theoderich als ein Feind angesehen und ins Gefängnis geworfen, in welchem er im Jahre 526 starb. Zugleich aber wurden noch andere Beziehungen zwischen Rom und Konstantinopel wiederbelebt. In dem Senate, der bisher an den Goten wegen der Wechselfälle im griechischen Reiche einen gewissen Schutz gefunden hatte, gewann der Imperator von Konstantinopel viele Freunde; trotz der Einsilbigkeit der uns zugekommenen Nachrichten kann man doch nicht bezweifeln, daß eine Korrespondenz zwischen einigen Senatoren und dem Hofe von Konstantinopel stattgehabt hat. Theoderich zog den Schuldigsten von allen, Albinus, zur Rechenschaft. Der aber fand auch bei denen Unterstützung und Rechtsbeistand, die unmittelbar nicht beteiligt waren, unter anderem auch bei Boëthius, dessen wir gedachten. Von ihm ist das Wort: was Albinus gethan, das habe der gesamte Senat, das habe er selbst gethan. Der Senat nahm sich seiner jedoch mit nichten an. Boëthius wurde in ein Gefängnis geworfen, in welchem er anfangs mit so vieler Schonung behandelt worden ist, daß er noch ein kleines Werk verfassen konnte: ein Gespräch mit der Philosophie, populär und sinnvoll, die einzige seiner Schriften, welche immer gelesen worden ist. Dann aber unterlag er den Anklagen seiner Gegner, die er als Delatoren bezeichnet, und wurde hingerichtet, so viel man weiß, zum tiefsten Schmerze des Königs selbst. Schon hatte Theoderich erleben müssen, daß sein Ansehen in dem nahe verwandten vandalischen Königshause durch den Einfluß von Konstantinopel tief herabgedrückt wurde. Auch hier übte das kirchliche Verhältnis den größten Einfluß aus. Wir kennen den Widerstreit, in welchem sich die vandalische Königsmacht mit der katholischen Kirche befand. Noch Thrasamund, der Schwager Theoderichs, hat eine Anzahl katholischer Bischöfe nach Sardinien verbannt.

Aber der Hof von Konstantinopel besaß eine so hohe politische Autorität in der Welt, daß sie den Ehrgeiz der regierenden Geschlechter selbst an sich zog. Nach Thrasamunds Tode bestieg Hilderich, der Sohn Hunerichs und der Eudoxia, den Thron der Vandalen; der aber brach die Freundschaft mit den Ostgoten ab und hielt sich ganz an Konstantinopel; er begünstigte die Katholiken, worin man auch einen Akt politischer Emancipation von den Ostgoten sehen kann.

Wir haben Münzen von ihm, von denen es scheint, als sei der Kaiser

darauf abgebildet. Indem sich in der alten Welt Konflikte politisch-religiöser Natur auf allen Seiten von neuem regten, ist Theoderich am 30. August 526 mit Tode abgegangen. Er hinterließ keinen Sohn; seine Tochter Amalasuntha hatte er mit Eutharich, einem der wackersten Goten aus dem Stamme der Amaler, vermählt, der als sein Nachfolger betrachtet wurde, nach Rom kam, dort prächtige Spiele gab, aber noch vor Theoderich starb mit Hinterlassung eines Sohnes, Athalarich; dieser wurde von Theoderich zur Nachfolge bestimmt. Athalarich jedoch war damals erst zehn Jahre alt, und die Autorität gelangte an seine Mutter Amalasuntha. Diese schlug nun aber auch ihrerseits eine politische Richtung zu Gunsten Konstantinopels ein. Sie hatte sich der Litteratur gewidmet und dadurch eine Vorliebe zu dem griechisch-römischen Wesen eingesogen, die sie bewog, auch ihren Sohn in dieser Sinnesweise erziehen zu lassen. Es war eine ähnliche Wendung der Gesinnung, wie sie bei den Vandalen stattgefunden hatte. In der Mitte der selbständigen Großen des Reiches, welche an dem germanischen Wesen festhielten, suchten die regierenden Gewalten eine Stütze in der ihnen befreundeten Kaisermacht und den zu ihr hinneigenden Aspirationen. Oder hätten sie wirklich geglaubt, daß die Eingeborenen von ihren Vorgängern ungerecht oder wenigstens nicht nach dem Erfordernis der Umstände, da sie einen so großen Teil ihres Staates ausmachten, behandelt worden seien?

Sie schlugen nun den entgegengesetzten Weg ein; Amalasuntha gab die eingezogenen Güter der vor kurzem Verurteilten zurück; Procop rühmt von ihr, daß unter ihrer Regierung kein Römer weder an Geld noch an seinem Leibe gestraft worden sei; die Gesetze, welche unter Athalarichs Namen proklamiert wurden, waren den Römern günstig.

Notwendig aber entzweiten sich hierüber sowohl der vandalische König als Amalasuntha mit dem Volksheer, das sie umgab. Bei den Ostgoten brach die Entzweiung über die Erziehung ihres junges Königs aus. Die Großen wollten nicht, daß er von der Mutter gestraft und durch Lehrmeister zu den Studien angehalten werde. Sie entzogen ihn selbst ihrer Aufsicht und stellten ihn der Mutter entgegen. Amalasuntha war noch mächtig genug, die Oberhäupter, die an der Spitze ihrer Gegner standen, als Grafen in entfernte Provinzen zu schicken; sie entschloß sich aber, Rache an ihnen zu nehmen. Vorsichtig fragte sie erst bei Justinian an, ob er ihr im Falle der Not Aufnahme gewähren wolle, und traf einige Vorbereitungen zur Abreise für den Fall, daß es ihr nicht gelinge, ihrer vornehmsten Gegner Meister zu werden. Dann führte sie den Anschlag glücklich aus. Man erkennt in ihr eine der gewaltsamen germanischen Frauen, wie sie die Nibelungen schildern.

Indessen war Hilderich von seinen Vandalen abgesetzt worden. Er war schon, ehe Justinian zum Kaisertum gelangte, in freundschaftliche Beziehungen zu diesem getreten. Bei den Vandalen geriet er hierdurch in Verdacht, als wolle er Afrika wieder unter die Herrschaft der Römer bringen. Vornehmlich diese Besorgnis war es, was die Vandalen bewog, ihn der königlichen Gewalt

zu berauben. Sie setzten einen anderen Sprossen des vandalischen Königshauses, der nach Hilderich den meisten Anspruch hatte, des Namens Gelimer, an dessen Stelle. Hilderich wurde gefangen gesetzt. Dies geschah im Jahre 531. Ungefähr wie in Italien das Verfahren der Amalasuntha, so bewirkte auch in Afrika das Verhalten Hilderichs eine Opposition der nationalen und arianischen Partei. Sie erhoben einen Mann ihres Sinnes zur obersten Gewalt.

Für Justinian trat nun die Frage ein, ob er sich das gefallen lassen wolle.

In dieser Lage, welche die beiden Gebiete, auf die es dem römischen Reich am meisten ankam, Italien und Afrika, in eine Verwirrung versetzte, welche die Vereinigung hinreichender Streitkräfte, um sich zu verteidigen, lähmte, hat Justinian den Gedanken gefaßt, die seinen zu einem Angriff gegen dieselben zu verwenden. Es war nicht eine bloße Willkür; er war schon selbst von diesen Irrungen betroffen. In diesem Unternehmen meinte er zugleich zur Verteidigung seiner Freunde die Waffen zu ergreifen und das größte Interesse des Reiches wahrzunehmen, dem nichts so beschwerlich fiel, als die Herrschaft der Vandalen in den Regionen des alten seemächtigen Karthago.

Er war damals in dem persischen Krieg begriffen, der seine besten Truppen und den Mann, der sein vornehmstes Vertrauen genoß, Belisar, vollauf beschäftigte. Es kann als eine große Wendung der allgemeinen Angelegenheiten betrachtet werden, wenn Justinian sich entschloß, den Persern Friedensanträge zu machen, um den Krieg gegen Afrika und die Vandalen zu unternehmen. Den Frieden mit Persien zu stande zu bringen, wurde nur durch bedeutende Konzessionen möglich. Nicht ohne Bedenken und Schwankungen hat Justinian den Forderungen der Perser nachgegeben; — eine sehr ansehnliche Geldzahlung gehörte dazu, um die letzten Schwierigkeiten zu heben. Aber das war die unerläßliche Vorbedingung, wenn die Waffen nach dem Occident gewendet werden sollten. Der Erfolg in dem Aufstand der Nika bestärkte ihn in diesem einmal gefaßten Entschluß. Begleiten wir nun den Verlauf dieses Unternehmens in den wichtigsten Momenten.

In dem Reiche der Vandalen brachte die Thronumwälzung innere Unruhen hervor; Tripolis fiel ab und hatte dabei die Unterstützung der Römer; in Sardinien warf sich der Führer der Truppen eigenmächtig zum Herrn auf, auch nicht ganz ohne Zusammenhang mit den Römern; Gelimer, der sich bereits bedroht fühlte, wandte sich an Theudis, der die alte ostgotische Politik noch in Spanien aufrecht erhielt. Doch war das Schutz- und Trutz-Bündnis, auf das er antrug, noch nicht zu stande gekommen; er war ganz allein auf sich angewiesen, als Justinian sich gegen ihn rüstete.

Der Kaiser stieß in seinem geheimen Rat auf einen gewissen Widerspruch gegen sein Vorhaben. Es waren nicht allein die großen Kosten des Unternehmens, die man dagegen anführte; man machte ihn aufmerksam, daß, wenn es ihm gelänge, Afrika zu erobern, er es doch nicht werde behaupten können, da er Italien und Sicilien nicht besitze; sollte es aber mißglücken, so werde

er sein eigenes Reich und die Hauptstadt höchlich gefährden. Das waren nun aber keine Betrachtungen, die den Kaiser hätten irre machen können. Von Amalasuntha erhielt er die Zusicherung, daß seine Flotte, wenn sie nach Sicilien komme und sich daselbst mit Lebensmitteln zu versehen gedenke, dabei keinen Widerstand finden solle. Und am Tage lag, daß, wenn er Hilderich, der doch die Sache der Katholiken unterstützte, fallen ließ, seine Autorität dadurch beeinträchtigt werden würde. Von katholischer Seite liefen die dringendsten Anmahnungen bei ihm ein.

Justinian brachte ein Heer von 10000 Mann zu Fuß und 5000 zu Pferde zusammen und zugleich eine ansehnliche Flotte von Transportschiffen und Kriegsschiffen, deren Zusammensetzung den damaligen Zuständen des Reiches entsprach. Die Transportflotte stellte noch einmal die alte Verbindung ionisch-cilicisch-ägyptischer Fahrzeuge dar; die Dromonen waren mit Byzantinern bemannt. So war auch die Landmacht größtenteils aus Thraciern zusammengesetzt. Doch fanden sich unter ihnen auch Orientalen, unter denen ein Verschnittener, des Namens Solomon, als der beste Kopf von allen galt, eine Anzahl massagetischer Bogenschützen zu Pferde und eine Schar von Herulern, die bei dem letzten Aufstande das meiste geleistet hatten. An der Spitze aller stand Belisar, der sich eben bei dem Aufruhr der Nika das allgemeine Vertrauen erworben hatte, ein Mann, welcher Bedachtsamkeit und Energie, seltene militärische Gaben mit einer unbedingten Hingebung an seinen Fürsten verband; Justinian gewann es über sich, ihm den Oberbefehl mit voller Autorität zu überlassen; was er anordne, das solle ausgeführt und für alle Zukunft bestätigt werden. So setzte sich diese Heeresmacht im Juni 533 in Bewegung. Doch hat sie drei Monate gebraucht, um bis Sicilien zu gelangen, wo ihr die Abkunft mit Amalasuntha zu statten kam, so daß sie sich erfrischen konnte, ehe sie zum Angriff schritt.

In früheren Zeiten hatten die Griechen nicht selten im Verein mit den Lateinern den Krieg gegen die Vandalen unternommen, jedoch ohne Erfolg; jetzt erhob sich ein griechisch-orientalisches Heer, um den Kampf allein auszufechten. Momentan war die Lage sehr günstig, da Gelimer seines Reiches noch nicht völlig Meister geworden war und von einem unmittelbaren Angriff gegen ihn — so werden wir versichert — nicht das mindeste erfahren hatte. Er hielt sich ein paar Tagereisen entfernt von seiner Hauptstadt auf. Die griechischen Landtruppen hatten erklärt, wenn sie zur See angegriffen würden, dürfe man nicht auf ihren Widerstand zählen, denn gegen das Meer und den Feind zugleich Stand zu halten, seien sie unfähig. Aber die Seemacht der Vandalen, die sonst deren Stärke ausgemacht hatte, war nicht mehr die alte. Ohne den mindesten Widerstand zu finden, landete Belisar an der nördlichen Spitze der kleinen Syrte bei dem Vorgebirge Caputvada, wo sich noch immer der Name erhalten hat, den es damals trug (Capudia); er ließ sogleich in altrömischer Weise ein Lager schlagen. Belisar hatte seine Mission vollkommen erfaßt; mit großer Strenge hielt er die Mannszucht nicht allein unter seinen

Römern, sondern auch unter den Hülfsvölkern massagetischen Ursprungs aufrecht. Denn vor allem kam es darauf an, die Einwohner nicht etwa durch Feindseligkeiten auf die Seite der Vandalen zu treiben. Die nächste, freilich nur unvollständig in Verteidigungsstand gesetzte Stadt, Syllectum, wurde hauptsächlich dadurch erobert, daß eine Abteilung oströmischer Truppen daselbst eindrang und den Einwohnern in Anwesenheit des Bischofs und der Vornehmen ankündigte, daß sie frei sein sollten. Den Römern erklärte man, daß man sie von den Vandalen befreien, den Vandalen, daß man sie von der Herrschaft des Tyrannen losreißen werde. Belisar sagte einmal, der Kaiser sende ihn, das Seine zurückzunehmen, die Vandalen aber hätten ihren König umgebracht. Ungehindert drang er bis in die Nähe von Karthago vor. Hier hatte indessen eine natürliche Gegenwirkung stattgefunden; der gefangene König Hilderich, zu dessen Befreiung die Römer herankamen, war erst in diesem Augenblick umgebracht worden. Der Bruder Gelimers, Ammatas, der diese grausame That vollzogen hatte, meinte die Römer, als deren Vortruppen in die Nähe von Karthago nach Decimum gelangten, zurücktreiben zu können und ging ihnen, jedoch ohne die nötigen Vorbereitungen, entgegen. An der Spitze der römischen Kriegsvölker stand der Armenier Johannes, ohne Zweifel der bedeutendste unter den Führern Belisars, Befehlshaber der Leibwache desselben, der die Truppen in bester Ordnung zusammenhielt. Er erscheint unter dem Titel Optio d. i. Stellvertreter. Bei der ersten Begegnung mit ihm erlag Ammatas selbst. Dann kam auch Gelimer herbei, dem es nun gelang, eine Höhe einzunehmen, welche die Römer zu besetzen im Begriff standen; es schien zum wirklichen Schlagen kommen zu sollen. Aber als Gelimer den Hügel herabkam, erblickte er die Leiche seines Bruders; er hielt es dann für seine wichtigste Pflicht, diesem die letzte Ehre zu erweisen, er beklagte und begrub ihn. Dadurch aber gewann Belisar Zeit, in seinen Reihen Ordnung und Vertrauen wieder herzustellen und gegen den Feind, der nicht mehr in Schlachtordnung war, heranzurücken. Die Vandalen waren nicht imstande, ihm zu begegnen, sie stoben alle auseinander; Karthago selbst mit seinen verfallenen Mauern vermochte keinen Widerstand zu leisten. Die Einwohner erwarteten Belisar, doch vermied es dieser, in der Nacht einzurücken, um nicht zu Plünderungen Anlaß zu geben. Als die Flotte in die Nähe kam, wurden von den Einwohnern selbst die Ketten, die den Eingang sperrten, weggezogen; hier kam es dann doch zu einigen Gewaltsamkeiten, die Belisar nicht ungeahndet ließ. Ohne allen Widerstand nahm er von der Hofburg Gelimers Besitz; in der Festhalle der vandalischen Könige gab er den Seinen ein Gastmahl. Die bisherige Dienerschaft diente auch ihm. Die große Stadt wurde erobert, ohne daß Handel und Wandel gestört worden wären. Den römischen Truppen wurden Quartiere angewiesen, wie vorher den Vandalen. Man glaubte, ein göttliches Geschick habe die Vandalen getroffen. Sie hatten eine dem heiligen Cyprian geweihte Kirche verletzt; Cyprian aber sollte seinen Gläubigen im Traum erschienen sein, mit dem Versprechen, sich zu rächen.

Recht eigen zeigt sich hier der Vorteil, welchen die Gemeinschaft des Glaubens der Herstellung der oströmischen Herrschaft verschaffte. Der eigentliche Krieg begann erst, als der nach Sardinien geschickte vandalische Führer, der Bruder des Königs, Tzazo, der indessen Meister dieser Insel geworden war, nach Afrika zurückkehrte. Nicht eben sehr hoffnungsvoll war die Zusammenkunft der beiden Brüder, als sie sich wiedersahen; sie fragten einander nicht, wie es einem jeden ergangen sei, erkundigten sich nicht nach ihren Angehörigen, sie weinten und rangen die Hände. Über ihnen lag das Gefühl, daß die Hauptstadt des Landes verloren sei. Aber sie beschlossen doch, den Versuch zu machen, Karthago wieder zu nehmen. Alles sammelte sich um sie, was noch im Lande vandalisch war; die Genossenschaft der Krieger, welche zugleich ein Volk bildete, sollte sich nun in der Verteidigung erproben. Die ersten Scharmützel führten zu keinem Erfolg; endlich schlugen die Vandalen hundertvierzig Stadien von Karthago ein Lager auf, in welchem ihre ganze Macht, ihre Weiber, Kinder und Schätze vereinigt waren.

Bemerkenswert ist das Motiv, das in einer Rede vorkommt, welche Procop dem Gelimer in den Mund legt. Danach hat der König seinem Volke zu Gemüte geführt, daß sie um nichts anderes, als den Sieg zu kämpfen hätten: denn wenn sie besiegt würden, so würde alles, was sie hätten und besäßen, in die Hände des Feindes fallen; sie selbst würden Sklaven werden; nur um den Sieg selbst könne es ihnen zu thun sein. So war wenigstens die Situation; auf einen einzigen Schlachttag kam es an, ob das vandalische Reich bestehen würde oder nicht. Noch mit der Befestigung Karthagos beschäftigt, rückte Belisar nicht selbst gegen sie aus, sondern schickte seine Reiter unter der Führung des Armeniers Johannes, der auch die Schlacht bei Decimum zu Gunsten der Römer entschieden hatte, mit dem Auftrag, ein kleines Gefecht nicht zu vermeiden, ins Feld. Im Grunde wiederholte sich alles, wie es dort geschehen war. Die Vandalen waren nicht geneigt, den Feind im Lager zu erwarten, sie gingen bis an ein Flüßchen vor, das dort die Ebene durchschnitt; hier hielten sie inne, um demselben den Übergang zu wehren. Tzazo nahm mit seinen Truppen dem römischen Centrum gegenüber Stellung, bei welchem sich die Haustruppen Belisars und der Stab befanden. Da entspann sich nun unverweilt, wir können kaum sagen, eine Schlacht, aber ein großes Scharmützel. Johannes scheute sich nicht, über das seichte Flüßchen zu gehen, er hatte das schon zweimal versucht und war zurückgetrieben worden. Dann setzte er die um ihn versammelten belisarischen Haustruppen unter der Hauptfahne des Oberfeldherrn zu einem dritten Angriff in Bewegung. Die Vandalen wehrten sich mit dem Schwert, auf das sie allein angewiesen waren, auf das tapferste. Aber sie wurden überwältigt, und ihr Führer Tzazo selbst kam um. Hierauf geriet die ganze Heeresabteilung derselben, die hier beisammen war, in wilde Flucht. Doch trug Belisar, der indessen selbst seine Reiterei herbeigeführt hatte, noch Bedenken, zum Angriff auf das feindliche Lager zu schreiten; erst am folgenden Tage, als auch sein Fußvolk angekommen

war, rückte er gegen dasselbe vor. Da hätte man nun eine verzweifelte Abwehr erwarten sollen. Aber König Gelimer hatte von allen zuerst das Vertrauen in seine Sache verloren. Der Gefahr, in die Gefangenschaft der Römer zu geraten, meinte er dadurch zu entrinnen, daß er mit den Söhnen seiner Brüder und seinem vertrautesten Gefolge den letzten Augenblick ergriff, um sich durch die Flucht nach Numidien zu retten, wodurch dann, sowie es bekannt wurde, das ganze Lager in Verzweiflung geriet: die Männer weinten, wie Procop sagt, die Kinder schrieen, die Weiber heulten. Ohne allen Widerstand fiel das Lager in die Hände der Römer, die nun alles, was nicht fliehen konnte, zu Gefangenen machten und die Schätze, die von den Vandalen ein Jahrhundert lang durch Raub zusammengebracht waren, mit einem Schlage wieder erbeuteten, die einen an Ort und Stelle, die anderen, die der König hatte wegschaffen wollen, durch einen Zufall, der bei den Zeitgenossen die Meinung, daß der Wille Gottes alles so verhängt habe, bestätigte. Es geschah Mitte Dezember 533. Im Verlauf von wenig Monaten hatte Belisar die Vandalen, welche lange Jahre hindurch Asien und Europa mit dem Schrecken ihres Namens erfüllt hatten, nicht allein besiegt, sondern vernichtet. Große Waffenthaten hatten dazu nicht gehört; es war durch zwei Treffen geschehen, die man kaum als Schlachten bezeichnen kann. An den Kriegshandlungen hatte Belisar nur geringen persönlichen Anteil, sein Verdienst war Besonnenheit, Umsicht, Festhalten und die allgemeine Leitung.

Indem er sich nun bemühte, das Land vollends zu unterwerfen, wozu dann vor allem gehörte, daß er die Vandalen, die etwa in die Asyle der Kirchen geflüchtet waren, in Schutz nahm: denn er wollte deren soviele als möglich nach Konstantinopel überfahren lassen, verlor er doch den geflüchteten König nicht aus den Augen, der sich in einer Berglandschaft im äußersten Osten von Numidien aufhielt, einer Art von Felsenkluft, wo er bei den Mauren gute Aufnahme und eine gewisse Sicherheit fand. Belisar dachte nicht daran, ihn daselbst aufzusuchen; er ließ aber die Ausgänge bewachen, wozu ihm eine Schar Heruler, die er gegen die sonstige Gewohnheit des Volkes treu erfand, ihre Dienste bot. Daß es gerade Germanen waren, ist deshalb nicht ohne Bedeutung, weil ihren Anführern der Rat an Gelimer zugeschrieben wird, sich in ein Verhältnis der Abhängigkeit zu fügen, wie es ein Belisar ertragen könne, und eine ehrenvolle Stellung einzunehmen, wie sie ihm Justinian ohne Zweifel gewähren werde.

Mangel und Krankheit wirkten auf Gelimer ein und regten verwandte Gedanken in ihm an, denen er doch noch nicht Gehör gab. Er bat um drei Dinge: einen Schwamm, denn er sei von einem Augenübel betroffen; eine Zither, denn er habe einen Gesang über seine Leiden gedichtet; ein Brot, denn bei den Maurusiern war die Kunst des Brotbackens noch in ihren rohen Anfängen begriffen. Eben über ein Stück Brotteig kam es zum Streit zwischen einem Eingeborenen und Gelimers Neffen, durch den seine Ehre beleidigt wurde. Hierauf ging er auf die Erinnerung ein, daß es besser sei,

den Römern unterthänig, als ein Sklave der Maurusier zu werden. So ergab er sich an Belisar. Er wurde im Triumph in Konstantinopel aufgeführt; als er dann in den Cirkus kam, den Kaiser auf seinem Hochsitz erblickte, zu beiden Seiten das unterthänige Volk, hat er den Ausruf vernehmen lassen: O Eitelkeit der Eitelkeiten!, eingedenk ohne Zweifel seines Glanzes und seines Sturzes. Das Wort berührt einen welthistorischen Wechsel; es stammt ursprünglich von einem der großen Könige der ältesten Welt, dessen Tempelschätze nach Rom weggeführt und dann in den Besitz Gaiserichs gefallen waren. Jetzt waren sie wieder in die Hände des römischen Imperators gekommen, der sie nach Jerusalem an die dort angesiedelten Christen zurückstellte. Ein Teil der eroberten Schätze wurde an die Familie des Hilderich verteilt, Gelimer mit einem Landsitz in Galatien ausgestattet. Zum Patricius aber, wie ihm jener Heruler in Aussicht gestellt hatte, wurde er nicht ernannt; denn von dem arianischen Glauben abzufallen, hat er sich auch in seiner damaligen Hülflosigkeit geweigert.

Die Vandalen, deren Vordringen an der Spitze anderer germanischer Nationen, deren von Afrika her gegen Rom unternommener Krieg zu den Verwickelungen seit dem Anfang des fünften Jahrhunderts vornehmlich mitgewirkt hatte, war gleichsam vertilgt von der Tafel der Welt. Es ist nur eine Fortsetzung der Unternehmung gegen die Vandalen, wenn Belisar seine Waffen gegen die Goten selbst wendete. In Italien war ein Ereignis eingetreten, das der von Theoderich eingerichteten Staatsordnung mit Einem Schlage ein Ende machte.

Amalasuntha hatte nach dem Tode ihres Sohnes den vornehmsten aller Goten, die damals lebten, ihren Vetter Theodahat, zum Mitgenossen des Reiches angenommen. Ganz freiwillig war dieser Entschluß wohl nicht; denn Theodahat hatte den nächsten Erbanspruch auf das gotische Königtum. Da nun Amalasuntha auch fortan als Herrin betrachtet sein wollte, wie einst ihr Vater, und Theodahat Ansprüche machen konnte, die von ihr abhängig waren, so wurde eine Doppelregierung gegründet, die sich unmöglich behaupten ließ. Theodahat, der mit den Großen einverstanden war, die sich der Regierung Amalasunthas widersetzt hatten, geriet notwendig in Konflikt mit derselben. Nicht lange darauf wurde sie aus Ravenna entfernt, auf eine Insel des Lago di Bolsena gebracht und hier, soviel man weiß, als sie ein Bad nahm, ermordet. Das Geschlecht Theoderichs war damit fürs erste beseitigt, das Königtum unter Theodahat jedoch bestand. In Amalasuntha verlor Justinian eine Freundin und Verbündete. Überdies mußten die Bande der gotischen Herrschaft sich durch diese Vorfälle lösen. Aber auch Theodahat scheint seinem Berufe doch nicht gewachsen und kein Mann gewesen zu sein, der das gotische Reich hätte behaupten können. Er war reichbegütert in Toscana, und hauptsächlich für diesen Besitz fürchtete er, als Kaiser Justinian seine Waffen gegen Italien wendete. Der Tod Amalasunthas war ein Verlust für Justinian; ihre Ermordung empfand er als eine Beleidigung und, weil jedermann sein

gutes Verhältnis zu ihr kannte und da nun die Goten in innere Entzweiungen gerieten, so war für ihn der Moment gekommen, seine kriegerischen Unternehmungen auch auf Italien auszudehnen. Infolge des vandalischen Krieges waren Sardinien, wohin man den Kopf des gefallenen Tzazo bringen ließ, um die Nachricht von dem Untergang der Vandalen zu beglaubigen, und Korsika unter die Herrschaft der Römer zurückgekehrt. Eine Bewegung, die sich in Afrika erhob, wurde leicht und glücklich überwältigt. Das Heer wurde unter demselben Heerführer, der siegreich zurückgekommen war, nach Italien geschickt. Wir finden keine Germanen in demselben; an ihrer Stelle aber 3000 Isaurier unter ihrem nationalen Anführer Ennes. Wenn man von einer politisch-strategischen Überlegenheit reden kann, so war eine solche jetzt vollkommen im Besitz Justinians. Afrika war in seinen Händen, er beherrschte die See. Den Franken stellte er durch eine besondere Gesandtschaft vor: Italien gehöre ihm an, von den Goten sei es mit Gewalt genommen; durch stete Beleidigungen, die er von ihnen erfahren, werde er genötigt, gegen sie zu Felde zu ziehen. Er forderte die Franken auf, infolge des beiderseitigen Hasses gegen die Goten, für den er auch religiöse Gründe anführt, Hülfe zu leisten, wozu sie sich bereit erklärten.

Sicilien, damals die Kornkammer von Rom, nahm Belisar beinahe ohne Schwertstreich ein. Die Sicilianer begrüßten die Ankommenden als Befreier und streckten ihnen ihre Hände entgegen. Da will es nun scheinen, als hätte Theodahat sich nicht zugetraut, seine Herrschaft zu behaupten. Er hatte seinen Schwiegersohn, einen Goten Namens Evermuth, dem heranrückenden oströmischen Heere gegenüber aufgestellt, um es abzuwehren. Aber dieser wich von selbst aus seiner Stellung. Nach der einen der uns vorliegenden Traditionen erklärte er sich bereit, den Imperatoren zu gehorchen; nach der anderen hat er Belisar aufgefordert, unverzüglich nach Italien vorzubringen, wo man ihn nicht nur erwarte, sondern nach ihm seufze.

Ohne Schwierigkeit setzte Belisar über die Meerenge, nahm Rhegium ein und rückte vor Neapel. Hier erst trat ein Widerstand hervor, bei dem zwei verschiedene Momente zur Erscheinung kamen. Das eine lag in der Kriegsmacht der Goten, das andere in dem Maße der Ergebenheit, welche sich Theoderich und dessen Regierung in Italien erworben hatten. Von großer Wichtigkeit war, wenn ich nicht irre, diese Belagerung.

Die Neapolitaner, die eine gotische Besatzung bei sich hatten, verweigerten, sich dem kaiserlichen Feldherrn zu ergeben, so lange Belisar nicht auch Rom genommen habe, denn wofern sein Unternehmen gegen die Goten mißlinge, so würde Neapel, wenn es sich ihm angeschlossen hätte, die Feindseligkeiten der Goten und deren Rache zu erwarten haben. Es sei, meinten sie, sogar unbillig, sie jetzt zur Unterwerfung aufzufordern; Belisar möge doch erst den Kampf mit den Goten entscheiden; dann würde Neapel in seine Hand fallen. Man sieht: der Widerstand Neapels war wohl begründet, und Belisar war bereits entschlossen, die Belagerung aufzuheben und gegen Rom

vorzugehen. Wäre er aber dabei nicht glücklich gewesen, so würde dadurch das ganze Unternehmen gescheitert sein; er würde vor den Goten haben zurückweichen müssen. Da gab nun die Entdeckung eines Isauriers, daß man durch eine Wasserleitung, deren äußere Teile Belisar abgebrochen hatte, in die Stadt gelangen könne, allem eine andere Gestalt. Das schwierige Unternehmen gelang; die Stadt wurde eingenommen, die Goten konnten keinen nachhaltigen Widerstand leisten; sie fielen sämtlich in die Gefangenschaft Belisars. Das geschah im Spätsommer des Jahres 536. Man darf vielleicht behaupten, daß dies Ereignis über den ganzen Feldzug entschied. Theodahat hatte nun auch seinerseits eine mehr abwartende, als angreifende Haltung eingenommen, aber einen sehr berechtigten Vorwurf sich dadurch zugezogen, daß er Neapel in die Hände des Feindes hatte fallen lassen, ohne einen Entsatz zu versuchen. Der glaubwürdigsten der uns vorliegenden Erzählungen zufolge entschloß er sich jetzt, das gotische Heer gegen Belisar vorrücken zu lassen, doch erschien er auch in dieser dringenden Gefahr nicht selbst im Felde. Er übertrug den Oberbefehl einem der gotischen Führer, des Namens Vitiges, auf den er besonders deshalb vertrauen mochte, weil derselbe sein Waffenträger gewesen war. Das Heer rückte die appische Straße abwärts, nach einem Platz in den pontinischen Sümpfen, der ihnen Wiesen und Weiden für ihre Pferde bot, des Namens Regeta, unfern von Forum Appii.

Hier aber brach nun, als Vitiges bei dem Heere erschien, der Widerwille, den man gegen Theodahat hegte, in vollen Flammen aus. Man klagte den König nicht mehr der Feigheit, sondern der Verräterei an; er wolle augenscheinlich sein Verbrechen, kein anderes gewiß als die Ermordung Amalasunthas, beim Kaiser entschuldigen, eben zum Verderben der Goten; seine Absicht gehe nur dahin, seine Besitzungen und einen Teil seiner Macht zu behaupten, wenn auch das gotische Reich darüber zu Grunde gehe. Unter dem Getöse der Trompeten gaben die Goten ihr Mißvergnügen darüber kund, daß nicht ein streitbarer Fürst sie ins Feld führe. Sie waren nicht gemeint, Vitiges nur als Feldhauptmann an ihrer Spitze zu sehen; sie verlangten einen König, der die Waffen zu führen verstehe. Vitiges selbst sollte ihr König sein. Als Vitiges dies Vorhaben erkannte, hat er gefragt, wohin denn die Absicht des Heeres in Bezug auf Theodahat gehe. Den, rief man ihm zu, müsse man aus dem Wege räumen. Und nur geringen Widerstand setzte ihnen Vitiges entgegen; wahrscheinlich teilte er die Besorgnis des gotischen Heeres. Er wurde auf den Schild gehoben und einstimmig zum König ausgerufen. Wir haben eine in seinem Namen verfaßte Ansprache übrig, in der er besonders auf diese kriegerische Stimmung der Goten Wert legt; der Fürst müsse der Meinung entsprechen, die man von seinem Beruf überhaupt hege; er seinerseits wolle Fürsorge tragen, Theoderich nachzueifern, der einzig dazu ausgerüstet gewesen sei, für das Reich der Goten zu sorgen; der sei dessen Verwandter, wer seine Handlungen nachzuahmen vermöge. An einen Feldzug gegen Belisar war unter diesem Getümmel des Regierungswechsels

nicht zu denken. Vitiges mußte sich erst auf seinem Throne befestigen. Theodahat, der indes seine Zuflucht nach Ravenna genommen, wurde auf dem Wege durch die Getreuen des Vitiges ermordet, und dieser selbst eilte dann dahin, um die höchste Gewalt in Besitz zu nehmen.

Alle Beziehungen zu dem Geschlecht der Amaler wollte er nicht aufheben. In Ravenna lebte noch eine Tochter der Amalasuntha, Matasuentha. Mit dieser beschloß Vitiges sich zu verheiraten. Er war schon vermählt, aber er trug kein Bedenken, seine Gemahlin zu verstoßen. Hierauf fügte sich Matasuentha, aber, wie wir ausdrücklich versichert werden, nur sehr ungern und gezwungen.

Unter dieser drangvollen Verwickelung der Umstände konnte sich Rom nicht behaupten; Belisar zog am 9. Dezember 536 daselbst ein. Große Heldenthaten waren es nicht, durch welche Belisar seine Eroberungen vollzog. Daß er dem römischen Senat eigentlich willkommen gewesen wäre, läßt sich auch nicht sagen; durch eine Mission des Senats war ja Zeno einst aufgefordert worden, keinen morgenländischen Gewalthaber wieder nach Italien zu schicken. Ein guter, zeitgenössischer Bericht meldet, der römische Senat und das Volk seien ihrer alten Tugend nicht eingedenk gewesen. In Wahrheit hatten sich die Römer unter Odoaker und unter Theoderich, welche die Idee eines unabhängigen Italiens aufrecht erhielten, in einem gedeihlichen und verhältnismäßig glücklichen Zustand befunden. Selbst die religiösen Antipathien gegen die Goten waren nicht gerade stark, wie denn der damalige Papst Silverius dem Theodahat seine Einsetzung verdankte; konfessionelle Bedrückungen hatten die Katholischen von den Goten nicht erfahren; manche von diesen waren zu ihnen übergegangen. Dieser Gesinnung konnte es nicht entsprechen, daß ein Heerführer aus dem Orient herbeikam, um Italien, das er für das Eigentum des Kaisers erklärte, und vor allem Rom dem oströmischen Reiche wieder zu unterwerfen. Verkennen wir nicht: es war das erste Eingreifen eines Heeres unter byzantinischer Anführung in die Angelegenheiten von Italien. Die Römer ließen Belisar einrücken; aber ihre Meinung war, eine definitive Entscheidung über ihr Schicksal erst von den weiteren Ereignissen zu erwarten. Vitiges schloß sich durch Vermählung mit Matasuentha an Theoderich und dessen Politik an, die eine dem Hofe von Konstantinopel entgegengesetzte war. Daß Theodahat ermordet worden sei, machte Vitiges bei Justinian als ein Verdienst geltend, das dieser anerkennen sollte: denn wie gesagt, man wußte, daß der Kaiser mit Amalasuntha in Verbindung gestanden hatte. War er aber entschlossen, die alte Unabhängigkeit von Italien nochmals zu verfechten, so konnte er sich doch nicht verbergen, daß er mit dem kaiserlichen Kriegsheer, das dieselbe vernichten wollte, werde kämpfen müssen. So vollkommen Barbaren waren die Germanen, die sich einer großen Weltstellung erfreut hatten, mit nichten, daß sie nicht die allgemeine Verflechtung der Dinge auch ihrerseits in Betracht gezogen hätten. Wir werden noch darauf zurückkommen, wie sie den Orient selbst und die

Verwickelungen mit Persien ins Auge gefaßt haben. Damals aber war ihr Blick vornehmlich auf die Franken gerichtet. Sie konnten sich die Augen nicht dagegen verschließen, daß sie verloren waren, wenn diese sich mit Justinian wirklich vereinigen sollten. Wenn nun der Kaiser sein Einverständnis durch die Lage der Dinge begründet hatte, so bot diese nun auch ein Motiv dar, um die Franken mit den Goten auszusöhnen. Vitiges und seine Goten entschossen sich, die Bezirke des südlichen Galliens, die sie in Besitz genommen hatten, den Franken zu überlassen: diese versprachen ihnen dafür ihre Beihülfe in Italien, nicht zwar durch die Franken selbst, aber durch die von ihnen abhängigen Burgundionen. Insofern war die Stellung der Franken eine zweifelhafte, selbst zweideutige; sie versprachen, die Goten zu unterstützen, ohne doch mit den Römern zu brechen, denen sie kurz vorher entgegengesetzte Zusagen gemacht hatten. Ihrer damaligen Position entsprach das nach beiden Seiten hin. Sie dachten nicht, die Unternehmungen Justinians zu hindern, aber seinen Zweck zu erreichen wollten sie ihm doch keineswegs gestatten. Für den Moment war es ein unschätzbarer Vorteil für den neuen gotischen König, daß er dadurch gegen Gallien und Burgund gesichert war. Vitiges konnte alle seine Kräfte aufbieten, um Rom wieder in seine Hände zu bringen. Er war der Meinung, wenn er mit gewaltiger Heeresmacht vorrücke, werde Belisar ihn in Rom nicht erwarten. Er eilte herbei, wie man annahm, um die Flucht desselben zu verhindern.

Da kam es nun zu einer Belagerung Roms, die man zwar nicht mit früheren oder späteren vergleichen kann, die aber für die Zeit und die Umstände bezeichnend genug ist, um einige Züge aus derselben mitzuteilen.

Seltsamer Weise tritt hier derselbe Zweifel ein, der bei der Eroberung Roms durch die Gallier so viele Schwierigkeiten macht: auf welchem Ufer des Tiber der erste Zusammenstoß stattgefunden habe. Procop sagt mit Bestimmtheit, daß die Goten eine Brücke über den Tiber einnahmen, welche Belisar befestigt hatte; er habe ihnen dann den Eigang in einem persönlichen Kampfe verwehrt, bei welchem alle Angriffe des Feindes gegen ihn gerichtet und durch seine Geschicklichkeit und Unerschrockenheit — selbst das Pferd, das er dabei ritt, wird nicht vergessen — zurückgewiesen worden seien. So hoch man auch sonst die Glaubwürdigkeit Procops anschlagen mag, so fällt es doch auf, daß er hier dem Feldherrn, dem er als Beirat beigegeben war, die wichtigsten Erfolge persönlich zuschreibt. Belisar selbst hat das erste Geschoß gegen die heranrückenden Goten gerichtet und einen Führer derselben gerade in den Hals getroffen, so daß er hinstürzte; er hat den Befehl gegeben, die Geschosse auf das Zugvieh, welches die Belagerungswerkzeuge der Goten herbeischleppt, zu richten. Bei dem Sturme, den diese später unternehmen, erscheint er an der am meisten gefährdeten Stelle, so daß der Anfall unter seinen Augen zurückgeschlagen wird. Daran ist nicht zu zweifeln, daß die Thatsachen, wie Procop sie berichtet, vorgefallen sind, aber die Zusammenstellung hat doch einen panegyristischen Zug. Die Erzählung ist anti-

quarisch unschätzbar, wie wir denn da das Grabmal Hadrians zuerst in eine Burgfeste verwandelt sehen, zu deren Schutze selbst die Bildwerke der alten Götter und Heroen, durch welche sie geschmückt ist, auf die Goten herabstürzen und zur Verteidigung beitragen. Der Autor verschmäht jedoch auch die Legende nicht, nach welcher St. Peter einen Teil der Mauer in seinen Schutz genommen haben soll. Die Erzählung ist ein Gemisch von vortrefflicher eigener Kunde, christlicher und antiker Legende und panegyristischer Auffassung. Die gewaltsame Behauptung der Subordination, durch welche Belisar seinen Ruhm schmälert, wird in diesem Buche dem Neide des Geschickes, in einem anderen — das derselbe Autor verfaßt haben soll — den böswilligen Einwirkungen seiner Gemahlin zugeschrieben. Abstrahieren wir von alledem, ohne es geradehin zu leugnen, so bleiben doch unzweifelhafte Momente von historischer Bedeutung übrig.

Das erste ist das allgemeinste; die Mauern Aurelians bestanden eigentlich erst damals recht ihre Probe; sie wurden von Belisar noch besonders dazu in stand gesetzt; ihm kam bei der Verteidigung zu statten, daß er Sicilien im Besitz hatte und das Volk mit Lebensmitteln versorgen konnte; sonst nahmen die Einwohner an der Sache, die er verfocht, nur wenig Anteil. Sie haben einmal die Thore vor ihm verschlossen, weil sie fürchteten, die Feinde würden mit ihm zugleich eindringen, und erst dann wieder geöffnet, als diese zurückgewichen waren. Belisar wandte die poliorketischen Erfahrungen, die er im Orient gesammelt hatte, zur Verteidigung der Ringmauer an. Um dieselbe her schlugen sich dann seine orientalischen Reiter mit den Goten; aber diese Scharmützel, deren Procop siebenundsechzig zählt, führten doch lange zu keinem Erfolge, bis endlich die Goten den Portus Romanus, wie er damals war, in ihre Gewalt brachten und auch an einer wohlgeeigneten Stelle ein bewaffnetes Lager aufrichteten, so daß die Zufuhr zur See und zu Lande abgeschnitten wurde. Hierauf brach eine förmliche Hungersnot mit allen ihren Schrecken in der Stadt aus, so daß der Feldherr genötigt wurde, einen Stillstand auf drei Monat mit den Goten einzugehen, auf den diese auch deshalb antrugen, weil eine Gesandtschaft an den Kaiser abgehen sollte, von dem sie hofften, er werde ihre Rechte anerkennen. Allein indessen hatte Justinian schon entschieden. Um keinen Preis wollte er Italien aufgeben; er schickte abermals ein Heer hinüber, das hauptsächlich aus Isauriern bestand, bei dem sich aber auch Thracier befanden, alle unter Heerführern, die eine hohe Stellung einnahmen. Eine kleine Abteilung landete in Samnium, eine andere in Hydrus (Otranto), eine dritte in Neapel. Diese nun unter dem Magister Militum Johannes schlug, reich mit Lebensmitteln versehen, den Weg nach dem Portus Romanus ein.

Es gelang ihm, den Goten zum Trotz, nicht allein Lebensmittel an das Land zu bringen, sondern auch in ihrem Rücken Aternum (Ortona) und sogar Rimini zu besetzen. Hierdurch hauptsächlich wurde Vitiges genötigt, seine Belagerung aufzuheben, er mußte jetzt die vorzugsweise von den Goten eingenommenen Landschaften zu retten suchen. Soeben noch gemeint, Rom auf

die eine oder die andere Weise zu erobern, mußte er jetzt an die Verteidigung denken. Er besetzte Chiusi, Orvieto, Todi, Osimo, Urbino und einige andere Plätze; allenthalben setzte er gotische Heerführer ein. Sein Hauptaugenmerk war auf Rimini gerichtet, welches nun der vornehmste Schauplatz der Entscheidungen wurde, unerwarteter Weise in zwiefacher Hinsicht. Denn auch zwischen Belisar und den neuangelangten Hülfsvölkern waltete doch kein rechtes Einverständnis ob. Belisar wollte den Anführer derselben, Johannes, aus Rimini herausziehen und die Stadt anderweit besetzen; Johannes aber weigerte sich, ihm Gehorsam zu leisten, wobei ihm seine Truppen großenteils folgten, während die Freunde Belisars sich zu diesem zurückzogen. Vitiges rückte heran, um Rimini wieder einzunehmen, und für das oströmische Heer war nun die nächste Aufgabe, diese Stadt zu entsetzen. Noch mit einem anderen Heerführer der herbeigeführten Hülfsvölker geriet Belisar in Zerwürfnis. Die Rangordnung des Hofes wirkte auf die militärischen Verhältnisse zurück, besonders seitdem der Eunuch Narses, ein doppelt einflußreicher Mann, weil er den Schatz verwaltete und zu den vertrautesten Ratgebern Justinians gehörte, mit einer Schar von Herulern, die damals unter den Kriegsbanden fast den vornehmsten Ruf hatten, in Italien erschienen war. Unter dessen Einfluß nun geschah es, daß unter allen möglichen Unternehmungen, über die man beriet, der Entsatz von Rimini als die dringendste anerkannt wurde. Ohne alle Schwierigkeit wurde derselbe bewerkstelligt. Zugleich durch die Ankunft des Heeres, das sie für bei weitem stärker hielten als es war, und durch das Herbeikommen einer kleinen Flotte erschreckt, hoben die Goten in stürmischer Eile die Belagerung von Rimini auf; Belisar konnte in die Stadt einziehen. Hier aber kam der Hader zwischen den Feldherren zu vollem Ausbruch. Auf eine Andeutung Belisars, die Belagerten seien einer Abteilung seiner Truppen, deren Führer er nannte, die Rettung schuldig, antwortete Johannes: nicht diesem, sondern dem Narses, auf dessen Rat sein Entsatz beschlossen worden, fühle er sich zu Danke verpflichtet. Bei einem Zug gegen Urbino erlebte man dann, daß Narses, der das Unternehmen überhaupt gemißbilligt hatte, mit seinem Heerhaufen eine abgesonderte Stellung einnahm. Belisar gelang es doch, sich der Stadt zu bemächtigen. Aber auf einen einzelnen Platz beschränkte sich die Differenz zwischen Belisar und Narses nicht. Infolge des Abkommens mit Vitiges waren die Franken oder vielmehr die von ihnen abhängigen Burgundionen nach Oberitalien vorgedrungen, wo sie dann ohne Mühe die Oberhand erlangten, so daß sie die Römer, welche, wie Neapel, Rom, Rimini, bereits auch Mailand eingenommen hatten, durch Goten verstärkt, daselbst belagerten. Belisar faßte die Absicht, ohne Verzug dahin vorzurücken und das Heer der Belagerer zu zersprengen. Er schickte eine Heeresabteilung ab, die aber am Po innehielt. Narses dagegen meinte: die Straße und Provinz Aemilia, durch welche Ravenna von dem übrigen Italien abgeschnitten würde, in Besitz zu nehmen, sei mehr im Interesse des Kaisers.

Aus einem Schreiben Justinians, worin er angewiesen wurde, Belisar zu gehorchen „zum Vorteil des Reiches", zog er den Schluß, daß von keiner Unterordnung die Rede sein könne, sobald dies der Vorteil des Kaisers nicht sei. Er hatte bereits den ihm ergebenen Johannes nach Aemilia geschickt, um sich dieser Provinz zu bemächtigen. Dergestalt gab es gleichsam zwei Oberbefehlshaber nebeneinander, deren Uneinigkeit dann wieder dem Gegner sehr vorteilhaft war. Als die belisarischen Kriegsobersten anderweite Hülfe verlangten, um es wagen zu können, über den Po zu gehen, weigerten sich die von Narses abhängigen, ohne dessen Befehl ihnen zu Hülfe zu kommen. Zwar gab nun Narses diesen Befehl; allein indessen war für den Entsatz von Mailand die rechte Zeit verstrichen; es fiel in die Hände der Goten, die zwar der Besatzung freien Abzug gestatteten, die Stadt aber entsetzlich verwüsteten; die Mailänderinnen, die sie zu Gefangenen machten, überließen sie als Sklavinnen den Burgundionen. Dann kam auch König Theodebert in Person über die Alpen, in der Absicht, Italien, welches die Goten allein zu verteidigen nicht fähig waren, mit ihnen zu teilen. Er hat das Vitiges selbst vorgeschlagen, der aber, von Belisar aufmerksam gemacht, welchen Gefahren er sich aussetze, es vorzog, mit dem Kaiser zu verhandeln. Auch Justinian bot eine Teilung an; er wollte den Goten das transpadanische Gallien überlassen, um auf einen früheren Ausdruck zurückzukommen: das kontinentale Italien; das peninsulare wollte er behaupten und mit seinem Reiche vereinigen; die Schätze wollte man teilen. Der Entschluß des Kaisers beruhte noch auf einem anderen Moment. Soeben war der Krieg mit Persien wieder ausgebrochen, soviel man weiß, auf Antrieb der Goten selbst. Der Kaiser wünschte dem Kampfe in Italien ein Ende zu machen; er berief Narses ab und ließ eine ähnliche Abberufung auch an Belisar ergehen. Wie greifen da wieder alle Verhältnisse der Welt ineinander! Es ist abermals der Widerstand gegen die Perser und gegen die Germanen, welcher, wie einst das alte, so jetzt das neue Rom berührt. Aber jetzt hatten im Westen die Franken die Oberhand und die Frage war, ob Italien zwischen ihnen und den Goten geteilt werden solle oder zwischen den Goten und Oströmern. Den in Ravenna eingeschlossenen Goten war es zweifelhaft, auf welche Seite sie sich schlagen sollten. Zu einem Entschluß aber mußten sie kommen, schon deshalb, weil Belisar ihnen zu Land und zur See alle Zufuhr abgeschnitten hatte. Der Entschluß aber, den sie faßten, war ein höchst außerordentlicher. Sie gerieten auf den Gedanken, den klugen und glücklichen Heerführer, von dem sie in ihr Unglück verwickelt worden waren, der aber jetzt die Gunst seines Kaisers nicht mehr zu besitzen schien, an ihre Spitze zu stellen. Er sollte, so meinten sie, als der König der Goten und Italioten zugleich sich dem Kaiser entgegensetzen und die Herrschaft, welche die theodosianische Dynastie von Ravenna her ausgeübt hatte, in Besitz nehmen. Gleich bei den ersten Anfängen eines byzantinischen Kaisers tauchte die Frage auf, welche in dem abendländischen Reiche so oft entscheidend gewesen war; es konnte scheinen, als

würde der Heerführer an der Spitze eines ihm ergebenen Heeres sich dem Kaiser gegenüberstellen und sich durch die Goten verstärken.

Die Goten in Ravenna zogen die Vereinbarung mit dem römischen Kriegsführer den Eventualitäten eines Bündnisses mit den Franken vor; sie selbst würden ja dann in Ravenna an der neuen Regierung desselben teilgenommen haben. Und an und für sich hätte Belisar in seiner damaligen Situation wohl Anlaß gehabt, auf Anerbietungen dieser Art einzugehen. Denn der Kern des Heeres, das er anführte, bestand in den Haustruppen, die ihm persönlich ergeben waren. Sie zählten siebentausend Mann, lauter auserwählte und trefflich eingeschulte kriegsgeübte Leute, denen man in Italien die errungenen Erfolge fast ausschließend zuschrieb. Man hörte das Wort: die Goten seien allein durch die Haustruppen Belisars bezwungen worden. Dazu kamen dann eigenmächtige Unbotmäßigkeiten anderer Heerführer, die in Byzanz Rückhalt zu finden anfingen. Da hätte es nun wohl scheinen können, als würde Belisar durch eine selbständige Aufstellung in Italien aller dieser Gegner mächtig geworden sein. Und wir wissen, nichts neues wäre es in dem römischen Reiche gewesen, wenn ein großer Heerführer sich seinem Kaiser entgegengesetzt hätte.

Allein mit den alten Zeiten und der Natur des Imperiums war auch die Gesinnung der Männer, die demselben dienten, von Grund aus verändert. Belisar war ein Vorbild dieser Gesinnung — ein Mann, der alles, was er that, mit Umsicht und Bedachtsamkeit vollzog. Die Selbständigkeit, die ihm der Kaiser bewilligt hatte, und die er in den Aktionen selbst behauptete, bewog ihn doch nicht, irgend etwas gegen den Willen desselben vorzunehmen.

Man hat erzählt, er habe dem Kaiser einen Eidschwur geleistet, daß er sich bei dessen Lebzeiten nicht eigenmächtig aufstellen werde. Er war im Dienste Justinians noch vor dessen Thronbesteigung emporgekommen; durch alles, was sich seitdem ereignet hatte, fühlte er sich an ihn gefesselt. Entfernt davon, die Herrschaft von Italien anzustreben, hat er vielmehr dem Kaiser durch scheinbares Eingehen auf die gotischen Pläne Stadt und Hafen von Ravenna verschafft.

Die Sache ist nach dem Zeugnis des in alle Einzelheiten eingeweihten Procop folgendermaßen vor sich gegangen. Die Goten in Ravenna schickten eine Botschaft an Belisar, um mit ihm einen Pakt zu schließen, welcher zwei Punkte enthalten sollte: den einen, daß er ihnen persönliche Sicherheit zusagen, den anderen, daß er ihnen versprechen solle, König der Goten und Italioten zu werden; gehe er darauf ein, so sollten die Gesandten ihn und sein militärisches Gefolge sofort nach Ravenna bringen. Es versteht sich von selbst, daß die Verhandlungen sehr geheime waren. Belisar nahm den ersten Punkt an; was aber die höchste Gewalt betreffe, so werde er die Übereinkunft nur vor dem König und den Großen der Goten beschwören.

Es sieht beinahe aus, als ob er hiebei sich doch auch von den Römern emancipieren und die Entscheidung der Angelegenheit in seine eigene Hand habe bringen wollen. Aber dabei hat er doch etwas hoffen lassen, was er entschlossen war nicht auszuführen. Infolge seiner Versprechungen rückte er in Ravenna ein.

Dem Vitiges wurde seine äußere Ehre gewahrt; faktisch aber brachte ihn Belisar in seine Gewalt. Man erlebte, daß eine größere Zahl von einer kleinen überwältigt und gleichsam in Gefangenschaft geführt wurde, worüber die gotischen Frauen in heftige Verwünschungen ausbrachen. Belisar wußte einen großen Teil der Goten auf ihre Landgüter zu entfernen; er erlaubte sich keine Gewaltthätigkeiten, nahm jedoch die Schätze des Palastes in Besitz. Und nicht allein diese, sondern auch die Tochter Amalasunthas, Matasuentha, und den Gotenkönig Vitiges führte er nach Konstantinopel fort. Die Befehlshaber der benachbarten Plätze ergaben sich größtenteils an Belisar.

In der Vorhalle des kaiserlichen Palastes, den Justinian umbauen ließ, wurde eine Darstellung der Rückkehr des Belisar angebracht, der die Beute, die er gemacht, und die Fürsten, die er gefangen genommen, vorführt. Neben dem Kaiser erblickt man seine Gemahlin und daneben die Senatoren; alle in einer Haltung, in welcher sich die freudigste Teilnahme kundgab. Und gewiß war der Erfolg für das Reich von Konstantinopel von größtem Wert; Afrika, sowie das südliche Italien und die ganze adriatische Seeküste standen wieder unter der unmittelbaren Herrschaft des Kaisers. In der Hauptstadt war Belisar der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung.

Die Besorgnisse, welche man vor Afrika seit Gaiserich, vor Italien unter Theoderich unaufhörlich gehabt hatte, waren durch Belisar rasch und glücklich gehoben. Man sah ihn täglich mit seinem Gefolge von Vandalen, Goten und Mauren einherschreiten: man konnte sich nicht satt an ihm sehen: ein hochgewachsener Mann, der im Getümmel der Waffen seine Leutseligkeit bewahrt hatte, geliebt von den Soldaten, bewundert vom Volke. Daß er die Autorität des römischen Reiches in Afrika und Italien wiederhergestellt hat, giebt ihm einen Anspruch auf universalen Nachruhm.

Siebzehntes Kapitel.

Wiedererhebung und nochmalige Überwältigung der Goten. Totila, Narses.

Es springt in die Augen, welche Bedeutung dies Ereignis für die allgemeinen welthistorischen Probleme hatte, aber entschieden waren sie damit nicht; die Gegensätze zwischen der römischen und germanischen Welt stießen immer aufs neue aufeinander, nur an anderen Orten und in anderer Weise.

Die ostgotische Unabhängigkeit war zu Grunde gerichtet, aber an Stelle derselben trat die fränkische Macht in den Vordergrund. Wir erinnern uns, wie gewaltig Theoderich den Franken entgegengetreten war. Zeit seines Lebens hatte er sie in einer gewissen Unterordnung gehalten; um so stärker kamen sie empor, als er gestorben war. Die von ihm zurückgehaltenen Frankenkönige stürzten sich auf die Nachbarn, die bisher von den Ostgoten in Schutz genommen waren. Der Austrasier Theoderich brachte nun erst die Alemannen unter seine Botmäßigkeit und nahm Thüringen in Besitz.

Die Veränderung der Lage kommt vor allem in Thüringen, welches einen guten Teil des inneren Germanien beherrschte, zur Erscheinung. Chlodwig hatte, noch vor den Alemannen, die Thüringer besiegt. Theoderich gab ihnen die politische Existenz zurück und bestätigte sie durch verwandtschaftliche Verbindung. Aber das hing mit dem Bestehen des ostgotischen Reiches aufs engste zusammen. Die Söhne Chlodwigs erhoben sich in ihrer ursprünglichen Überlegenheit und warfen die Schöpfung Theoderichs nieder. Der Ehrgeiz der Schwestertochter des verstorbenen Ostgotenkönigs, Amalaberga, die mit Hermanfried, dem König der Thüringer, vermählt war, gab hiezu den vornehmsten Anlaß. Thüringen erlag dem Anfalle der in den Kämpfen in Gallien erstarkten fränkischen Kriegsmannschaften der merowingischen Könige von Metz und Soissons. Amalaberga nahm ihre Zuflucht nach Italien zu ihrem Bruder Theodahat. Auch daraus sieht man, was es mit dem Sturz desselben auf sich hatte; hätte er sich verteidigen können, so würde er auch die Autorität der Ostgoten in Germanien aufrecht erhalten haben. Damals zuerst sind die Ufer der Unstrut in eine allgemeine historische Beziehung getreten. Der Palast der thüringischen Könige an den Ufern dieses Flusses zerfiel in Staub und Trümmer. Das thüringische Königreich ging unter, doch finden wir einige Überreste der Familie in Konstantinopel und an den fränkischen Höfen, wo sie dann verschwinden. Auch die Alemannen konnten sich ohne den Schutz der Ostgoten der Übermacht der Franken nicht lange erwehren. Indem sich nun dergestalt deren Macht in Germanien erneuerte und festsetzte, wurden sie auch ihrer gallischen Nebenbuhler Meister.

Den Söhnen der Clotilde hatte sich bei ihrem Angriff auf Burgund

die Konkurrenz des ostgotischen Königs entgegengestellt; er hatte einen Teil des burgundischen Gebietes an sich gerissen, aber König Godomar nicht verdrängen lassen. Es scheint nun, als sei es nach dem Tode Theoderichs zu einer Auseinandersetzung zwischen Burgund und dem ostgotischen Hofe gekommen, wodurch jenes sein Gebiet wiedererhielt. Aber zugleich hatte König Godomar durch diesen Todesfall seine beste Stütze verloren. Einem neuen Angriff der fränkischen Könige konnte er keinen Widerstand leisten; er wurde geschlagen, sein gesamtes Gebiet wurde von den Frankenkönigen in Besitz genommen und geteilt. Der letzte burgundische König endete sein Leben, so viel man weiß, in einem fränkischen Kastell. Die Macht der Franken wurde hierdurch gleichsam verdoppelt. Sie brachten die Gebiete, welche die Germanen zuerst kolonisiert hatten, und die, von denen sie ausgegangen waren, die zum Teil noch ihren Namen trugen, Helvetien, Savoyen und einen Teil des hohen Gebirges, welches Europa überhaupt beherrscht, unter ihre Botmäßigkeit. Sie ließen es im allgemeinen bestehen, wie sie es fanden; doch wurden verschiedene wichtige Plätze den kleinen Königreichen zu teil. Autun, das alte Augustodunum, das durch Belagerung genommen war, ging an Theoderich von Metz über.

Überhaupt nahm dieser, da doch alle Gebiete der Franken seine Autorität anerkannten, eine große Stellung in der Welt ein. In einem seiner Schreiben rühmt er sich, daß auch die Sachsen ihm gehorsam seien. In dieser Lage befand man sich, als die Botschaft Justinians, von der wir oben berichteten, an die Franken gelangte. Justinian suchte, als er sich zum Angriff gegen die Ostgoten anschickte, ein Bündnis mit denselben, ungefähr wie einst Constantius die germanischen Bevölkerungen gegen Magnentius in die Waffen gebracht hatte, aber wie unter ganz anderen Umständen, so auch mit bei weitem entschiedeneren Erfolgen. Zwischen Justinian und den Franken bildete jetzt auch die Religion ein näheres Verhältnis. Der rechtgläubige Kaiser wollte die Arianer so wenig in Gallien dulden, wie in Italien. Eben das Bekenntnis des Katholicismus aber gab den Franken eine überlegene Stellung in dem inneren Gallien. Man darf wohl hinzufügen, daß diese in der Annäherung des Kaisers zugleich eine Anerkennung ihrer bisherigen Eroberungen sehen durften: denn wie hätte er sonst in ein völkerrechtliches Verhältnis mit ihnen treten können. Sie gingen auf die Aufträge des Kaisers ein, aber zu einem intimen Verständnis, wozu zu allen Zeiten noch mehr gehörte, als die bloße Urkunde eines Versprechens, ist es doch nicht gekommen. Die Franken haben nie aufgehört, eine Ausdehnung der kaiserlichen Autorität selbst nach Gallien zu fürchten.

Nach einigen Bedenken nahmen sie die Anträge des Vitiges an, der ihnen die von Theoderich nicht allein im letzten, sondern auch früher im westgotischen Kriege in Besitz genommenen Landschaften antrug, wenn sie ihm gegen den Kaiser Hülfe leisten wollten. Dadurch erst wurde der Umkreis ihrer Eroberungen den Goten gegenüber vollendet und bestätigt. Zu welcher Größe und Machtfülle hatte sich das fränkische Reich emporgeschwungen! Herrschend in

Germanien, in Gallien, vordringend nach Spanien, an der Spitze der Völker, die früher Italien heimgesucht hatten, und in einem selbständigen Verhältnis zum oströmischen Reiche! An die Spitze dieser Macht trat nun in dem Sohne Theoderichs von Metz, Theodebert, ein Fürst, der der größten Conceptionen fähig war. Ich fürchte nicht, etwas fremdartiges in die politischen Verflechtungen des 6. Jahrhunderts hineinzutragen, wenn ich annehme, daß den Franken ein treffendes Verständnis ihrer damaligen Beziehungen innewohnte. Die Fortschritte Belisars in Italien konnten ihnen nicht anders als genehm sein, weil dessen Unternehmen zugleich ihnen selbst eine freundschaftliche Abkunft mit Justinian verschafft hatte. Aber, daß sie nun, von ihrer Seite einbrechend, die Ostgoten vollständig hätten verderben sollen, würde doch weit über die Pflicht der Selbsterhaltung hinausgegangen sein. Theodebert entschloß sich, wie berührt, noch vor der letzten Entscheidung in Italien einzudringen; sein stattliches Heer aber wurde durch die Einwirkung des Klimas und epidemische Krankheiten unfähig gemacht, nachdrücklich einzugreifen. Die Franken erscheinen jetzt als die Vorfechter der Gesamtheit der germanischen Völker, wenn wir so sagen dürfen, der germanischen Idee, besonders auch der Ostgoten selbst. Nach jenem Ereignis von Ravenna, durch welches Italien an das Kaisertum zurückfiel, waren sie durchaus nicht geneigt, auch das gesamte Oberitalien in oströmische Hände geraten zu lassen. Wohin ihre Entwürfe gingen, kann man am besten aus dem Vertrage abnehmen, den sie einige Jahre später mit den Goten abschlossen, kraft dessen beide im Kriege gegen Justinian gemeinschaftliche Sache machen und, wenn es ihnen damit gelinge, alsdann über die von jedem Teile gemachten Eroberungen sich verständigen würden, wie es zu beiderseitiger Genugthuung das beste scheinen werde. Theodebert war bereits von dem Ehrgeiz, die Weltherrschaft zu teilen, ergriffen; er fühlte sich dadurch beleidigt, daß Justinian unter seinen Titeln auch den eines Besiegers der Franken und Alemannen angenommen hatte. Rhätien war ihm schon zugefallen; er dachte daran, die römischen Grenzen mit einer großen Heeresmacht zu durchbrechen und von Illyrien nach Konstantinopel selbst vorzudringen. Man hat eine Münze, nach welcher er sich selbst den Titel Augustus beigelegt zu haben scheint. Unter dem Zeichen des Kreuzes wollte er Konstantinopel bezwingen. Zu dieser großen Kombination gehörte es, daß Justinian auch von anderer Seite Feindseligkeiten erfuhr, die sehr weitaussehend zu werden drohten.

Soviel man weiß, hat Vitiges, der einen weitumfassenden Blick für die allgemeinen Verhältnisse besaß, dem man die Abkunft mit den Franken zu verdanken hatte, auch eine Verbindung mit dem entfernten Osten eingeleitet. Er gewann zwei Priester, nicht von gotischer, sondern von lateinischer Abkunft, aus Ligurien, um sich mitten durch die oströmischen Gebiete hindurch zu den persischen Monarchen zu begeben. Dem stellten sie vor, seine ruhige Haltung werde dem Kaiser den Weg bahnen, Herr und Meister der gesamten Welt zu werden; die völlige Unterwerfung der Goten werde Justinian in den Stand

setzen, seine Streitkräfte gegen die Perser ins Feld zu stellen. Chosroes Nuschirwan, dem man von einer mit den Hunnen gegen ihn geplanten Feindseligkeit gesprochen hatte, ging auf diese Kombination ein.

Der Friede mit Persien hatte den Kaiser in den Stand gesetzt, seine Feinde im Occident zu bezwingen; die ganze Lage veränderte sich, als Nuschirwan die Feindseligkeiten wieder eröffnete; er drang nach Commagene vor und verwüstete das römische Asien.

In dem Wiederausbruch des Krieges, in welchem Belisar sich zuerst ausgezeichnet hatte, lag nun ein sehr naheliegendes Motiv für den Kaiser, demselben die Oberanführung gegen Persien von neuem anzuvertrauen, wohin er sich ohne weiteres begab.

Wir haben hier nicht die einzelnen Kriegshandlungen zu begleiten; das einzig Wichtige ist die allgemeine Gestaltung der Dinge. Man kann mit Grund sagen, daß es damals drei große Mächte in der Welt gab: die Franken und die Perser neben dem Kaiser von Konstantinopel. Ein Verständnis zwischen Franken und Persern tritt nicht hervor. Aber das Ereignis ist doch, daß die Eroberung Italiens die einen und die anderen gegen Konstantinopel aufregte und den Goten die Möglichkeit verschaffte, sich nochmals zu regen. Auf diesen Kampf nun zwischen den Goten und der kaiserlichen Macht muß unser Augenmerk vornehmlich gerichtet sein.

Mit dem Verlust von Ravenna waren die Goten keineswegs vernichtet; sie erhoben sich zu einem Widerstand, der gleichsam als ein neuer Krieg anzusehen ist. Charakteristisch ist die Erklärung eines der Vornehmsten unter ihnen, Ildibad: sich den Ansichten der übrigen anschließen zu wollen, wofern Belisar ihr König werde; nicht aber, wenn das nicht der Fall sei. Als aller Zweifel hierüber geschwunden war, wurde Ildibad selbst in Ticinum mit dem Purpur bekleidet.

Aber es war nicht so leicht, unter den Goten sich aus dem Stande der Großen in den des allgemeinen Oberhauptes zu erheben. Die Gemahlin Ildibads wurde eifersüchtig, weil sie nicht so prächtig geschmückt war, wie die Gemahlinnen anderer Großen, die den neuen König umgaben; sie wurde sogar verhöhnt. Ildibad rächte sich durch den Mord dessen, der sie beleidigt hatte — wie Siegfried ermordet ward. Aber damit forderte er die Blutrache eines Verwandten des Ermordeten heraus; einst bei der Tafel hinter dem König stehend, schlug er diesem mit seinem Schwerte das Haupt ab, so daß es gräßlich über den Tisch hinrollte.

Nach ihm erhob sich ein Fürst aus dem Stamme der Rugier, die immer zusammengehalten und sich ausschließlich untereinander verheiratet hatten, was ihnen denn eine besondere, auf das Stammesgefühl begründete Stärke verliehen haben wird, des Namens Erarich. Die oströmischen Truppen hatten eine so starke Stellung, daß es doch ein Wagstück zu sein schien, ihnen zu widerstreben. Auch Erarich wollte nicht sein eigenes Leben aufs Spiel setzen und trat in Verhandlungen mit Justinian, um wenigstens auf die alten, in

Ravenna angebotenen Bedingungen Friede zu schließen. Die vornehmsten der Goten aber waren nicht der Meinung, dem Rugier den Vorteil einer solchen Vereinbarung allein zuzugestehen. Der gotische Befehlshaber in Tarvisium, Totila, war mit den Römern in Verhandlung getreten, um für sich selbst Sicherheit und Vorteile auszubedingen, wenn er seine Feste ihnen ausliefere. Totila war der Neffe Ildibads; die Goten, die daran festhielten, daß man den Oströmern Italien streitig machen müsse, wendeten ihr Auge auf ihn und trugen ihm an, an Stelle des Rugiers ihr König zu werden. Totila verschmähte ihre Anträge nicht, wollte aber gleichfalls nicht seine persönliche Existenz gefährden. Er ließ die Goten wissen, sobald Erarich aus dem Wege geräumt sei, wolle er ihr König werden; wäre das aber bis zu einem bestimmten Tage nicht geschehen, so würde er seine Abkunft mit den Befehlshabern in Ravenna treffen. Erarich wurde getötet. Totila empfing den Purpur. Durch den aber erhielt das gotische Königtum wieder eine gewisse Konsistenz und Charakter. Die transpadanischen Goten, davon durchdrungen, sich dem römischen Imperium nicht unterwerfen zu wollen, ergreifen wieder die Waffen mit erneuertem Eifer. Ihre Defensive verwandelt sich in eine Offensive, welche dadurch unterstützt wurde, daß die Oströmer, nicht mehr einheitlich geführt, sich weniger furchtbar erwiesen. In dem Kampf erscheinen die aus dem Osten herbeigeführten Nationalitäten: Hunnen, Persarmenier, Isaurier, in der Thal noch mehr Barbaren, als die Goten selbst. Sie dringen einmal in Verona ein, werden aber wieder von da zurückgeschlagen. Der Persarmenier Artabazes, der den Angriff geleitet hatte, rettete sich nur durch einen Sprung von der Mauer; charakteristisch ist der Zweikampf des Artabazes mit einem riesenhaften und wohlgewappneten Goten, bei dem sie beide umkamen; der Gote durch die List des Artabazes, dieser selbst durch einen sonderbaren Unfall bei der Leiche des Erschlagenen. Noch einmal stellten sich die Truppen des Kaisers den Goten im offenen Felde entgegen, wurden aber besiegt; ihre Feldzeichen fielen in die Hände der Goten, von ihren Mannschaften gingen viele zu diesen über. Die Stärke der Kaiserlichen bestand in den festen Plätzen, die sie inne hatten: Rom, Ravenna, Spoleto, Auximum, Florenz, Perugia, Neapel. Auch viele kleinere Festen waren in ihren Händen; die Bevölkerung Italiens geriet unter die Herrschaft zweier feindseliger Truppenkörper, von denen der eine ihr innerhalb der Mauern beschwerlich fiel, der andere das offene Land beherrschte. Man versteht es, wenn Totila die Mauern der Städte, die er einnahm, schleifte, wie einst Cato die iberischen: denn nur im offenen Felde war er Meister. Auch eine der großen Städte, die nämlich, deren Einnahme den Kampf überhaupt entschieden hatte, Neapel, brachte Totila im Frühjahr 543 in seine Hand; er hatte bedeckte Ruderschiffe, mit denen er den Golf beherrschte. Er vergalt es den Neapolitanern mit Gnadenerweisungen, daß sie immer Freunde der Goten gewesen waren. Überhaupt legte Totila Entschlossenheit und Geschicklichkeit, überdies aber auch Mäßigung gegen die Besiegten an den Tag. Dann wandte er seine Augen nach Rom. Er hatte

die senatorischen Frauen, die in seine Hände gefallen waren, mit ehrerbietiger Schonung behandelt. Den Römern selbst brachte er das freundschaftliche Verhältnis in Erinnerung, in dem Theoderich zu ihnen gestanden hatte. Auch arianische Priester gab es in Rom, die sich zur Partei der Goten hielten. Die Nation war waffenlos, willenlos; der Kampf fand zwischen den Goten, welche früher die Besatzung ausgemacht, und den oströmischen Feldherren statt, welche dieselbe zu ersetzen begonnen hatten. Unter den damaligen Umständen vermochten diese sich nur durch Unterdrückung der Unterthanen zu behaupten, ohne doch dabei Ordnung unter den Soldaten aufrecht zu erhalten.

Auf die ersten Erfolge der Goten scheint Justinian wenig Wert gelegt zu haben. Nach dem Verlust von Neapel aber, als Totila auch zur See mächtig erschien und Otranto belagern ließ, zugleich aber selbst sich nach Rom wandte, wo er durch Maueranschläge den Einwohnern erklärte, daß die Goten ihre Freunde seien, fing man auch in Konstantinopel an, besorgt zu werden; man empfand die Notwendigkeit, der wiederauflebenden gotischen Macht besseren Widerstand zu leisten, und sehr begreiflich ist es wohl, daß sich auch hiebei die Augen wieder auf Belisar wandten, der die Goten vor kurzem überwältigt hatte und jetzt gegen die Perser nicht mehr ausrichtete, als auch ein anderer Feldherr vermocht hätte. Damit aber, daß man ihn zurückberief und zuletzt wieder nach Italien schickte, sind noch andere Umstände wichtigster Art verknüpft gewesen, die wir nicht übergehen dürfen. Im Jahre 542 wurden zunächst Ägypten und der Orient von einer jener großen Seuchen heimgesucht, welche unzählige Menschenleben gekostet haben. Es war eine wahrhaft pestilenziarische Krankheit, soviel man aus den Beschreibungen derselben erkennen kann: die Bubonenpest, die dann fast regelmäßig von fünfzehn zu fünfzehn Jahren erschienen ist und wesentlich dazu beigetragen hat, die Epochen der Geschichte von einander zu scheiden. Damals drang sie auch nach Konstantinopel vor, wo sie über ein Vierteljahr wütete und bisweilen an Einem Tage 10000 Menschen hinweggerafft haben soll. Die entmutigende Verwirrung, die dadurch entstand, wird dazu beigetragen haben, daß dem Totila in Italien kein stärkerer Widerstand geleistet wurde. Es erfolgte aber noch eine andere Wirkung auf die öffentlichen Angelegenheiten. Auch Kaiser Justinian war von der Seuche befallen worden, und bei den im Felde gegen die Perser stehenden Truppen erscholl das Gerücht, er sei bereits gestorben. Jedermann beschäftigte sich mit der Frage, wie der Thron des Kaisers, wenn jener Fall eintrete, wieder besetzt werden solle. Es war ein Problem, welches in die Geschichte des Kaisertums wesentlich eingriff. Denn wenn unter den Kaisern des 5. Jahrhunderts die Entscheidung immer vom Palast und den in demselben herrschenden Frauen ausging, so war darin unter Justin I., dem Oheim Justinians, eine Veränderung eingetreten. An der Ersetzung des Anastasius hatten die Truppen einen überwiegenden Anteil, wie ihnen ein solcher früher immer zugestanden hatte.

Einige der großen Anführer sprachen nun die Meinung aus, daß, wenn

in Byzanz dazu geschritten werde, einen anderen Kaiser zu ernennen, dies nicht zugegeben werden dürfe.

Man sieht wohl, was darin liegt. Die Truppen wollten die Erhebung des Nachfolgers nicht dem im Palast herrschenden Einfluß überlassen; sie wollten selbst an der Besetzung des Thrones teilnehmen. Sie ließen sogar verlauten, daß sie im anderen Falle keinen Gehorsam leisten würden. Dieser Anspruch reicht weit über die in dem Palast vorwaltenden Irrungen und persönlichen Strömungen hinaus. Man darf ihn nicht übersehen, wenn man die folgenden Verwickelungen verstehen will. Justinian genas von seiner Krankheit. Theodora, der hierauf jene Äußerungen mitgeteilt wurden, fühlte sich durch dieselben tief beleidigt: denn ihr gehörte jener Einfluß an, dem sich die Feldobersten entgegensetzen wollten. Sie zögerte keinen Augenblick, die Vornehmsten, welche jene Worte gesprochen haben sollten, nach Konstantinopel zu bescheiden. Vornehmlich waren das Buzes und Belisar. Der erste wurde zu Theodora beschieden und in das unterirdische Gefängnis geworfen, das sie in ihrem Palast eingerichtet hatte. Mit Belisar verfuhr man glimpflicher. Aber er empfand, daß er jetzt in Ungnade gefallen war; den hochberühmten Mann, der vor kurzem ein großes Gefolge um sich gehabt hatte, sah man einsam und niedergeschlagen in den Straßen einhergehen. Es soll vorgekommen sein, daß er, als er von dem Palast nach Hause zurückkehrte, scheu um sich blickte, gleich als fürchte er von abgeschickten Meuchelmördern ermordet zu werden. Bei seiner Gemahlin Antonina, mit der er damals nicht in gutem Einvernehmen lebte, fand er keinen Trost. Als ein kaiserlicher Hofbeamter bei ihm eintrat, fürchtete er schon, daß er ein Todesurteil vernehmen werde. Der Hofmann aber teilte ihm ein Schreiben der Kaiserin mit, welches ganz anders lautete. Sie stand mit Antonina, der Gemahlin Belisars, in bestem Verständnis, und zwischen beiden war eine Vermählung der Tochter Belisars, Johannina, mit dem nächsten Verwandten der Kaiserin verabredet worden. Wir erörtern die einzelnen Umstände nicht, über die wir nur unsichere Überlieferungen finden; die Hauptsache ist, daß Belisar in unmittelbare verwandtschaftliche Verbindung mit der kaiserlichen Familie trat. Gegen Justinian hätte er sich gemäß seinem Versprechen niemals empört; gegen Theodora wurden ihm dadurch die Hände gebunden, daß er in nächste verwandtschaftliche Verbindung mit ihr selber gezogen wurde. Wenn Belisar nun aber den Antrag gestellt hat, wieder nach Persien zurückkehren zu können, so darf es nicht Wunder nehmen, daß ihm dies verweigert wurde; denn eben diese hohe militärische Stellung hatte die Eifersucht gegen ihn rege gemacht. Nur einen unbedingt ergebenen Heerführer hätte man an die Spitze der Armee stellen können, die damals die stärkste war.

Man nahm Bedacht, dem persischen Kriege, der so gefährliche Folgen herbeizuführen gedroht hatte, überhaupt wenigstens ein zeitweiliges Ende zu machen. Durch abermalige Geldzahlungen wurde Chosroes bewogen, einen Waffenstillstand auf fünf Jahre einzugehen. Dann wurde Belisar, der durch

die Ernennung zum Comes stabuli, Oberstallmeister, dem Hof neu verpflichtet ward, nach Italien geschickt. Da er aber nicht mehr die volle Gnade des kaiserlichen Hofes besaß wie ehedem, wurde er nicht mehr so unterstützt, wie es nötig gewesen wäre; auch leisteten ihm die zunächst stehenden Feldobersten den Gehorsam nicht, den er erwartete. Er hat die Seefeste Otranto vor dem Untergang gerettet; dann ist er noch einmal nach Ravenna gegangen, aber sehr bald inne geworden, daß er von da aus nichts ausrichten könne. Illyrische Heerscharen, die er gegen Rom entsandte, sind in ihre Heimat zurückgekehrt, weil ihnen ihr Sold nicht ausgezahlt wurde; der Befehlshaber von Spoleto, Herodian, gab diese Stadt auf, weil er sich von Belisar beleidigt fühlte.

Der Treulosigkeit der einen gesellte sich die Unbesonnenheit der anderen zu. Die nach Rom geschickten Hülfstruppen ließen sich so unvorsichtig in Scharmützel ein, daß sie geschlagen wurden, worauf alle Ausfälle unterblieben und, da der Feind das offene Land beherrschte, wenigstens die römischen Bürger einer Hungersnot preisgegeben waren. Belisar hatte vergebens um Hülfe in Konstantinopel nachgesucht; nur soviel gelang ihm, daß er von Epidamnus aus, wohin er gegangen war, eine Abteilung von Truppen nach dem Portus Romanus schicken konnte, um hier mit dem Befehlshaber von Rom, Bessas, bei einem Ausfall zusammenzuwirken. Aber dieser war zu saumselig oder zu schwach, um zur rechten Zeit loszubrechen, und eine von dem römischen Bischof Vigilius von Sicilien her gesandte Transportflotte wurde infolge eines Mißverständnisses durch die Überlegenheit der Goten vernichtet; sie beherrschten das Land, und auch die Städte konnten sich nicht behaupten. So konnte es geschehen, daß sie im Dezember des Jahres 546 wieder in Rom eindrangen. Nicht sowohl durch Waffengewalt als durch Verrat hat sich Totila Roms bemächtigt. Es ist immer im Gedächtnis geblieben, daß er auch dann Handlungen der Rache möglichst verhütete. Auf die Anmahnungen eines Priesters in St. Peter, der ihm mit dem Evangelium in der Hand entgegentrat, antwortete er, trotz einiger anzüglicher Worte, die ihm entfielen, doch mit dem Befehl, daß seine Goten niemand weiter umbringen sollten — Plünderung hat er ihnen erlaubt, jedoch mit dem Vorbehalt, daß die wertvollste Beute ihm selber zufallen solle. Die Goten bedrohten die Witwe des Boëthius, weil sie veranlaßt habe, daß die Bildsäulen des Theoderich und der Amalasuntha in Rom umgestürzt worden seien; Totila schützte sie vor Lebensgefahr.

Noch einmal hat er den Senat versammelt, aber nur, um ihm in heftigen Worten seine Undankbarkeit vorzuhalten, weshalb er sich auch um denselben fortan nicht weiter zu kümmern brauche; zu den Ämtern des Staates werde er nur solche berufen, die zu ihm übergegangen seien. Aber Herr und Meister der Situation war er darum doch nicht. Während er in Rom verweilte, erlitten seine Truppen in Lucanien, wo man um den Besitz der Landgüter stritt, einen nicht eben unbedeutenden Verlust. Er wurde inne, daß er sich doch

nicht in Rom einschließen dürfe, wenn er das Land behaupten wolle, und hielt es für ratsam, die Hauptstadt fürs erste wieder zu verlassen. Er hat wohl ausgerufen: er wolle Rom zu einer Viehweide machen, wie das ja auch einmal der Stadt Athen gedroht worden ist; er begnügte sich jedoch damit, nur einen Teil der Mauern niederreißen zu lassen, und begab sich dann wieder ins Feld. Dadurch wurde nun veranlaßt, daß Belisar von dem Portus, wo er sich aufhielt, wirklich wieder nach Rom gelangte, wo er die Mauern, so gut es anging, wieder herstellte. In der allgemeinen Lage wurde jedoch dadurch wenig geändert. Wie bisher das obere und mittlere Italien, so wurde jetzt das untere, an dessen Küste die Griechen sich noch hielten, der Schauplatz blutiger und verwüstender Kämpfe. Eigentlich diese Kämpfe sind es gewesen, welche die alte Herrlichkeit Italiens zu Grunde gerichtet haben. Unter Theoderich bestand dieselbe noch, aber der Versuch des oströmischen Kaisertums, Italien wieder zu unterwerfen, der doch nicht mit entschiedenem Nachdruck unternommen wurde und den Krieg an unzähligen Stellen lokalisierte, hat die Verwüstung des Landes hervorgebracht. Zwischen der Barbarei undisciplinierter Truppen und dem gewaltsamen Versuche freier germanischer Scharen, so daß man nicht wußte, wer der Verteidiger, wer der Angreifer sei, ist das alte Italien zu Grunde gegangen. Soweit kam Belisar niemals wieder, um den Goten im offenen Felde die Spitze bieten zu können.

Die Ereignisse der Feldzüge hingen noch von anderen Motiven ab, als der Tapferkeit der Streitkräfte, die sich in Italien miteinander maßen. Daß die Verstärkungen ausblieben, welche Belisar bedurfte und erwartete, hing von dem Stand der inneren Zerwürfnisse in Konstantinopel ab. Entscheidend dafür war, daß einer der vornehmsten Führer, Johannes, Schwestersohn des Vitalianus, welcher von Belisar nach Konstantinopel geschickt wurde, um die erforderliche Unterstützung an Truppen und Geld auszuwirken, sich vielmehr dort in eine Verbindung einließ, die dieselbe verzögern mußte. Theodora, die mit Antonina in bestem Verständnis war, hätte nichts dagegen gehabt. Aber es gab noch eine andere Partei, die sich im Gegensatz zu Theodora befand, die unmittelbaren Angehörigen des Justinian selbst; an deren Spitze stand Germanus, sein Brudersohn. Eben an den aber wandte sich Johannes; er vermählte sich mit der Tochter desselben, Justina. Wie Belisar mit den Angehörigen Theodoras damals verbunden war, so vereinigte sich Johannes mit ihren Gegnern. Daraus entsprang dann eben, daß keine Hülfe nach Italien geschickt, und als dies endlich geschah, Germanus an die Spitze derselben gestellt wurde. Endlich erhielt Belisar die Nachricht, die Hülfstruppen seien bereits in Unteritalien, und zugleich die Weisung, sich mit denselben zu vereinigen und dem Feind auf den Leib zu gehen. Der alte Strateg geriet dadurch in nicht geringe Verlegenheit.

Er sah die Unmöglichkeit ein, dem Feind im offenen Felde zu begegnen, zugleich aber wurde seine Stellung in Rom unhaltbar. Aus diesen Erwägungen, nicht aus allerlei Zufälligkeiten ist sein weiteres Verhalten zu er-

klären. Er verließ Rom, setzte sich in dem Hafen zu Schiff und nahm seinen Lauf nach dem tarentinischen Meerbusen. Gewiß war es notwendig, der gotischen Seemacht eine byzantinische entgegenzusetzen. Aber die Hauptsache war doch die Vereinigung der Streitkräfte zu einem ernstlichen Angriff gegen Totila. Belisar suchte wohl von der See her eine Verbindung mit Johannes ins Werk zu setzen. Aber dieser Versuch mißlang vollständig; nach kurzem Succeß wurden die zu diesem Zweck abgesandten Truppen von den Goten vernichtet. Ein kleiner, in der Reihe der damaligen Ereignisse verschwindender Vorfall, dem man aber, wenn ich nicht irre, eine durchschlagende Wirkung zuschreiben muß. Totila wurde nicht angegriffen. Belisar bat um seine Rückberufung: denn im Kriege könne man nicht weiter schreiten, wenn der eine Fuß erlahmt sei, und sprach seine Befriedigung aus, als er dieselbe erhielt. Seine Gemahlin war noch einmal nach Konstantinopel geeilt, um durch Theodora eine bessere Hülfsleistung auszuwirken. Aber als sie ankam, war die Kaiserin bereits gestorben. Belisar kehrte nach Konstantinopel zurück, jedoch in ganz anderem Zustand als früher. Man hat oft wiederholt, er sei von der vollen Ungnade des Kaisers betroffen worden.

Wer kennt die Erzählung nicht, daß Belisar nach so vielen Thaten des Augenlichtes beraubt worden sei, daß der große Feldherr sein Brot habe erbetteln müssen? Sie findet sich zuerst bei Tzetzes, einem Schriftsteller des 12. Jahrhunderts; sie ist eine späte Erfindung poetischer Moralisten; der wahre Sachverhalt war damals ein ganz anderer.

Belisar wurde, als er zurückkam, als die Stütze des Kaisers gegen eine Verschwörung angesehen, die auf eine Thronveränderung abzielte. Die Verschwörung wurde entdeckt, aber nicht sehr nachdrücklich bestraft, weil sie aus der Partei hervorging, die als die des Kaisers selbst angesehen werden konnte; Belisar mit seiner Autorität, seinen persönlichen Verbindungen, seinem Reichtum war doch für den Kaiser unentbehrlich. Er wurde an die Spitze der kaiserlichen Leibwache gestellt und ist später nochmals als Feldherr unfern der Hauptstadt aufgetreten, aber sein Werk in Italien wieder aufzunehmen, war ihm nicht beschieden.

In Italien nahmen die Dinge einen den griechischen Interessen entgegengesetzten Verlauf. Totila behielt gegen die griechischen Truppen und Städte die Oberhand. Er hat sich im Jahre 549 selbst der Stadt Rom wieder bemächtigt.

Einst hatte er bei dem Frankenkönig Theodebert, seinem Bundesgenossen, um die Hand von dessen Tochter geworben, der aber ihm geantwortet, wenn er Rom nicht habe, könne er auch nicht König von Italien sein. Jetzt hat Totila Rom dem Wechsel zufälliger Ereignisse nicht wieder überlassen. Im Jahre 549 war er Meister von Italien; er baute eine Flotte von vierhundert Fahrzeugen und warf sich auf die See. In kurzem finden wir ihn in Sicilien, auf den jonischen Inseln, an der Küste von Epirus; er machte sich weit und breit furchtbar. Er brachte zugleich Rimini und Rhegium in seine Hand. Es

war ein verderblicher, verheerender Krieg, den Totila führte; die Schätze, die er zusammenbrachte, legte er in Cumä nieder.

Er hatte einmal dem Kaiser angetragen, Friede mit ihm zu schließen und die Verhältnisse wieder herzustellen, in denen einst Anastasius zu Theoderich gestanden habe; dann würden ihm die Goten nach allen Seiten Heeresfolge leisten. Und man hätte meinen können, seine Stellung wäre dazu angethan gewesen, den Hof von Konstantinopel zu einem Abkommen dieser Art zu vermögen. Die Lage des Kaisertums war damals keine glänzende. In den Schriften der Zeit wird die Frage erwogen, wie das Imperium ursprünglich gegründet und nach und nach in Verfall geraten sei. Die Herrschaft desselben wird nur als eine oberflächliche, vorübergehende betrachtet. Aber eben damals raffte Justinian seine Macht noch einmal zusammen. Er war eine von den Naturen, die das einmal Begonnene niemals wieder aufgeben und ihre Grundgedanken allezeit festhalten. Gerade das Aufkommen des Gegners gab den Anlaß, sich ihm um so energischer entgegenzusetzen. An eine Wiedererwerbung Italiens für sich selbst dachte er zunächst nicht; aber er hatte eine vermittelnde Absicht gefaßt. Diese knüpfte sich daran, daß Totila kein geborener König war und die Erbin des Theoderich, seine Enkelin, sich in Konstantinopel befand. Matasuentha, die schon immer Hinneigungen zu den Römern kundgegeben, hatte sich nach dem Tode des Vitiges mit dem Neffen Justinians, Germanus, vermählt. Und dieser Germanus nun, der schon einmal bei einem Aufstand in Afrika das beste gethan hatte, um es unterworfen zu halten, hielt sich für den Mann, der auch Italien wieder zu unterwerfen bestimmt sei; wenn er mit Matasuentha daselbst erscheine, würden auch die Goten ihm keinen Widerstand mehr leisten. Mit eigenen Geldmitteln und mit Unterstützung des Kaisers brachte er ein stattliches Heer zusammen, mit dem er in den Fußstapfen Theoderichs in Italien einzudringen und die Goten im offenen Felde zu bezwingen hoffte. Man darf voraussetzen, daß der Kaiser zu diesem neuen Unternehmen nicht geschritten wäre, hätten nicht die persischen Angelegenheiten eine Wendung genommen, welche eine Fortdauer des Friedens erwarten ließ. Der von Chosroes geschlossene Waffenstillstand wurde auf neue fünf Jahre verlängert. Justinian erkaufte denselben recht eigentlich durch eine ansehnliche Geldsumme. Man weiß, wie sehr ihm diese Aufwendungen und das fiskalische Regiment, auf dem dieselben beruhten, zum Vorwurf gemacht wurden. Aber eines bedingte das andere. Ohne allezeit bereite Geldmittel wären die Abwandlungen seiner äußeren Politik und seine kriegerischen Unternehmungen unmöglich gewesen. Nach geschlossenem Vertrage verdoppelte er seine Anstrengungen, um die Rechte der Imperatoren im Occident zur Geltung zu bringen.

Germanus wird als gradsinnig und ehrgeizig, tapfer und leutselig geschildert; das Gerücht seiner Bestimmung erweckte in den Überbleibseln des römischen Heeres in Italien eine freudige Bewegung. Ich denke, daß die Erwartungen der von Totila unabhängigen und dem Hause Theoderichs noch

immer ergebenen Goten, die in dem Buche des Jordanes ausgesprochen werden, sich an diese Aussicht knüpften. Allein, indem man sich mit solchen Hoffnungen schmeichelte, geschah es, daß Germanus, der in Sardica stand und sich durch die Abwehr vordringender Slaven neuen Ruhm erworben hatte, zwei Tage vor dem beschlossenen Aufbruch nach Italien von einer Krankheit ergriffen wurde, der er erlag. Die Unternehmung, zu der alle Vorbereitungen getroffen waren, wurde dadurch unterbrochen, jedoch nicht aufgegeben. Unter anderen Anführern gelangte das Heer nach Salona. Aber der Kaiser meinte nicht, ihnen den Feldzug anvertrauen zu können, weil sie untereinander von gleichem Range waren, so daß eine Erneuerung der alten Unbotmäßigkeiten gegen Belisar schon befürchtet werden mußte. Er betraute Narses, dessen Konkurrenz bei Rimini und am Po Belisar entgegengetreten war, mit dem Oberbefehl. Narses hatte seine hohe Stellung im Palast nicht allein behauptet, sondern noch verstärkt. Gegen seine Autorität konnte sich niemand regen. Er war von unscheinbarer Gestalt, klein und mager, aber von einer seltenen Kapacität zugleich für finanzielle Angelegenheiten, die Regierung und den Krieg.

Wenn die Goten damals ihre glücklichen Seefahrten nach Korsika und Sardinien auf der einen, nach Epirus auf der anderen Seite ausdehnten, und wenn sie zugleich an der italienischen Küste gegen Ravenna vordrangen und Ancona zu Wasser und zu Lande belagerten, so lag die Entscheidung vor allem darin, ob die byzantinische Seemacht ihnen gewachsen sein werde oder nicht. Selbst gegen den Willen des Kaisers vereinigten die Befehlshaber, Johannes in Ravenna, Valerius in Salona, ihre Flotten und schifften gegen die gotischen Fahrzeuge, die bei Ancona lagen, heran. Soviel aber die Goten bereits an den Küsten herumgeschwärmt waren, so verstanden sie doch noch nicht, einen wohlgerüsteten Feind in offener Schlacht zu bestehen; sie wußten noch nicht, was es heißt, sich ruhig zusammenhalten und den Angriff erwarten. Den Griechen, die in seemännischer Taktik erfahren, überdies an Zahl der Segel überlegen waren, gelang es, einige gotische Schiffe, die sich zu weit herausgewagt hatten, zu überwältigen. Dann schritten sie zum Angriff auf die Linie der Feinde. Durch ihre wohlberechneten Bewegungen und ihre Wurfgeschosse erfochten die Byzantiner einen vollständigen Sieg, durch welchen sie nicht allein Ancona retteten, sondern der gesamten militärischen Stellung der Goten einen Schlag versetzten, der sich auf allen anderen Schauplätzen des Krieges fühlbar machte. Sicilien ging den Goten verloren; die römischen Besatzungen in den italienischen Städten faßten wieder Vertrauen in ihre Sache. Im Frühjahr 552 langte Narses in Ravenna an. Er setzte sein Heer hauptsächlich aus Germanen von langobardischem, gepidischem, herulischem Ursprung zusammen, die, obwohl untereinander entzweit, kein Bedenken dabei hatten, einem römischen Führer zu folgen — denn an Eintracht unter den Germanen war niemals zu denken. Rimini bei Seite lassend und ohne das befestigte Petra Pertusa zu berühren, rückte Narses, als berechtigter Vertreter des römischen Imperiums, auf der Straße, die ihn nach Rom führen

sollte, vorwärts. Zwischen Helvillum und dem Forum Flaminii, bei einem Dorfe des Namens Taginae, fand er die Feinde auf seinem Wege. Er ließ den Gotenkönig warnen, nicht mit seinem in der Eile zusammengebrachten Kriegshaufen dem römischen Reiche widerstehen zu wollen; sollte er aber bei seinem Entschluß verharren, so möge er den Tag bestimmen, an welchem man schlagen wolle. Totila antwortete, auf jeden Fall werde er schlagen und zwar binnen acht Tagen. Aber schon am nächsten Tage schickte er sich, wie Narses recht vermutete, zum Angriff an. Alle Abteilungen des gotischen Heeres waren bereits zusammen bis auf zweihundert Reiter, die man noch erwartete. Man erzählt, Totila habe die Zeit bis zu ihrer Ankunft dadurch ausgefüllt, daß er im Schmuck seiner königlichen Würde eine Waffenübung zu Pferd ausführte, bei der seine Gelenkigkeit und Körperkraft in vollem Lichte erschien. Dann, als seine Verstärkungen angekommen waren, begrüßte er dieselben, ließ sein Heer sich durch ein Frühmahl erfrischen und führte es gegen die oströmischen Truppen ins Feld, denen Narses, damit sie in Reih und Glied blieben, nur einen Schluck Wein und ein Stück Brot gegönnt hatte, was sie in voller Rüstung zu sich nahmen.

Wie so oft, kamen dem Narses auch hier seine Bogenschützen zu statten, von denen den mit aller Macht heranrückenden Goten große Verluste beigebracht wurden. Als die beiden Schlachtreihen aufeinander stießen, setzten die Germanen des Narses den Germanen, die um Totila geschart waren, nicht allein den kräftigsten Widerstand entgegen, sondern sie antworteten mit vordringenden Bewegungen. Nicht so gut bestand die gotische Reiterei den Feind. Als sie sich gegen Sonnenuntergang im Nachteil sah, nahm sie ihren Rückzug, der sich aber in Flucht verwandelte; die Fußvölker, die sie hatte unterstützen sollen, wurden von der Flucht mit fortgerissen. Sie sollen untereinander selbst handgemein geworden sein. Der Ungestüm des großen Reiterkriegsmannes unterlag der besser geschulten Heerführung eines Eunuchen. Es war ein Gepide, der dem fliehenden Totila eine Wunde beibrachte, an der derselbe, nachdem ihn die Seinen noch zwei Meilen weit im Todeskampfe fortgeschleppt hatten, gestorben ist.

Nach der Schlacht wandte sich Narses gegen Rom, und bald war er im stande, seinem Kaiser die Schlüssel der Stadt nochmals zu überschicken. Die Goten, unter einem neuen König, des Namens Tejas, vereinigt, nahmen noch einmal eine feste Stellung in der Nähe des Vesuv. Durch den Sarnus gedeckt, stellten sie sich den Römern entgegen, unüberwindlich, so lange ihnen ihre Schiffe Lebensmittel brachten. Als diese, wie man erzählt, durch die Verräterei eines Goten genommen waren, blieb ihnen nichts weiter übrig, als zwischen dem Hungertode und dem Tode in der Schlacht zu wählen. Sie wählten das letztere und griffen die Römer an, die anfangs in Verwirrung gerieten, sich aber gar bald zum Widerstand ordneten. Da kam es nun noch einmal zu einem Kampfe zu Fuß. Vor den Goten erschien ihr König Tejas mit Schild und Speer mit wenig Begleitern in erster Reihe.

Die Römer kannten ihn wohl und richteten ihre Bogen und Wurfspeere gegen ihn. Tejas wich und wankte nicht in seiner Stellung; mit der Rechten tötete er die, welche auf ihn eindrangen, mit der Linken hielt er den Schild, der, sobald er durch eingedrungene Wurfspeere unbrauchbar gemacht war, gegen einen anderen vertauscht wurde. Ein paar Mal war dies gelungen; als es wieder geschehen sollte und der Waffenträger herbeigerufen wurde, um den Schild zu empfangen, entblößte Tejas seine Brust, in welche dann ein Wurfspieß eindrang, der ihn tötete.

Totila und Tejas waren beide der römischen Schlachtordnung nicht gewachsen. Ihr Tod ist charakteristisch für sie selbst und für die Nation, die mit ihnen ihre Unabhängigkeit verlor.

Wir wissen aber: die Sache der Goten hatte noch einen anderweiten Rückhalt. Der Frankenkönig Theodebert hatte ihnen Bundesgenossenschaft gegen Justinian versprochen. Dessen Sohn Theodebald hielt wenigstens soweit daran fest, daß er ein Bündnis, welches die Römer ihm anboten, zurückwies. Die Goten versäumten nicht, ihn zu Hülfe zu rufen; doch trug er noch Bedenken, sich mit dem Hofe von Konstantinopel unmittelbar zu verfeinden. Was aber der König verweigerte, waren zwei mächtige Alemannen an seinem Hofe, Leutharis und Bucelin, zu unternehmen sehr bereit; sie wollten Italien nicht unter die Herrschaft des Eunuchen geraten lassen. Mit 75000 Mann Franken und Alemannen drangen sie dahin vor.

Narses hatte Cumä noch nicht erobert, aber sich doch nach Etrurien gewendet, als er die Nachricht von dem Eindringen der Barbaren erhielt. Er schickte die Heruler unter ihrem Fürsten Fulcaris nach Oberitalien mit der Weisung, sich in festen Positionen aufzustellen. Er selbst hielt, um die Verbindung der Goten mit den Franken zu hindern, die noch nicht besetzten festen Plätze umlagert; er eroberte ganz Toscana mit Ausnahme von Lucca. Aber indessen hatte Fulcaris trotz der Weisungen des Narses das fränkische Heer, das bis Parma vorgedrungen war, mit großer Unklugheit angegriffen und war geschlagen worden. Er hatte keine Lust, als Besiegter zu Narses zurückzukehren; er suchte und fand den Tod im Kampfe. Hierauf aber brachen die Goten in Aemilia und Ligurien die Verbindungen ab, in die sie mit Narses getreten waren, und schlossen sich den Franken an. Die den Franken und Goten gegenübergestellten Truppen fühlten sich denselben nicht gewachsen und zogen sich nach Ravenna zurück. Narses, der zuerst damit unzufrieden war, löste doch auch seinerseits — nachdem er Lucca eingenommen — sein Heer auf, um nicht im Winter streiten zu müssen — eine Jahreszeit, die für die Franken die vorteilhafteste war — und begab sich nach Ravenna mit seinen Haustruppen, den Staatsbeamten und Hofbeamten, welche unbefugtes Eindringen verhindern und die alten Schriften in Schutz nehmen sollten.

Aber auch, indem er sich zurückzog, hatte er einen großen Erfolg. In den angesehensten Goten regte sich der Verdacht, die Franken würden, wenn sie den Kaiser überwänden, doch niemals Italien den Goten wiedergeben,

sondern vielmehr Franken über sie zur Herrschaft erheben. Besonders der Befehlshaber der Goten in Cumä, der Bruder des Tejas, Aligernus, hegte diese Meinung. Bei der Ankunft der Franken in Italien entschloß er sich, sich lieber den Römern zu übergeben, als die Stadt mit ihren Schätzen in fränkische Hände fallen zu lassen. Er suchte Narses auf: in der Nähe von Classis überlieferte er ihm die Schlüssel von Cumä. Aligernus hat dann die vorbeiziehenden Franken von den Mauern herab verhöhnt, daß sie zu spät kämen; die Schätze, die sie begehrten, seien schon in die Hände der Römer übergegangen samt dem Purpurkleid des Königs. Die Franken nannten ihn einen Verräter seines Volkes, hielten aber doch für besser, weiterzuziehen.

Bei einem Scharmützel, zu dem es dann vor Rimini kam, war Narses selbst in Gefahr geraten. Sein frommes Pferd wird beschrieben, wie das Schlachtroß Belisars vor Rom. Er erfocht den Sieg und begab sich darauf selbst nach Rom.

Hier übte er die Truppen für den nächsten Feldzug sorgfältig ein, zu Fuß und zu Pferd. Das feindliche Heer rückte indessen bis an die Meerenge vor, mit dem Unterschied jedoch, daß die Franken vor den Kirchen Ehrfurcht hatten, die Alemannen dagegen die Kirchen plünderten und die heiligen Gefäße fortschleppten.

Um die gemachte Beute in Sicherheit zu bringen, begab sich dann Leutharis auf den Heimweg. Er ist wieder an den Po gelangt, dort aber, von einer ansteckenden Krankheit heimgesucht, samt seinen Truppen dem Klima zum Opfer gefallen. Bucelinus dagegen, sein Bruder, hielt aus. Er hatte den Goten geschworen, ihren Kampf mit den Römern auszufechten, diese dagegen ihm eidlich versprochen, ihn zu ihrem König zu erheben. Seine Absicht war, das gotische Königtum unter fränkischer Oberhoheit wieder herzustellen; mit dem nun hatte Narses noch einen schweren Kampf zu bestehen.

Noch war nichts entschieden, als die beiden Heere an dem Flusse Casilinus, in der Nähe von Capua, aufeinander stießen. Die italienischen Völker erwarteten mit Spannung den Ausgang, der über ihr künftiges Schicksal entscheiden sollte, und fast schien es, als ob die Franken die Oberhand gewinnen würden. In dem Heer des Narses trat nämlich ein Vorfall ein, der es zu zersprengen drohte. Ein angesehener Heruler hatte einen Mann seines Gefolges, der sich gegen ihn vergangen hatte, getötet. Narses wollte dies nicht dulden, obwohl der Heruler darauf bestand, daß es sein Recht sei. Dem Eunuchen lag alles daran, die Unterordnung und Mannszucht zu erhalten; er ließ den Mörder seines Dieners mit dem Tode bestrafen. Aber darüber empörte sich das Stammesgefühl der Heruler; sie gaben die Absicht kund, an der Schlacht keinen Teil zu nehmen. Narses aber kannte sie besser. Ihr Stammesgefühl schwieg, als er alle, welche am Siege teilnehmen wollten, aufforderte, ihm zu folgen. Sie bedachten selbst, daß man es ihnen als Feigheit auslegen würde, wenn sie im Moment der Schlacht sich zurückzögen.

Das Gefühl der Mannszucht war doch auch in ihnen, das Kriegsgeschrei riß sie mit sich fort. Dieser Zwischenfall wurde verhängnisvoll für die Franken.

Auf die erste Nachricht von dem zu erwartenden Abfall der Heruler griffen sie in wildem Sturm das Heer des Narses an. Sie fanden dasselbe in bester Ordnung. Eben als die Schlacht losbrach, waren die Heruler an die ihnen bestimmte Stelle eingerückt. Von beiden Seiten, in der Flanke und im Rücken getroffen, wurden die Franken völlig vernichtet; Bucelin selbst kam in der Schlacht um.

So behielt der Eunuch, durch Klugheit und Mut, im Augenblick den Sieg sowohl über die Franken wie über die Goten. Manche meinten, daß nun alles beendigt sei; Narses war nicht dieser Ansicht; nach einer Reihe von Jahren finden wir ihn in Oberitalien in offenem Kampfe mit einem fränkischen Führer, der, an einen früher zwischen ihnen geschlossenen Stillstand gemahnt, antwortete: er werde das Schwert schwingen und den Speer gebrauchen, so lange seine Hand dazu fähig sei. Narses aber behielt auch hier die Oberhand; nach einiger Zeit war er im stande, die Eroberung von Verona und Brescia nach Konstantinopel zu melden. Daß er Oberitalien vollkommen bezwungen, oder auch die Franken zum Frieden genötigt habe, läßt sich nicht behaupten. Allein so weit war es doch gekommen, daß Narses und sein Kaiser an die Herstellung einer friedlich-bürgerlichen Ordnung denken konnten. Die Gesetzgebung Justinians bekam eine erweiterte Bedeutung für die Welt dadurch, daß sie in Italien eingeführt wurde.

Man fügte jedoch einige besondere, durch die veränderte Lage der Dinge erforderliche Gesetze hinzu. Wohl das merkwürdigste von allen ist die nach dem Muster früherer Kaiser, welche in solchen Fällen immer Rechtserfahrene konsultiert hatten, am 13. August 554 erlassene Sanctio Pragmatica. Darin wird dem Codex samt den späteren Edikten des Kaisers Gesetzeskraft für Italien zugesprochen, damit, wie es darin heißt, nachdem die Republik wieder vereinigt worden, auch die kaiserlichen Gesetze überall zur Geltung kommen. Dem aber werden noch einige besondere Bestimmungen hinzugefügt, auf Verlangen des Bischofs des älteren Roms, zum Nutzen aller, die das Abendland bewohnen. Auch aus diesen Worten sieht man, wie entschieden der Kaiser sich nach gewonnenem Sieg als den Herrscher des Gesamtreiches betrachtete, welches Morgenland und Abendland umfaßte. Für Italien wird dann alles bestätigt, was unter Athalarich und dessen königlicher Mutter Amalasuntha, zugleich auch unter Theodahat zum Teil auf Bitten des Senats den Römern bewilligt worden war. Es wird dem gleichgestellt, was von Justinian selbst oder seiner Gemahlin Theodora für Italien verfügt war. Dagegen wird alles, was von Totila befohlen oder zur Zeit seiner Tyrannei geschehen sei, für ungesetzmäßig und ungültig erklärt, unter anderem auch die zwischen Sklaven und Freien und mit heiligen Frauen eingegangenen Ehen. Mit diesen Konstitutionen soll eine regelmäßige Verwaltung eingerichtet werden, die Annona soll bestehen wie in alten Zeiten, ebenso die darauf begründeten

Bildungsanstalten für Grammatik, Rhetorik, die medizinischen und juridischen Schulen, damit die Jugend des Reiches in liberalen Studien erwachse. Für die Verwaltung ist es von Bedeutung, wie man den Mißbräuchen der unteren Beamten, die hier als Richter erscheinen, zu steuern sucht. Aus den Bischöfen und Primaten jeder Provinz sollen Aufsichtsbehörden gebildet werden, welche die unteren Beamten zu bestellen das Recht haben, zugleich aber die Pflicht, darüber zu wachen, daß diese ihre Befugnisse den Unterthanen gegenüber nicht überschreiten. Das Finanzsystem, welches Justinian im Orient durchführte, sollte fortan auch in Italien gelten. Italien schien wirklich für das römische Imperium zurückerobert.

Achtzehntes Kapitel.

Die letzten Jahre Justinians und der Eintritt Justins II.

In dem Konflikt der drei großen Mächte hatte Justinian die Oberhand behalten. Das römische Reich nahm insofern die bedeutendste Stellung zwischen ihnen ein, zumal da die Perser mit ihren Nachbarn im entferntesten Osten in Kämpfe von zweifelhaftem Ausgang verwickelt waren, das fränkische Reich dagegen noch nicht tiefe Wurzeln geschlagen hatte und ein Gemisch von nationalem und altrömischem Wesen darstellte, das bei dem Widerstreit der germanischen Elemente unter sich selbst noch keine Gewähr für die Zukunft darbot. Dagegen schloß das römische Reich alle Elemente der Vergangenheit in sich in der Gestalt, die sie in den inneren Kämpfen angenommen hatten. Bei dem ersten Anblick konnte es zugleich als ein griechisches erscheinen, modifiziert durch die an die semitische Vorzeit anknüpfenden religiösen Institutionen. Durch die Eroberung von Afrika und Italien hatte es aber wieder einen starken lateinischen Bestandteil erhalten. Justinian befestigte die Grenzen des Reiches mit dem Eifer der alten Kaiser. Überall erhoben sich im weitesten Umfang Bauwerke zur Verteidigung bestimmt. Um die Einfälle der unaufhörlich beweglichen, räuberischen Saracenen abzuweisen, wurde Palmyra befestigt. Den Persern gegenüber trat Dara an die Stelle von Nisibis; auf der Straße von da nach Edessa wurde Constantine neu befestigt. Besonders für die Behauptung der Flußübergänge trug Justinian Sorge. Viele Orte, die schon in der Notitia Imperii als Stationen römischer Truppen bezeichnet werden, erscheinen in der gleichzeitigen Aufzeichnung über die Bauwerke Justinians als solche, die von diesem Kaiser neu befestigt worden sind.

Armenien wurde dadurch romanisiert, daß an Stelle der Satrapen mit einheimischen Kriegshaufen römische Duces traten, welche disciplinierte

Truppen befehligten. Die Tzanen, die sich jetzt unterworfen und das Christentum angenommen hatten, wurden durch zahlreiche Kastelle für das Reich und den Glauben gesichert. Am kimmerischen Bosporus zog Justinian die tetraxitischen Goten in sein Verteidigungssystem hinein; Procop schildert dieselben als eifrige Krieger, fleißige Landbauer, die auf den Ruf des Kaisers nicht verfehlen, ihm Hülfe zu schicken — vor allem gegen die gemeinschaftlichen Feinde, die Hunnen. Längs der Donau errichtete Justinian zahlreiche Kastelle; „unzählige" sagt Procop. Da aber nach den gemachten Erfahrungen nicht darauf zu rechnen war, daß die sarmatischen, avarischen, slavischen Nachbarn dadurch im Zaum gehalten werden würden, und andere Anwohner in Pannonien Sitze genommen hatten, so traf Justinian, indem er mit diesen möglichst gute Verhältnisse anbahnte, doch auch im inneren Lande Vorkehrungen gegen ihre Anfälle. Seinen eigenen Geburtsort Tauresium umgab er mit einem Mauerwerk im Viereck, das mit Türmen wohl versehen war. Altberühmte Orte: Pallene in Macedonien, Demetrias, Larissa, Gomphi, Pharsalus in Thessalien, endlich mit besonderer Sorgfalt die Thermopylen wurden befestigt. Man trug Sorge, daß die Einwohner bei plötzlichen Einfällen in Kastellen und Festungen Zuflucht fanden. Orte, wo ein lebhafter Verkehr bestand, wurden möglichst vor Angriffen von der See her geschützt.

Ein den italienischen Verhältnissen analoger Zustand tritt auch in den anderen Landschaften hervor. Man verzweifelte daran, die eindringenden Barbaren aus dem Lande verdrängen zu können, die römische Kultur zog sich in die Städte zurück. Und während Rom den Wechselfällen des Krieges mehr als einmal unterlag, wurde Konstantinopel durch starke Bollwerke gegen solche Eventualitäten geschützt; die langen Mauern, durch welche Anastasius den Umkreis der Stadt in weitem Umfang von der Propontis bis zum Pontus Euxinus gesichert hatte, wurden aufs beste in stand gehalten und, wo sie zu zerfallen schienen, erneuert, ebenso die Außenwerke der Befestigung, Strongylon, Athyra, Episkopia. Manche Kirchen, die Justinian errichtete, wurden als Schutzwehren gegen die Feinde betrachtet. Justinian hat auch neue Heerstraßen angelegt, die Wasserleitungen in stand gesetzt, Brücken erbaut und den inneren Verkehr geordnet, wobei die Versorgung der Hauptstadt mit dem Getreide von Alexandrien das dringendste Bedürfnis befriedigte; dreimal im Jahre fuhren die besonders hiezu bestimmten Fahrzeuge der Flotte hin und her. In Tenedos waren Anstalten getroffen, um die Unterbrechung der Zufuhr bei ungünstigem Winde doch zu verhüten, wodurch dann vornehmlich die Einführung indirekter Abgaben ermöglicht wurde.

Was wir sonst von den Monopolen vernehmen, welche Justinian für verschiedene Artikel einrichtete, lautet mehr fiskalisch als wirtschaftlich, dem Gemeinwohl mehr schädlich als vorteilhaft. Die nationalökonomische Seite der Verwaltung Justinians verdient aber noch eine genauere Erörterung, als ihr bisher zu teil geworden ist.

Große Ehre hat es seinem Andenken bei der Nachwelt gemacht, daß er Manufaktur und Industrie begünstigte.

Auch das geschah nicht ohne politische Rücksicht, wie man an der Einführung des Seidenwurmes bemerkt. Den Persern sollte der einträgliche Zwischenhandel in den entferntesten Orient entrissen werden. Ein paar Mönche, die bis nach China gewandert, dort die Produktion der Seide wahrgenommen hatten, erwarben sich das Verdienst, die Raupe, aus welcher das Gespinst hervorgeht, in die Grenzen des römischen Reiches zu importieren. Zur Selbständigkeit des Reiches gehörte auch seine Unabhängigkeit von fremden, unentbehrlich gewordenen Manufakturen.

Hier greifen einmal die kirchlichen Ideen mit dem bürgerlichen Gewerbe unmittelbar zusammen; Reich und Kirche gelten eben als vollkommen identisch.

Unter den Bauwerken Justinians nahmen die kirchlichen den ersten Rang ein. Der Gottesgebärerin wurden überall neue Heiligtümer errichtet, wie in Antiochien, so namentlich in Jerusalem. Wir werden versichert, daß es hier ungeheurer Substruktionen bedurfte, um für die Kirche, welche man die neue nannte, in dem Umfang, den Justinian dafür bestimmte, Raum zu schaffen.

Bisweilen trafen Religion und Verteidigung zusammen. Für die Mönche, die am Sinai ihre einsiedlerischen Wohnsitze aufgeschlagen hatten, erbaute Justinian an den Abhängen des Berges eine Kirche. Auch hier hielt er eine militärische Station für nötig, um die saracenischen Einfälle abzuwehren. Er zuerst hat das Ammonium, wo noch immer die alten Gebräuche obwalteten, christianisiert. In dem wiedergewonnenen Afrika wurden der Gottesmutter neue Kirchen errichtet, wie in Leptis Magna und Karthago; das altrömische Kastell Septa (Ceuta) erneuerte er wieder und suchte es mit unüberwindlichen Werken zu befestigen.

Der Kaiser übte die Autorität eines obersten Schutzherrn über die Kirchen ohne ernstlichen Widerspruch aus. In dieser Stellung hielt er sich für stark genug, um selbst der dogmatischen Parteiung, die sich immer aufs neue regte, ein Ziel zu setzen. Wir müssen hier nochmals den theologischen Streitigkeiten unsere Aufmerksamkeit zuwenden, nicht allein, weil sie mit den öffentlichen Zuständen aufs genaueste zusammenhängen, sondern auch weil sie einen unberechenbaren Einfluß auf die Folgezeit gehabt haben. Man hat dem Kaiser wohl zum Vorwurf gemacht, daß er im Drange politischer Geschäfte sich dennoch die Zeit nehme, ganze Nächte hindurch mit den Kirchenmännern zu sitzen und dem Sinne der Offenbarung nachzugrübeln. Nicht eben aus einem theologischen Übereifer darf man das ableiten: ein unleugbares Interesse lag vor, welchem sein Recht geschehen mußte.

Ursprung des Dreikapitelstreites.

Ich komme darauf zurück, daß sich nun einmal, wenn man daran ging, das Geheimnis begrifflich auffassen zu wollen, eine Verschiedenheit der An-

sichten gar nicht vermeiden ließ. Die arianische Meinung war den athanasischen Lehren im Umfange des Reiches unterlegen, aber auf dem Grund des nicänischen Bekenntnisses waren doch wieder jene Streitigkeiten zwischen den Nestorianern und Monophysiten ausgebrochen, welche die Regierung in Konstantinopel nach der Reihe beschäftigten. Auch daran sollte man so vielen Anstoß nicht nehmen: denn daß der höchsten Gewalt, die zum Teil auf die kirchliche Beistimmung gegründet war, daran gelegen sein mußte, die Streitigkeiten zu heben, leuchtet ja auf den ersten Blick ein. In diesem Sinne hatte das Konzil von Chalcedon eine maßgebende Entscheidung ausgesprochen. Aber immer aufs neue erhoben sich in einer gewissen Stufenfolge die alten Streitigkeiten wieder, welche abermals die öffentliche Ordnung gefährdeten. Die Unionsversuche der Kaiser Zeno und Anastasius hatten nur den Erfolg gehabt, die beiden Parteien heftiger aufzuregen. Kaiser Justinus verdankte seine Thronbesteigung seiner unbedingten Ergebenheit für die Schlüsse des chalcedonischen Konzils. Darin folgte ihm Justinian nach. Aber er mußte erleben, daß die Monophysiten sich bei denselben keineswegs beruhigten. Wir berührten schon, daß sie eine Stütze an der Kaiserin Theodora fanden. Die Gärung in Volk und Kirche wurde dadurch mehr aufrecht erhalten als beschwichtigt. Für den Kaiser aber, der von der Notwendigkeit der unbedingten Einheit der Kirche durchdrungen war, hatte dieser Zustand etwas unerträgliches; er meinte oder ließ sich einreden, die Einheit der Kirche werde sich vollkommen herstellen lassen, wenn er, ohne sonst die Autorität der chalcedonischen Beschlüsse anzufechten, nur ein und das andere aus denselben streiche, was den Unwillen der Monophysiten besonders erregt hatte. Dies bestand hauptsächlich darin, daß sich das Konzil über einige Führer der Nestorianer mit Schonung ausgesprochen hatte; namentlich waren es Theodor von Mopsuestia, Ibbas von Edessa und Theodoret von Cyrrhus, während doch die Monophysiten diese nach wie vor für Ketzer hielten. Er meinte, einen annehmbaren Schritt zur Aussöhnung zu thun, wenn er die Kapitel in den Satzungen des chalcedonischen Konzils, in welchen die drei Lehrer sehr glimpflich behandelt, eigentlich freigesprochen waren, zurücknehme. Im Jahre 544 erließ er eine Verordnung in diesem Sinne.

Der nächste Anlaß dazu lag darin, daß in den Klöstern Palästinas die Lehren des Origenes wieder auflebten; die Mönche, die dazu hinneigten, wurden durch den Bischof des Landes verjagt, breiteten aber dann ihre abweichenden Meinungen in aller Welt aus. Wie man erzählt, nahm sich ihrer der Bischof Theodorus Askidas von Cäsarea in Cappadocien, der im engsten Vertrauen mit dem Kaiser stand, an. Askidas war ein Origenist wie die Mönche, und an dem Konzil von Chalcedon war dieser Partei nichts so widerwärtig, als das glimpfliche Urteil desselben über die erklärten Gegner des Origenes, zu welchen die genannten drei Männer gehörten. Es schien zu einer Aussöhnung auch mit den Origenisten führen zu müssen, wenn das von dem Konzil von Chalcedon über dieselben ausgesprochene Urteil widerrufen

würde; sogar eine nachträgliche Anathematisierung der drei Lehrer oder vielmehr ihrer Schriften erschien hiezu erforderlich. Wohl regte sich der Zweifel, ob es sich gezieme, über Verstorbene das Anathem auszusprechen; unter Berufung auf eine Handlung des alten jüdischen Königs Josias wurde das aber als sehr geziemend anerkannt. Eine gleich damals nach Konstantinopel berufene Synode setzte fest, daß man die Ketzer auch nach dem Tode derselben verurteilen könne; sie sprach sich unbedingt über Theodor von Mopsuestia aus. Zugleich verurteilte sie die Anathematismen des Theodoret gegen die zwölf Propositionen des Cyrillus und ein Schreiben des Ibbas über das Konzil von Chalcedon. Die Schriftstücke wurden auf der Synode verlesen und mit dem Anathem belegt.

Die orientalischen Bischöfe ließen sich allgemein zur Annahme des Dekrets bewegen; im Abendland dagegen regte sich der lebhafteste Widerspruch. Die afrikanische Kirche besonders nahm an dem Verdammungsurteil über Verstorbene ernstlichen Anstoß. Eine sehr verbreitete Meinung war, es sei wohl nur auf Unterstützung der Monophysiten abgesehen.

Ich möchte von allen diesen Anschuldigungen abstrahieren; die Entzweiung war einmal da; der Kaiser wollte sie heben. Die Eutychianer verweigerten besonders deshalb, sich dem Konzil von Chalcedon zu fügen, weil darin einige Urteile enthalten waren, durch welche ihre vornehmsten Gegner in Schutz genommen zu werden schienen. Daß Justinian das chalcedonische Konzil hätte rückgängig machen wollen, läßt sich gar nicht annehmen, da der Kirchenfriede auf demselben beruhte. Ich halte also sein Verfahren nicht für so tückisch und hinterlistig, als die katholischen Schriftsteller nicht allein, sondern auch Männer von ganz entgegengesetzter Gesinnung, wie Gibbon, angenommen haben. Meines Dafürhaltens war es ein Versuch, die Einheit der Kirche im Orient zu behaupten und über den Occident auszudehnen. Das seltsame Verfahren des römischen Bischofs Vigilius, der sich zur Unterschrift der drei Kapitel nicht entschließen kann, aber auch nicht, sie zu verwerfen, entspricht sehr gut der Lage der Dinge.

Um den Streit auszumachen, war die Autorität des Kaisers, selbst nachdem der Papst sich gefügt hatte, nicht hinreichend. Der Beschluß wurde gefaßt, die Streitfrage von einem großen Konzil in Konstantinopel entscheiden zu lassen.

In seinem Anschreiben an die im Mai 553 in Konstantinopel versammelten Bischöfe, welches von den ehrerbietigsten Ausdrücken gleich in der Anrede voll ist, bezieht sich Justinian auf das Verfahren der früheren Kaiser, durch Versammlung von Bischöfen den Ketzereien ein Ende zu machen und durch den wahren Glauben den Kirchenfrieden zu erhalten. Er legt ihnen dann die obschwebenden Fragen über die streitigen Aussprüche des chalcedonischen Konzils vor und fordert die Versammelten mit salbungsvollem Nachdruck auf, ihm ihre Meinung darüber ohne Zögern mitzuteilen. In der dritten Sitzung bekannte die Versammlung sich mit ernster Feierlich-

keit zu den von den vier vorangegangenen Konzilien von Nicäa, Konstantinopel, Ephesus und Chalcedon, denen sie sich als das fünfte anreihte, festgesetzten Glaubensartikeln. Dann aber ging sie zu einer Verdammung des Theodor von Mopsuestia über, dessen Symbolum sie als ein vom Satan herrührendes bezeichnet, nach dem Grundsatze, daß Irrlehrer auch nach ihrem Tode verdammt werden dürften. In der siebenten Sitzung wurde das Verhalten des römischen Bischofs Vigilius, der dieselbe Meinung ausgesprochen, sie aber jetzt kundzugeben verweigere, verurteilt, jedoch mit dem Vorbehalt, daß mit dem heiligen Stuhl im älteren Rom keineswegs gebrochen werden solle; der Kaiser wird, weil er sich Mühe gebe, die Einheit der Kirche zu konservieren, höchlich gelobt.

Zwei Beschlüsse, welche historisch von größter Wichtigkeit sind: der eine, weil er ein gleichsam retrospektives Anathem einführt, das sich auf die verstorbenen Kirchenväter erstreckt, deren Lehren doch bisher angenommen und im Reiche weit verbreitet waren, so daß die ruhige Fortentwickelung unterbrochen und die momentanen Verhältnisse den als orthodox überlieferten Meinungen vorgezogen wurden; der andere, weil der römische Bischof von der römischen Kirche getrennt, und indem man jenen verdammte, die Einheit mit der letzteren doch aufrecht erhalten wurde.

Erinnert man sich, daß die chalcedonischen Beschlüsse hauptsächlich durch den Einfluß des römischen Bischofs Leo zu stande gekommen waren und das ganze Abendland für sich hatten, wie denn ein Protest des Bischofs von Mailand im Namen vieler italienischen, der spanischen und der gallischen Bischöfe vorliegt, so sieht man wohl, daß durch die Abweichungen ein Streit von nicht vorauszusehendem Ausgang angeregt wurde. Der römisch-griechische Katholicismus, dessen Ursprung aus dem Zusammenwirken geistlicher und weltlicher Motive oben geschildert ist, wurde dadurch, wenn nicht durchbrochen, so doch gefährdet. Niemals hatte ein Kaiser einen so entschiedenen Einfluß auf ein Konzil ausgeübt, wie Justinian, dessen ausführliches Anschreiben den Beschlüssen der Synode zu Grunde liegt.

Sollte es nun in der Kirche dahin kommen, daß ein Kaiser durch direkten Einfluß sein persönliches Urteil als das einzig orthodoxe stempeln und zur allgemeinen Annahme bringen konnte? Die Einheit der Kirche hätte dann doch lediglich in der Persönlichkeit des Kaisers gelegen. Nur durch die Streitigkeiten im Orient war das Verfahren des Kaisers und der Synode überhaupt zu erklären. Im Occident wirkten entgegengesetzte Motive; man hielt einfach an den zu Chalcedon gefaßten Beschlüssen fest, ohne sich um die Abwandlungen, die der Kaiser verfügte, zu bekümmern. Wohl setzte nun Justinian seine Idee von der kirchlichen Einheit im Orient durch; für den Occident aber konnte die Synode nicht anders, als die entgegengesetzte Wirkung ausüben. Damit aber wurde doch die vornehmste Frage der damaligen Zeit nahe berührt. Denn dahin ging die Absicht des Kaisers, die Autorität des Reiches in allen bisherigen Gebieten wieder herzustellen.

Er hatte soeben Italien durch Narses unterworfen; er rückte auf der pyrenäischen Halbinsel vor; mit den Franken in Gallien war er noch unversöhnt. Das größte Hinderis auf seinem Wege hätte darin gelegen, wenn der römische Stuhl, auf welchen das ganze Abendland sein Augenmerk gerichtet hatte, seinen Neuerungen sich mit Entschiedenheit entgegengesetzt hätte. Seine Autorität aber war so übermächtig, daß das nicht geschah.

Vigilius selbst wurde zu einem Schreiben bewogen, in welchem er sein Widerstreben von einer Eingebung des bösen Geistes herleitet. Er trat in aller Form den Schlüssen der letzten Synode bei und war wieder in Gnaden, als er auf der Rückkehr in Sicilien, wohin er gegangen war, um die Wiedereroberung von Rom zu unterstützen und dann selbst dahin zu gehen, starb. Sein Nachfolger Pelagius trat ebenfalls den Tendenzen des Kaisers bei; dessen kirchliche Absichten waren nahe daran, ausgeführt zu werden, wie die politischen. Gerade hier aber begann der Widerstand, welchen, schon wegen der Folgen, die er nach sich zog, zu erwähnen erlaubt sein wird. Pelagius wurde in Rom keineswegs mit Freuden bewillkommnet. Man konnte nicht die drei Bischöfe zusammenfinden, durch die er hätte geweiht werden können; man mußte sich dazu bereits eines Presbyters bedienen. Da die Meinung ihm eine Mitschuld am Tode des Vigilius beimaß, so hielt er es für nötig, sich vor allem von diesem Verdacht zu reinigen. Man sah ihn mit Narses, dem Stellvertreter des Kaisers, nach St. Peter ziehen, wo er das Evangelium und das Kreuz über seinen Kopf haltend, versicherte, daß er an dem Tode des Vigilius keinen Anteil habe.

Allerdings konnte Pelagius nun auf den Gehorsam der Römer rechnen. Allein an anderen Stellen regte sich eben wegen seiner religiösen Haltung mannigfaltiger Widerstand. Er kam in den Fall, den Bischöfen von Tuscien mit Nachdruck die Versicherung zu geben, daß er an dem Konzil zu Chalcedon, namentlich an dem Schreiben des Papstes Leo an Flavian unerschütterlich festhalte. Eine gleiche Versicherung gab er einem fränkischen König, der ihn hierüber befragen ließ. Den entschiedensten Widerspruch erhoben die Könige von Aquileja und Mailand. Pelagius sah sich veranlaßt, einen Presbyter und einen Notar in diese Diöcesen zu schicken, um die Vorsteher derselben entweder an Ort und Stelle zu strafen oder zu ihm zu bringen. Unbedingt konnte er hiebei nicht einmal auf die Unterstützung des Narses rechnen. Pelagius hat ihm zu Gemüte geführt, daß jeder, der der Kirche widerstrebe, durch die weltliche Gewalt bestraft werden könne, und ihm einen Vorwurf daraus gemacht, daß er renitente Bischöfe in Ligurien, Venetien und Istrien dulde: er forderte, daß die Bischöfe zum Kaiser gebracht und von diesem verurteilt würden.

Des römischen Bistums war der Kaiser insofern mächtig, als die Wahl, bei der der Klerus, die angesehensten Männer und das Volk konkurrierten, doch nicht ohne eine vorangangene Anfrage vorgenommen werden und kein Gewählter die Weihe erhalten durfte, ehe er nicht vom Kaiser bestätigt war.

Erwägt man nun die Autorität, welche das römische Patriarchat in dem Abendlande überhaupt ausübte, so wird man auch inne, wieviel das für die Ausdehnung der kaiserlichen Gewalt zu bedeuten hatte.

Es gehörte zu der großen Stellung, welche Justinian überhaupt einnahm. Sie ist nicht viel weniger bedeutend in kirchlicher als in juridischer Beziehung; die Idee derselben hat die folgenden Jahrhunderte beherrscht. Überhaupt giebt es unter all den Imperatoren, die in Rom oder Konstantinopel gewaltet haben, keinen, der sich in vielseitiger Regententhätigkeit mit Justinian vergleichen ließe.

Indem seine Heere neue Provinzen erwarben und die alten beschützten, richtete er in Konstantinopel eine Regierung ein, die alle Zweige des öffentlichen Lebens umfaßte: Legislation, Administration, Finanzen und kirchliche Angelegenheiten. Er lebte und webte darin: denn für sich selbst hatte er wenig oder keine Bedürfnisse; er war Tag und Nacht bei der Arbeit. Er war von der Idee durchdrungen, das römische Reich noch einmal in seinem alten Umfang wieder herzustellen. Hiefür war er in unaufhörlichem Krieg begriffen, ohne doch je im Felde zu erscheinen. Was ihn beschäftigte, waren die Erwägungen und Anordnungen, die zur Erreichung dieses Zweckes führen konnten. Gleichzeitige Kriegführung im Osten und Westen mußte möglichst vermieden, die Beziehungen zu den avarischen, slavischen, gepidischen Nachbarn mußten in Obacht genommen, in ihren inneren Zerwürfnissen das Moment ergriffen werden, das ein erfolgreiches Eingreifen möglich machte. Die Abhängigkeit der Feldobersten, deren er sich bediente, von seinem Willen und Geheiß durfte keinen Augenblick unterbrochen werden. Nicht die leichteste Aufgabe war es, ihnen keine Überhebung zu gestatten und doch auch keinen zu Ungehorsam zu veranlassen, wie sich das an dem Beispiel von Belisar herausstellt. Immer gab es am Hofe mächtige Persönlichkeiten, die einander widerstrebten. Sie mußten alle in Unterordnung und in einer Art von Gleichgewicht gehalten werden. Als das größte Verdienst erschien es immer, den Intentionen des Herrschers zu genügen, — auch wenn sie nicht geradezu ausgesprochen waren. Es fehlte nicht an raschen Erhebungen und plötzlichem Fall, deren Ursachen sich nicht immer erkennen lassen. Die größte von allen Schwierigkeiten, die der Kaiser hatte, lag in der Herbeischaffung der finanziellen Mittel, die zur Ausführung seiner politischen Entwürfe unentbehrlich waren.

Man könnte sich wohl versucht fühlen, gegen die politische Idee, die Justinian verfolgte, Einsprache zu erheben. Denn von den germanischen Nationen, die er mit Krieg überzog, hatte er doch in der That wenig zu fürchten. Italien und Afrika waren in verhältnismäßiger Blüte, als er sie angriff. Italien war damals mit den Goten bis zu einem gewissen Grade ausgeglichen, und welche Dienste hätten ihm die Vandalen leisten können, wenn er sie gegen den Orient geführt hätte, nicht die Orientalen gegen Afrika. Und selbst gegen die kirchlichen Unternehmungen Justinians ließe

sich einwenden, daß dem Grunde derselben neue Entzweiungen entspringen mußten und entsprungen sind, welche zu ganz anderen Resultaten geführt haben, als die, welche er beabsichtigen konnte. Aber mit den großen Ideen läßt sich nun einmal nicht streiten. Sie haben, sobald es ihnen gelingt, die äußere Macht um sich her zu centralisieren, den unabweislichen Trieb, sich geltend zu machen. Justinian schien das historische Recht auf seiner Seite zu haben, da er die zertrümmerte Autorität, von welcher die Ordnung in der Welt abhing, wieder herzustellen suchte. Nur dies sei bemerkt, daß seine Kriege den Mittelpunkt der folgenden historischen Entwickelung bilden. Wir werden ihrer Nachwirkungen noch vielfach zu gedenken haben. Unmittelbar aber drängt sich noch eine andere Bemerkung auf.

Die Finanzverwaltung Justinians hat schon in seiner Zeit die bittersten Vorwürfe gegen ihn hervorgerufen. Die Monopole und Zölle, seine Auflagen überhaupt wurden als Ausgeburten der Willkür und Habsucht betrachtet. Dagegen könnte man wohl manches zur Rechtfertigung des Kaisers beibringen. Ohne die Auflagen, gegen die man reklamierte, hätten seine weltumfassenden Entwürfe überhaupt nicht in Gang gesetzt werden können, und die Bauten, die man dem Kaiser verargte, dienten doch auch dazu, einen ansehnlichen Teil der Bevölkerung in stetiger Thätigkeit zu erhalten, sie kamen einem socialen Bedürfnis entgegen. Aber man war nun einmal gewohnt, die höchste Staatsgewalt als eine persönliche Macht anzusehen. Von dem Erfordernis, das in der Sache lag, bildete sich niemand einen Begriff. Für uns ist die Geldwirtschaft jener Zeit in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Zu dem schlechten Rufe Justinians in dieser Hinsicht aber trug es bei, daß selbst die höchsten Beamten der Geldgier und Bestechlichkeit geziehen wurden. In polizeilichen Anordnungen, die sehr entschuldbar waren, sah man sogar die Absicht, das Volk zu bedrängen und zu berauben. Selbst seine gerichtliche Verwaltung wurde beschuldigt, diesem Unwesen Vorschub zu leisten. Die Käuflichkeit der Ämter, die zwar abgeschafft wurde, aber in einer anderen Form wieder eintrat, führte zu immer neuen Beschwerden. Mißbräuche, die der Kaiser in seinen Edikten verfolgt, werden eben seiner Regierung selbst schuld gegeben. Der kleinen Schrift, die wir unter dem Namen Anekdota kennen, giebt es einen gewissen Wert, daß sie hiegegen polemisiert.

Es ist das Problem der Regierungen, die eine große Politik verfolgen, die Anforderungen, welche die auswärtigen Verhältnisse in Krieg und Frieden herbeiführen, zu erfüllen und dabei doch auch den Bedingungen gerecht zu werden, auf denen das Wohl der Unterthanen beruht. Indem Justinian den Occident wieder mit dem Orient zu vereinigen trachtete, scheint es doch unleugbar, daß er die Kräfte des Orients über Gebühr angestrengt oder doch erschöpft hat. Wenigstens ist es dies, was ihm zum Vorwurf gemacht wurde und die Gemüter der Menschen in den Provinzen wie in der Hauptstadt ihm entfremdete.

Noch in seinen letzten Jahren wurde er wieder durch Gefahren beunruhigt, wie sie am Anfang seiner Regierung vorgekommen waren; wir hören von einer Verschwörung gegen sein Leben, welche entdeckt und bestraft wurde. Sie würde kaum erwähnt zu werden verdienen, wenn nicht dabei die große Gestalt Belisars noch einmal hervorträte. Er lebte in der Fülle des Ansehens, welches alte Verdienste und eine hohe bürgerliche Stellung hervorbringen; der Patricius Belisar konnte neben dem Kaiser genannt werden. Im Jahre 562 wurde er eines Tages in den geheimen Rat des Kaisers berufen; auch der Patriarch von Konstantinopel war dabei zugegen. Akten wurden verlesen, welche die Verhöre der wegen einer Teilnahme an den letzten Verschwörungen Angeklagten enthielten. Darin aber kam der Name Belisars selber vor. Ein mit innerer Empörung gemischtes Erstaunen ergriff den treuergebenen alten Helden; aber Justinian erschien von der Nennung des Namens doch betroffen und wies den Verdacht nicht eben zurück. Belisar wurde in sein Haus eingeschlossen und eines Teiles seiner dienstbeflissenen Umgebung beraubt. Bei aller seiner Größe fügte er sich in die Pflichten eines Unterthanen. Nach einigen Monaten, die doch einer weiteren Untersuchung gewidmet worden sein werden, wurde er von dem Kaiser wieder zu Gnaden angenommen und in seine Würden wieder eingesetzt. Nicht zwei Jahre vergingen, so starb Belisar; seine Reichtümer fielen an den Kaiser; auch Justinian starb bald darauf, am 11. November 565.

Keine Zeit kann sein Gedächtnis verlöschen. Die Gewalt, die er inne hatte, entwickelte er mit einer Applikation und Geschicklichkeit ohnegleichen. Er behauptete die volle Souveränetät den inneren und äußeren Gegensätzen zum Trotz. Alle Kräfte des Reiches und alle Persönlichkeiten, mit denen er in Berührung kam, mußten seinen Absichten dienstbar werden. Immer verfolgte er großartige Ziele. Wir haben nicht unerwähnt gelassen, was sich gegen sein Verfahren, gegen seine Zwecke selbst einwenden ließ; aber soweit war es doch gekommen, daß er die geistliche mit der weltlichen Macht vereinigt und dem Vordringen der Germanen Einhalt gethan hatte. Er konnte glauben, sie noch völlig zu überwinden. Das ist nun anders gekommen; die Gegenwirkungen, die er hervorrief, haben den Platz behauptet. Aber zwei Denkmale hat er sich auf immer gestiftet, das eine in seiner Legislation, welche die weltlichen, das andere in seinen Bauten, namentlich den kirchlichen, deren Charakter die geistlichen Bestrebungen, die ihn belebten, repräsentierte. In dem Codex und der Hagia Sophia lebt er fort.

Mit dem Tode Justinians trat der Fall ein, von dessen Wahrscheinlichkeit man schon vor mehr als zwanzig Jahren geredet und dabei die Art und Weise, wie dem Kaiser ein Nachfolger gegeben werden solle, erwogen hatte. Belisar, der damals für die Ansprüche der bewaffneten Macht gewesen war, hatte dadurch die Stellung, die er einnahm, sehr zweifelhaft gemacht. Jetzt konnte der neue Kaiser nicht anders, als durch das Übergewicht des Palastes

bestimmt werden. Justinian hinterließ keinen Leibeserben; aber er hatte — so werden wir versichert — seinen Schwestersohn Justinus zu seinem Nachfolger bestimmt und den ergebensten unter seinen nächsten Hausgenossen, Callinicus, beauftragt, diesem, wenn er abgeschieden sei, das zu hinterbringen mit der Verwarnung, die Annahme der höchsten Würde nicht etwa zu verweigern; denn er würde dann dem Willen Gottes widerstreben.

Justinus war mit der Nichte der Kaiserin Theodora, Sophia, vermählt. In diesem Paar vereinigten sich also die Verwandtschaften Justinians und Theodoras, die früher einander nicht selten feindlich gegenübergetreten waren. Der Autor Corippus, dem wir hier folgen, erzählt ausführlich, wie Justin und Sophia, die in einem anderen Palast wohnten, dort von Callinicus, der eine Anzahl von Senatoren um sich hatte, aufgesucht und veranlaßt wurden, in die Hofburg zu kommen, wo sie zuerst bei dem Anblick der Leiche Justinians ihn gleichsam anklagen, daß er das Reich in einem Augenblick verlassen habe, in welchem es von allen Seiten mit Krieg bedroht sei, dann aber vor allem ein rechtgläubiges Bekenntnis auf Dreieinigkeit und Menschwerdung ablegen und sodann mit den Reichsinsignien bekleidet werden. Die Wachen heben Justin nach germanischer Weise auf den Schild; dann erscheint der vornehmste Priester, wie der Autor sagt, schön durch sein Alter, segnet Justin, läßt sein Haupt als ein unverletzliches weihen und setzt ihm die Krone auf; der Akt wird mit jubelnden Glückzurufen der Anwesenden begrüßt. Darauf besteigt Justin den Thron, indem er das Zeichen des Kreuzes macht. Worte werden ihm in den Mund gelegt, die ihn gleichsam als Stellvertreter Gottes auf Erden bezeichnen: der Schöpfer habe die Sorge für das, was er geschaffen, dem Kaiser übertragen. Der Kaiser sei der Kopf, der das Gemeinwesen regieren müsse, wie dieser den Leib. Andere Gewalten werden als Brust und Arme bezeichnet; aber auch sie haben die Pflicht, den Befehlen des Hauptes zu gehorchen.

Dieser unbedingten Anerkennung des Systems, das gleichsam als ein göttliches erscheint, tritt nun aber schon hier ein abweichendes zur Seite. Der Fiskus wird als der Magen des Reiches bezeichnet, nicht ohne Seitenblicke auf Justinian, der das Reich erschöpft und mit Schulden belastet hinterlassen habe. Ein Tadel, der in voller Stärke erscheint, sowie der neue Kaiser in den Cirkus tritt, wo sich die Menge infolge der indes verbreiteten Nachricht von dem Tode Justinians versammelt hatte. Hier machte sich nun eine der bisherigen Verwaltung entgegengesetzte Stimmung Bahn. Von einem Anteil des Volkes an der Erhebung selbst ist nicht die Rede. Der Kaiser wird mit tausendstimmigem Jubel empfangen; dann ergreift er das Wort, er verspricht Sicherheit, Ruhe und Ordnung; das Volk möge sich der Ruhe erfreuen; ihm gebühre Wachsamkeit. Er gelobt ihnen Gerechtigkeit und selbst Freigebigkeit, wie sie mit dem Antritt des Konsulats, das Justinian abgeschafft hatte, er aber wiederherzustellen gedachte, verbunden sei.

Darauf aber erfolgte eine allgemeine Bewegung; mit Einem Schlage regt sich die circensische Demokratie aufs neue: die Sitze leeren sich, die Arena erfüllt sich mit Menschen. Sie rufen: Erbarme Dich; wir gehen zu Grunde. Die Sache war, daß Justinian gezwungene Anleihen gemacht hatte. Sie legen dem Kaiser ihre Scheine dabei zu Füßen und fordern die Rückgabe ihrer Einzahlungen. Der erste Akt der Regierung Justins ist es, daß er hierin nachgiebt. Gold und Silber wird in den Cirkus gebracht, und all die Scheine werden eingelöst. Recht eigen bemerkt man hiebei, daß die Verpflichtung gegen das Gemeinwesen als Pflicht gegen dessen Oberhaupt, und dessen Stellung als eine persönliche betrachtet wird.

Eine große Anzahl Frauen in kläglichem Aufzug strömte herbei; sie baten um die Freilassung ihrer gefangenen Männer und Söhne. Der Kaiser, sagt unser Autor, erhört das Gesuch nach der Weise Gottes: er läßt sie alle frei; denn mit der Macht verbindet sich die Gnade.

Man wird nicht alles für buchstäblich wahr halten, was Corippus erzählt: aber für den Begriff von der höchsten Gewalt, wie er sich damals gebildet hatte, ist es doch sehr charakteristisch. Man erkennt die Idee des Kaisertums in seiner Unumschränktheit als einer göttlichen Institution, nicht minder die Schwierigkeit, die es gleich in der Hauptstadt hatte, dieselbe gegenüber der Menge, die von dem finanziellen System erdrückt wurde, zu behaupten. Darin lag der größte Widerspruch, daß die höchste Autorität, die man zu besitzen meinte, doch nur mit einer Anstrengung zu realisieren war, welche den Einwohnern, die den römischen Namen führten, unerträglich vorkam.

Wie so ganz das Gegenteil von der Plebs Altroms, welche aus dieser Herrschaft Vorteile gezogen hatte. Was sollte aber nun daraus werden, wenn die Feindseligkeiten wieder ausbrachen, die Justinian zu beseitigen verstand, und wenn man auch in dieser Hinsicht das Vorbild verließ, das er gegeben hatte? Dessen Staatskunst beruhte vor allem darauf, daß er die Völkerschaften, von denen er gewaltsame Angriffe fürchtete, durch Geschenke und Jahrgelder auf seiner Seite zu fesseln wußte, und daß er den alten Gegensatz gegen Persien nicht in einen prinzipiellen, religiösen umschlagen ließ. Gegen das eine und das andere sträubte sich das Selbstgefühl des neuen Imperators; er fand es unerträglich, daß in dem persischen Reiche Christenverfolgungen vorkamen. Denn das religiöse Bekenntnis stand ihm höher als das Interesse des Staates. Niemals könne, sagte er, ein Christ es dulden, wenn seine Glaubensgenossen Unbill erlitten. Er wurde darin von der Geistlichkeit und selbst dem Gemeingefühl des Volkes unterstützt. Nicht lange, so brach der persische Krieg wieder aus. — Zugleich aber nahm Justin den größten Anstoß an den Jahrgeldern und Subsidien, welche Justinian den benachbarten Völkerstämmen gezahlt hatte. Er wies die ersten Forderungen, welche in dieser Hinsicht an ihn gemacht wurden, mit Stolz und einer Art von Indignation zurück: denn ein römischer Kaiser gebe zwar Geschenke, aber nur zur Belohnung geleisteter Dienste. — Wie durch

den ersten dieser Grundsätze im Orient, so brachte er durch den zweiten im Occident feindselige Regungen hervor, welche, zusammentreffend durch die Rückwirkung, die sie auf Konstantinopel ausübten, dem römischen Imperium die schwersten Schläge beibringen sollten, die es noch erfahren hatte.

Neunzehntes Kapitel.

Avaro-langobardische Invasion in Italien. Die drei nächsten Nachfolger Justinians.

Nicht allein auf der allgemeinen Kombination beruhte das Ansehen des römischen Reiches im Occident, sondern besonders darauf, daß die Feindseligkeit der in die Balkanländer eingedrungenen germanischen und slavischen Stämme immer wieder durch andere Völkerschaften, welche sich dem Kaisertum anschlossen, im Zaum gehalten wurde. Damals boten hiezu vornehmlich die Avaren die Hand. Die Avaren gehören denselben finnisch-ugrischen Stämmen an, aus welchen die Hunnen hervorgegangen waren, und wenn wir in der Auslegung der byzantinischen Nachrichten nicht irren, kamen sie in den Fehden dieser Stämme untereinander so mächtig empor, daß sie sich für das größte und stärkste aller Völker hielten. Erst vor wenigen Jahren waren sie an den Grenzen des römischen Reiches erschienen und hatten unter Vermittelung der Alanen demselben ihre Bundesgenossenschaft angeboten: denn für die barbarischen Stämme galt es immer noch als Gegenstand des Ehrgeizes, mit dem römischen Reiche in Verbindung zu stehen. Von Justinian verlangten sie mit stolzen Worten Jahrgelder oder Landabtretungen. Der Kaiser scheint nicht abgeneigt gewesen zu sein, sie in Niederpannonien aufzunehmen; aber sie zogen vor, Geschenke und Jahrgelder zu empfangen, wofür sie dann den Römern an der untern Donau gute Dienste geleistet haben. Das entsprach nun ganz dem System Justinians, welcher unter den Völkern, die ihn bedrängten und gefährdeten, immer einen tapferen Stamm auf seiner Seite zu haben suchte. Aber dafür hatte die neue Regierung wenig Verständnis. Ihre erste Absicht war, den Geldaufwendungen, welche die Hauptstadt und die Einwohner gegen die Regierung aufgeregt hatten, ein Ende zu machen. Durch die Drohungen, welche die avarischen Gesandten aussprachen, nicht erschreckt, sondern, wie berührt, in seinem imperatorischen Stolz beleidigt, versagte Justin die Zahlung der bisherigen Jahrgelder, worauf die Avaren das Bündnis mit den Römern voll Unwillen aufgaben: denn, wolle Justin der Nachfolger seines Oheims sein, dann müsse er auch dessen Versprechungen erfüllen. Man kann nicht mit Sicherheit angeben, wo sich die Avaren eben aufhielten,

aber wahrscheinlich sind sie schon damals durch die Karpathenpässe nach Pannonien eingedrungen und haben begonnen, die Ringe aufzuwerfen, von welchen her sie ein paar Jahrhunderte hindurch zu anderweiten Unternehmungen ausgezogen sind.

Zurückgewiesen von Justin, wandten sie sich an die Franken, die zu dieser Zeit Rhätien beherrschten und ein vorwaltendes Ansehen selbst im Gebiet von Aquileja behaupteten, wie sich unter anderem daraus ergiebt, daß sie dort Bischöfe eingesetzt haben. In Oberitalien stellten die Franken sich noch immer den Fortschritten der römisch-griechischen Waffen entgegen. Mit den einen und den anderen verbündet, treten nun die Langobarden auf.

Die Langobarden erscheinen bereits unter den ältesten Germanen. Nach Tacitus, Vellejus, Ptolemäus hatten sie ihre Sitze zwischen Weser und Elbe. Eine Zeitlang haben sie zum Reiche Marbods gehört, und es läßt sich erklären, wenn sie wie so viele andere Stämme und die Goten selbst nach dem Sturze Marbods und dem Zerfall seiner Herrschaft an der mittleren Donau auftreten. Sie nahmen Teil an dem großen Bunde der germanischen Völker im markomannischen Krieg. Sie sind damals über die Donau gekommen, aber zurückgewiesen worden. Erkennbar und in charakteristischen Zügen erscheinen sie erst in dem Völkerkampfe, der sich nach der Zerstörung des Reiches Attilas erhob, zwischen Herulern und Gepiden. Wir wissen, wie enge besonders die Heruler mit dem römischen Reich verbunden waren, welchen Anteil sie nicht allein an den äußeren Kriegen, sondern auch an den inneren Irrungen des Kaisertums genommen haben. Gerade in dem Gegensatz zu den Herulern kamen nun die Langobarden empor. Wir sind dem Geschichtschreiber der Epoche, Procop, Dank dafür schuldig, daß er uns eine mehr als in Einer Beziehung merkwürdige Nachricht von der Entzweiung der Langobarden mit den Herulern aufbewahrt hat. Die Heruler erklären an die Langobarden den Krieg im Gefühl ihrer Übermacht, ohne daß sie Anlaß zu einer Beschwerde gehabt hätten; die Langobarden lassen ihnen durch Gesandtschaften Vorstellungen machen. Durch die letzte sprechen sie aus: sie würden Widerstand leisten und dabei Gott anrufen, der den Ausgang der Schlachten nach der Ursache des Kampfes zu bestimmen pflege. Die Heruler rücken dennoch vor, ohne auf ungünstige Vorzeichen Rücksicht zu nehmen, werden aber in dem Kampfe vollständig geschlagen, so daß sie selbst ihre bisherigen Sitze nicht mehr behaupten können. Man mag wohl dieses ersten Momentes in dem Auftreten der Langobarden gedenken, da es in seinem geistigen Inhalt einigermaßen an die Sage erinnert, welche sie selbst erzählen, und von welcher sie den Namen der Langobarden hergeleitet haben sollen. Deren Sinn ist: daß ihnen der heidnische Wodan selbst den Namen gegeben und mit dem Namen den Sieg.

Von den bei dem Geschichtschreiber der Langobarden mitgeteilten Sagen darf man nicht allein, sondern muß man zunächst abstrahieren, da der Bericht des zeitgenössischen Autors Procop vorliegt, der gerade in diesen Verwicke-

lungen Glauben verdient. Demzufolge fand sich Justinian bewogen, den Langobarden, die noch jenseit der Donau saßen, in Pannonien neue Sitze anzuweisen. Er gab ihnen das alte Noricum, die Hauptstadt und das Land, eine Anzahl fester Plätze an der Donau und ansehnliche Geldgeschenke, womit es zusammenhängt, daß er auch den Herulern neue Wohnsitze in der Nähe von Singidunum anwies. Die Langobarden begingen, als sie über die Donau gekommen waren, mancherlei Gewaltsamkeiten, verwirkten jedoch dadurch die Gnade des Kaisers mit nichten. Dieser stand ihnen vielmehr im Kampfe mit den Gepiden bei, die einst vor Theoderich über die Donau gewichen, aber nach dem Falle der Ostgoten zurückgekommen waren und sich Sirmiums bemächtigt hatten, was dem Kaiser besonders deshalb mißfiel, weil sie slavische Völkerhaufen mit sich herbeiführten. Er meinte, sich an den Langobarden sichere Verbündete zu verschaffen. Nicht zu übersehen ist, daß ein Teil der den Langobarden nach langen Beratungen zugesandten Hülfsmacht Amalafred, einen Nachkommen des thüringischen Königshauses, zu seinem Anführer hatte. Amalafred war mit seiner Mutter Amalaberga zu den Ostgoten geflüchtet und dann mit Vitiges nach Konstantinopel gekommen. Eine Schwester desselben wurde durch Justinian mit dem Langobardenkönig Audoin vermählt, so daß hier eine genealogische Kombination eingeleitet wurde, durch welche die Völker der Balkanhalbinsel an Justinian geknüpft und zugleich den Franken, die für Totila waren, entgegengesetzt wurden. In der That war es nun dieser Amalafred, welcher den Langobarden die Oberhand über die Gepiden verschaffte.

Obwohl nicht zufrieden mit der ihnen geleisteten Hülfe, beharrten die Langobarden doch im engsten Verhältnis zu den Römern; die von den Goten unterstützten und durch die Franken verjagten Überreste der königlichen Familie von Thüringen, die Heruler selbst und die Langobarden bildeten eine Art von Allianz zu Gunsten der Oströmer. Man begreift es, daß Langobarden und Heruler den Eunuchen Narses nach Italien begleiteten. Ihnen sind dann Totila und die Franken, die nach Italien vorgedrungen waren, erlegen. Narses hielt es nicht für möglich, Italien zu pacifizieren, so lange die Langobarden, welche sich nicht abhalten ließen, die Heiligkeit der Asyle zu verletzen und andere Gewaltsamkeiten auszuüben, bei ihm waren. Er wußte sie mit Geschenken zu begütigen und nach ihrer Heimat zu entfernen.

So lange Justinian lebte, scheint es bei dem freundschaftlichen Verhältnis geblieben zu sein. Nach dessen Tode aber, als das ganze System verändert wurde und die Avaren in der Nähe erschienen, änderte sich die Lage der Dinge.

Die Langobarden bestanden darauf, die Gepiden nicht neben sich zu dulden. Sie konnten aber unter der neuen Regierung die Oströmer nicht dahin bringen, sie gegen die Gepiden zu unterstützen, wahrscheinlich doch, weil dem Hofe alles an dem Gleichgewicht der großen kriegerischen Genossenschaften gelegen war. Hierüber nun löste sich das bisherige Bundesverhältnis

zwischen Römern und Langobarden vollständig auf. Diese wendeten sich an die Avaren, die eben als die ausgesprochenen Gegner der Römer auftraten. So viel man weiß, haben die Langobarden selbst den Avaren bemerklich gemacht, daß der Krieg nicht allein gegen die Gepiden, sondern gegen die Verbündeten derselben, die Oströmer, geführt werde und sie nach Thracien, vielleicht nach Byzanz bringen könne. Der Gepidenkönig Cunimund rief die Hülfe der Römer an; aber dem neuen System gemäß entzog sich Justin auch der Verbindung mit den Gepiden; es schien ihm ganz recht zu sein, wenn die germanischen Völker ihren Streit untereinander ausfochten. Noch einmal sind avarische Gesandte bei ihm erschienen und haben ihm ihre alten Forderungen wiederholt; der Kaiser aber wies sie nochmals zurück; er wäre nicht abgeneigt gewesen, sich des friedlichen Verhaltens der Avaren durch Geiseln zu versichern; aber er forderte dafür die Kinder des Chagan; mit Kindern anderer avarischer Häuptlinge wollte er sich nicht begnügen, wiewohl das der Feldhauptmann Tiberius für hinreichend gehalten haben würde. Hierauf brach der Krieg aus. Avaren und Langobarden fielen in die Landschaft der Gepiden ein. Den Avaren stand der römische Befehlshaber gegenüber, die Gepiden übernahmen den Kampf mit den Langobarden. Hätten die Römer den Gepiden Hülfe geleistet oder nur mit den Avaren rechtzeitig eine Abkunft getroffen, so würden die Dinge anders gegangen sein. Während aber die Römer sich mit den Avaren, jedoch sehr unglücklich, schlugen, wurden die Gepiden von den Langobarden in offener Schlacht niedergeworfen und nahezu vertilgt. Ihr Name verschwindet seitdem gleichsam aus der Geschichte.

Man erkennt den Unterschied der Zeiten und Verhältnisse. Justinian hatte die Langobarden als Gegner der Franken aufzustellen und in den engsten Bund zu ziehen gesucht. Zur Behauptung dieses Einverständnisses hätte vor allem die Fortsetzung der mit den Avaren eingeleiteten freundschaftlichen Beziehungen gehört. Wenn nun aber Justin denselben die Zahlung der gewohnten Jahrgelder versagte, was im Angesicht der Aufregung in Konstantinopel unvermeidlich sein mochte, so wurde doch dadurch das politische System Justinians zerstört. Da nun die Avaren in Pannonien vordrangen und Freundschaft mit den Franken schlossen, so konnten die Langobarden an ihrem Bunde mit Konstantinopel nicht festhalten. Die Oströmer wurden von den Avaren besiegt; die Gepiden erlagen den Langobarden. Zwischen Avaren und Langobarden trat dann das engste Verhältnis ein. Erklärte Feinde der Römer, faßten die beiden Völker den Entschluß, Italien von Konstantinopel loszureißen.

In den ältesten urkundlichen Aufzeichnungen über die langobardische Geschichte findet sich eine sehr auffallende Nachricht hierüber. Zwischen Avaren und Langobarden soll ein Bündnis geschlossen worden sein, nach welchem letztere die von Justinian eingeräumten Landschaften den Avaren überließen, während sie selbst es unternahmen, die Oströmer in Italien zu bekämpfen. Sie hätten sich, so lautet die Erzählung, die Rückkehr vorbe-

halten. Nicht aber auf den Moment sei dieser Vorbehalt beschränkt geblieben, er habe vielmehr auf zweihundert Jahre gelten sollen, binnen welcher Zeit dann die Avaren den Langobarden in Italien Hülfe zu leisten verpflichtet sein sollten. Das höchst Außerordentliche einer solchen Abkunft wird doch nicht berechtigen, sie geradehin zu verwerfen; ihre Substanz entspräche der Stimmung der Völker, die sich niemals ganz von ihrer Heimat lossagten, wie das Beispiel der Heruler, Vandalen und nachmals der Sachsen beweist. Wie man auch darüber denken möge, die Thatsache eines Einverständnisses zwischen beiden Nationen wird man kaum leugnen dürfen. Den Avaren kam es darauf an, die Gebiete, die den Langobarden vom Kaiser überlassen waren, an sich zu bringen; den Langobarden, sich bei ihrem Unternehmen, welches einen Angriff auf die römische Herrschaft in Italien einschloß, einen fortwährenden Rückhalt zu sichern. Sie waren bereit, aus Noricum zu weichen und den Zug nach Italien zu unternehmen.

Das ist aber nur die eine Seite des großen Ereignisses, die wir als die barbarische bezeichnen können. Langobarden und Avaren treten mit den Franken in Verbindung, womit es zusammenhängen wird, daß eine Tochter des Königs Chlotar I., Chlotswinde, mit Alboin, dem Nachfolger Audoins, vermählt wurde. Bisher mit den Römern verbündet, schlossen sich Langobarden und Avaren den Franken an.

Nun aber traten auch auf der anderen Seite, der italisch-byzantinischen, Verwickelungen ein, welche diesem Unternehmen sehr zu statten kamen. Ich behalte mir über die vielbestrittenen Nachrichten, die wir darüber finden, für die Folge noch eine eingehendere Erörterung vor. Hier sei nur bemerkt, daß die Veränderung der kaiserlichen Politik notwendig auch auf Italien zurückwirkte und zwar in zwiefacher Hinsicht. Wenn das Finanzsystem Justinians im Orient verlassen wurde, so konnte es sich auch in Italien nicht behaupten, die bisherige Finanzverwaltung war in dem alten Rom ebenso verhaßt, wie in dem neuen, und es ist sehr verständlich, wenn die römischen Großen dem neuen Kaiser die Bitte vorlegen ließen, sie und die Stadt von dem unerträglichen Drucke zu befreien, welchen die Regierungsweise des Narses über sie verhänge; von den Griechen würden sie schlechter behandelt als von den Goten; wenn das so fortgehe, so würden sie zu den fremden Nationen abzufallen gezwungen sein.

Der alte Gedanke der romanischen Bevölkerung, sich lieber den germanischen Willkürlichkeiten zu unterwerfen, als sich durch das römische System zu Grunde richten zu lassen, machte sich Bahn. Dem aber kam die Tendenz des Hofes gewissermaßen entgegen. Narses war der Repräsentant des alten, soeben gestürzten Systems; wenn der Hof allenthalben von demselben abwich, so konnte er den Oberbefehlshaber auch in Italien nicht dulden. Das Exarchat, zu dem Narses doch wohl selbst den Grund gelegt hatte, mußte organisiert werden. Es ist sehr begreiflich, daß sich Narses hierdurch gefährdet fühlte, und wenn auch die Sage, wonach ihn Kaiserin Sophie als

Eunuchen in das Gynäceum verwiesen haben soll, verworfen werden muß, so ist doch aus anderen Zeugnissen gewiß, daß ihm Äußerungen derselben zu Ohren kamen, durch die er sich verletzt fühlte. So trat in Italien eine Auflösung des bisherigen Zustandes ein, welche den Langobarden eine große Aussicht für ihr Unternehmen darbot. Die Überlieferung ist nun, daß Narses, der sich von den italienischen Großen bedroht und von seinem Hofe verleugnet, wenn nicht verfolgt sah, die Langobarden, die er einst ihrer unbezähmten Wildheit wegen nicht in Italien hatte behalten wollen, sondern in ihre Heimat geschickt hatte, jetzt selbst aufgefordert habe, nach Italien zurückzukommen. Für geradezu unmöglich möchte ich das nicht erklären: denn die menschliche Leidenschaft spielt nun einmal eine Rolle in den Verwickelungen der Welt, und von denen Unrecht zu leiden, um die man sich die größten Verdienste erworben hat, wird vielleicht im hohen Alter noch unerträglicher als früher; auch das höchste Alter aber fühlt sich doch nicht dem letzten Atemzug so nahe, daß es nicht noch Gedanken der Selbsthülfe und Selbsterhaltung Raum geben sollte. Man könnte dem Narses den Gedanken zutrauen, an der Spitze von Mannschaften, wie er sie einst selbst nach Italien geführt hatte, sich den Neuerungen, die man von seiten des Hofes in Konstantinopel und der Großen in Rom vorhatte, entgegenzustellen. Die Nachricht ist wenigstens gleichzeitig überliefert und in die Erinnerungen der Langobarden selbst aufgenommen. Ich wage nicht, sie zu verwerfen, wenn sie von den unzweifelhaft fabelhaften Zusätzen, die sie begleiten, gereinigt wird. Es würde eine psychologische Erscheinung außerordentlichster Art sein, wenn der weltkluge Eunuch sich entschlossen hätte, das Werk, das er unternommen, durch Herbeirufung eines fremden Stammes, den er früher selbst ausgeschlossen, zwar nicht zu zerstören, aber doch umzugestalten. Mit Bestimmtheit behaupten läßt sich das freilich nicht, aber unleugbar ist doch die Thatsache, daß der Wechsel der Regierung für das Unternehmen der Langobarden nicht anders als günstig wirken konnte. Die militärische und administrative, vor allem die finanzielle Thätigkeit der Reichsregierung fing an zu schwanken; nach dem Tode Justinians konnte diese nicht mehr entscheidend durchgreifen. Die Gefühle der Selbständigkeit erwachten nach verschiedenen Seiten hin.

Darf ich hier nochmals auf Justinian zurückkommen, so ist er überhaupt der letzte römische Imperator gewesen, der die Idee des Kaisertums und seiner Weltherrschaft nicht allein festhielt, sondern bis auf einen gewissen Grad wieder zu bringen wußte. Die Strenge der finanziellen Mittel, die er anwandte, war für diesen Zweck unentbehrlich. Auch die gezwungene Anleihe, zu der er zuletzt gegriffen hatte, war ohne Zweifel für den Moment notwendig gewesen. Was man ihm zum Vorwurf machte, daß er die Reichtümer der Gräco-Römer den Barbaren zuwende, war eben der Mittelpunkt seiner politischen Stellung überhaupt. Die Verwerfung seiner Geldwirtschaft, welche mit der Thronbesteigung Justins Hand in Hand ging, schloß zugleich die Verwerfung seiner politischen Absichten in sich ein. Das wichtigste Ereignis,

das damit zusammenhängt, ist der Zug der Langobarden nach Italien. Die Freunde der Oströmer traten zu ihren Gegnern über, die eingeborenen Triebe der Populationen nahmen eine Richtung gegen das oströmische Reich, das nicht nur in seinem Centrum, sondern auch in den Provinzen in Unruhe und Gärung geriet. Auch die Kirchenverhältnisse hingen damit zusammen.

Wie in Illyrien überhaupt, so war in der Diöcese von Aquileja die Verstimmung gegen die fünfte konstantinopolitanische Synode eine allgemeine. Deren Beschlüsse: die Verwerfung der Tria Capitula, wurden aber noch von dem römischen Stuhl aufrecht erhalten, der dabei die weltliche Gewalt anrief. Genug: einverstanden mit den abgesagten Feinden des Hofes von Konstantinopel, Franken und Avaren, eingeladen durch den Hader der nächsten Kirchenprovinz und die Entzweiung, die in Italien selbst zwischen den Eingeborenen und den eingelagerten Truppen bestand, wurden die Langobarden veranlaßt, den verhängnisvollen Zug zu unternehmen.

Wir stehen an einem Wendepunkt der Weltgeschichte; ein Ereignis tritt ein, durch welches die Balkanländer den Germanen entfremdet, deren Macht dagegen in Italien, wo sie soeben unterdrückt worden war, erneuert worden ist. In dem großen Gegensatze zwischen Germanen und Oströmern ist es entscheidend geworden. Konstantinopel konnte seine aggressive Tendenz nicht weiter verfolgen. Der Einfall der Langobarden verschaffte den Germanen nochmals die Oberhand.

Aber wie sich die Vorfälle, denen jene Kombination zu Grunde lag, nur schwer erkennen lassen, so ist das auch bei dem Ereignis, das nun vor sich ging, der Fall. Wir kennen es nur in seinen allgemeinen Umrissen. Anfang April 568 setzte sich Alboin von Noricum aus mit seinen Langobarden in Bewegung. Ein nicht sehr zahlreiches Heer umgab ihn; daß er es aber auf eine dauernde Besitznahme abgesehen hatte, ergiebt sich daraus, daß auch Frauen und Kinder den Zug der Männer begleiteten. Aber das Unternehmen ließ sich so wenig in dieser Zeit, wie früher, auf die Langobarden beschränken. Eine große Anzahl anderer Germanen, namentlich Sachsen, haben sich Alboin angeschlossen, doch wohl infolge der umgewandelten Politik überhaupt. Da Chlotswinde damals noch lebte, so läßt sich an einem Einverständnis der Franken nicht zweifeln. Zuerst nahm Alboin die Kolonie in Besitz, welche einst die Römer bei ihrem Vordringen nach der Donau hin am Abhange des Gebirges angelegt hatten; in dem Mittelpunkt desselben, Forum Julii, legte er eine langobardische Kolonie zu Schutz und Trutz an. Man darf nicht bezweifeln, daß ihm hiebei die kirchlichen Bewegungen in dem Bistum Aquileja zu statten gekommen sind. Diese aber umfaßten zugleich Venetien und Ligurien. Die Bischöfe der drei Provinzen hatten sich zu einer synodalen Opposition vereinigt. Als Alboin an die Grenzen der Provinz Venetia kam, erschien der angesehene Bischof von Treviso und stellte sich samt seiner Kirche in den Schutz des Königs. Verona, das schon so oft der Kampfpreis zwischen romanischen und germanischen Streitkräften gewesen war, nahmen die Lango-

barden ohne Widerstand ein. Man könnte zur Erklärung dieses ersten großen Erfolges doch vielleicht jene vergessene langobardische Aufzeichnung herbeiziehen, nach welcher Narses die Besitznahme italischer Städte, welche von Besatzung frei seien, den Langobarden in Aussicht gestellt haben soll.

Ohne sich nach der Seeküste zu wenden, die von Ravenna aus gedeckt wurde, rückte Alboin nach Ligurien und nahm die Hauptstadt Mailand ohne Mühe in Besitz. Eine geistliche Bewegung ist auch hier eingetreten, wahrscheinlich von entgegengesetzter Art. Der Bischof hat die Stadt verlassen und sich mit seinen Anhängern nach Genua geflüchtet, wo ihm diese, als er dort starb, einen Nachfolger gesetzt haben. Kaum begreifen ließe sich, wie diese großen Städte und mehrere andere mit ihnen ohne Widerstreit in die Hände der Langobarden geraten sind, wenn nicht die inneren Entzweiungen in Italien ihre Verteidigung unmöglich gemacht hätten. Noch ein anderes Moment ist hiebei nicht zu übersehen. Die Regionen, in welche Alboin vordrang, waren ebendieselben, in denen sich die transpadanischen Goten zur Rettung ihrer Selbständigkeit erhoben und dann den Krieg gegen Rom mannhaft und erfolgreich geführt haben. Es war erst fünfzehn Jahre her, daß Totila niedergeworfen wurde. Oberitalien war von Ostrom nie vollkommen bezwungen worden. Es kann kein Zweifel sein, daß sich die Langobardenherrschaft eben in dieser Landschaft erhob. Obwohl die einsilbigen und sagenhaften Notizen nichts davon melden, so darf man doch vermuten, daß die Überreste der Goten — denn vollkommen vertilgt konnten sie nicht sein — sich den Langobarden angeschlossen haben. Aber zu gesicherter Besitznahme gehörte noch die Eroberung von Ticinum (Pavia), welches sowohl durch seine geographische Lage an der Heerstraße nach Gallien bedeutend, als durch die topographische Beschaffenheit des Bodens zu einer haltbaren Verteidigung geeignet war. Uralte celtische Hauptstadt, altes römisches Municipium, war Ticinum in den Völkerbewegungen namentlich zur Zeit des Honorius wichtig geworden. Theoderich hatte es mit stattlichen Gebäuden ausgeschmückt und befestigt; dort hatte sich dann der erste der späteren gotischen Könige erhoben. Hier erst fanden die Langobarden eigentlichen Widerstand. Ticinum hat sich drei Jahre gegen sie verteidigt. Die Langobarden haben sich genötigt gesehen, ein festes Lager vor der Stadt aufzuschlagen. Aber es ist erklärlich, daß der langandauernde Kampf und die Notwendigkeit, sich mit den erforderlichen Lebensbedürfnissen zu versehen, dann zu Gewaltsamkeiten und Verwüstungen Anlaß gab. Die Eroberung Ticinums ist die letzte Handlung Alboins. Er hat in der That ein kleines Reich gegründet; aber demselben eine regelmäßige Fortsetzung zu verschaffen, war ihm nicht beschieden. Seine erste Gemahlin war gestorben; durch die zweite, Rosamunde, deren Namen weltbekannt ist, wurde er umgebracht.

Ich trage Bedenken, die Sage aufzunehmen, nach welcher Rosamunde, durch die Anmutung ihres Gemahls, aus dem Schädel ihres Vaters, der als Trinkschale umgeformt war, zu trinken, dazu aufgeregt worden sei, Blutrache

an ihm zu suchen. Die Sage ist echt germanisch, gräßlich und wundervoll, sie spielt in den prächtigsten Farben, aber als historisch kann sie nicht gelten. In der einfachsten Erzählung findet sich zwar, daß Alboin den Vater der Königin umgebracht habe, nicht aber, daß derselbe König der Gepiden gewesen sei, ein Moment, das die Grundlage der poetischen Überlieferung in sich trägt. Der Vater wird vielmehr als ein Langobarde gedacht. Das verbrecherische Verhältnis, in welches sich Rosamunde mit einem anderen Langobarden, Helmichis, einläßt, soll zugleich den Zweck gehabt haben, diesem die Krone zu verschaffen. Die Absicht der Thronveränderung aber scheitert an dem Widerwillen der Langobarden; die beiden Schuldigen werden ergriffen und getötet. An diese Nachricht knüpft eine andere an, die noch eine weitere Aussicht gewährt. Helmichis und Rosamunde, welche nach Ravenna flüchteten, nicht jedoch ohne ein lombardisches Gefolge und die Schätze des Ermordeten, hätten den Gedanken gefaßt, sich selbst der Republik d. h. nach damaligem Sprachgebrauch dem römischen Reich zu ergeben. Das Vorhaben würde dahin gegangen sein, einen Teil der Städte den Oströmern wieder zu überliefern, um die Langobarden in ein Verhältnis zu ihnen zu bringen, welches dem des gotischen Reiches unter Amalasuntha analog gewesen wäre. Aber die Langobarden waren noch weniger dazu geeignet oder gar geneigt, als einst die transpadanischen Goten. Auch nachdem der Tod ihres Königs eingetreten, führten sie den Krieg im Sinne desselben weiter. Sie erhoben einen Mann aus einem der vornehmsten Geschlechter, den Herzog Cleph, zu ihrem König. Aber dieser meinte, sich nur durch Gewalt gegen Vornehme und Geringe behaupten zu können. Kaum anderthalb Jahre hatte er den Thron eingenommen, da ist er von einem Menschen seines Gefolges erschlagen worden. Die Führer der verschiedenen Haufen meinten dann, eines Königs entbehren zu können; sie dünkten sich nun wie selbständige Herren und wandten ihre Waffen nach allen Seiten. Sie machten selbst Angriffe auf Gallien, wo sich der Patricius Mummolus von Burgund das Verdienst erwarb, sie zurückzutreiben.

Auf der anderen Seite brachten sie die römischen Besitzungen in die größte Gefahr. Sehr verständlich, daß der unerwartete Einbruch das Land verödete und auch wohlummauerte Ortschaften und Kastelle durch Hungersnot genötigt wurden, ihre Thore den Langobarden zu öffnen. In diesen Fall schien auch Rom zu kommen; und es würde, wie die alte Papstgeschichte meldet, unfehlbar geschehen sein, wenn nicht Kaiser Justin durch Papst Benedict bewogen worden wäre, der alten Reichshauptstadt noch einmal mit einer Getreidespende zu Hülfe zu kommen. Sie kam diesmal nicht aus dem eigentlichen Afrika, obwohl dies wieder erobert war, — denn dessen Verhältnisse zu Rom waren nun einmal aufgelöst, — sondern aus Ägypten, dem Lande, dessen Getreideerträge seit Konstantin besonders nach Konstantinopel gegangen waren. Durch diese Zufuhr wurde Rom der Notwendigkeit überhoben, sich zu ergeben, um nur leben zu können. Aber dabei geriet es doch in die Be-

drängnisse einer Umlagerung. Inmitten der Unruhen starb Benedict im Jahre 578, und bei der Wahl des Nachfolgers desselben, Pelagius II., konnte man die Gewohnheit, den Kaiser um Bestätigung der Wahl zu ersuchen, nicht beobachten.

Wenden wir unsere Augen zurück auf das oströmische Reich überhaupt, so war es damals in eine Lage geraten, die himmelweit von der abstach, in welcher Justin das Reich übernommen hatte. Bei seiner Thronbesteigung hatte er sich geschmeichelt, die Unzuständigkeiten, welche die letzten Jahre seines Vorgängers bezeichneten, abstellen und dabei doch das Imperium, das durch eine göttliche Institution in die Welt getreten sei, nicht allein in seiner Integrität, sondern in seinem vollen Glanze behaupten zu können. In dieser Idee hatte er die Subsidien, die Justinian im Orient und Occident bezahlt hatte, den Fürsten und Völkern, welche darauf Anspruch machten, versagt. Er meinte, die Population erleichtern und dabei doch seine ganze Macht aufrecht erhalten zu können. Wir wissen schon, wie wenig ihm das im Occident gelang. Glücklicher schienen die Kriegszüge im Orient zu gehen. Das oströmische Heer, welches unter Marcian gegen Persien vorrückte, war nicht eben gut zusammengesetzt, aber es gelang ihm doch, in die persischen Grenzprovinzen vorzubringen und selbst Nisibis belagern zu konnen. Kaiser Justin vermeinte alle Tage, daß ihm die Schlüssel von Nisibis überbracht werden würden, was ihm dann die Oberhand im Orient gesichert hätte.

Aber noch lebte Chosru Nuschirwan, der dem Kaiser Justin an Umsicht, Politik und Strategie weit überlegen war. Er brach in Syrien ein, was Justin auch nur für wahr halten zu können sich sträubte. Doch mußte er erleben, oder trug vielleicht durch unzeitige Veranstaltungen selbst dazu bei, daß das Heer von Nisibis sich auflöste. Nuschirwan wandte seine Kräfte gegen die Feste Dara, welche von Anastasius errichtet worden war, um dem römischen Reich zur Vormauer zu dienen. Die Besatzung wehrte sich sechs Monate lang mit aller Tapferkeit, aber Justin war weder im stande, sie zu unterstützen, noch vollends, sie zu entsetzen. Die Perser eroberten Dara mit stürmender Hand, wodurch sie dann die Übermacht in allen Grenzprovinzen erlangten. Es war derselbe Zeitpunkt, in welchem die Balkanländer von den Avaren besetzt und die festen Plätze in Italien von den Langobarden einer nach dem anderen eingenommen wurden. Welcher Wechsel der Momente der Macht! Unter Justinian äußerste Anstrengung, aber voller Besitz einer ausgedehnten Gewalt, unter Justin allenthalben Niederlagen und Verluste. Der innere Zustand war keineswegs gebessert; die hohen Beamten erlaubten sich Eigenmächtigkeiten, die der Kaiser nicht mehr zu reprimieren in der Lage war.

Dem Verfalle der Macht ging ein allgemeines Mißvergnügen zur Seite. Erinnert man sich nun, mit welchen Erwartungen Justin das Reich und die Regierung übernommen hatte, Erwartungen, die sich auf die Idee von der göttlichen Berufung zur Weltherrschaft gründeten, so läßt sich begreifen, wie der ohnehin nicht starke Fürst in sich selbst zusammenbrach. Im Gefühle seiner

Ohnmacht und Unfähigkeit adoptierte er den Obersten seiner Leibwache, Tiberius, und ernannte ihn zum Cäsar und zu seinem Reichsgenossen.

Wahrscheinlich kam demselben zu statten, daß er einen Rat gegeben hatte, aus dessen Nichtbefolgung die späteren Unglücksfälle hergeleitet wurden. In der Vorhalle seines Palastes, in Gegenwart des Patriarchen, der vornehmsten Reichsbeamten und der Haustruppen sprach Justin seinen Willen aus. Er soll den Akt mit einer Rede eingeleitet haben, welche eine Art von Programm einer gemäßigten und friedlichen Regierung gebildet haben würde. Der geistvollste unserer Gewährsmänner, Euagrius, sieht sie jedoch nicht in diesem Lichte an. Nach ihm hat Justin besonders die Ermahnung an Tiberius gerichtet, sich von den glänzenden Äußerlichkeiten der Macht nicht blenden zu lassen und den Ratschlägen, die ihm die hohen Beamten geben würden, keineswegs zu folgen. Die Ernennung des Cäsar wäre vor allem daraus entsprungen, daß Justin verzweifelte, das Reich würdig verwalten zu können.

Zunächst wurde die Regierung durch Sophia, die eine Art selbständiger Autorität ausübte, und den neu ernannten Cäsar geführt. Soviel wir wissen, waren sie beide bemüht, den Frieden mit Persien zu befestigen. Tiberius erbot sich, gegen die Herausgabe von Dara andere bedeutende Zugeständnisse zu machen.

Die wichtigste Frage war es nun, wie die Regierung geordnet werden würde, nachdem Justin im Jahre 578 mit Tode abgegangen war. Meines Erachtens muß man auch hier von der anekdotenhaften Erzählung, wie es gekommen sei, daß Sophia nicht selbst Augusta und Gemahlin des Tiberius wurde, worauf sie einen heftigen Haß gegen denselben gefaßt und ihn zu stürzen gesucht habe, abstrahieren. Nach den besten Gewährsmännern wollte sie sich nicht mit ihm vermählen: denn wie wäre daran zu denken gewesen, da er verpflichtet worden war, sie wie seine Mutter zu ehren, aber sie meinte, nach dem Tode ihres Gemahls die Stellung neben Tiberius behaupten zu können, die sie zu Justins Lebzeiten inne gehabt hatte. Es war ein Verhältnis wie zwischen Amalasuntha und Theodahat, als diese ihn zum Reichsgenossen annahm. Aber es aufrecht zu erhalten, war in Konstantinopel ebenso unmöglich, wie bei den Goten. Von Versuchen Sophias, den Tiberius zu stürzen, liegt keine begründete Nachricht vor. Mit Sicherheit erfährt man nur, daß Tiberius ihr einen prächtigen Palast baute und ihr alle äußeren Ehren erwies; aber Einfluß auf die Regierung gestattete er ihr nicht. Immer war es ein nicht zu übersehendes Ereignis, daß die Succession, welche bei dem Tode des Kaisers Justinian festgehalten wurde, an der auch Sophia, eine Nichte der Theodora, beteiligt war, hiemit ein Ende nahm: denn verwandtschaftliche Beziehungen hatte Tiberius zum Hause Justinians nicht. Was in der lateinischen Geschichtschreibung von den aufgefundenen Schätzen des Narses vorkommt, ist ebenfalls schlecht begründet. Narses und Sophia bilden gleichsam eine eigene Sage bei den Lateinern.

In seiner Regierung bewährte Tiberius, der sich in der hohen Stellung,

die er hatte, bewogen fühlte, sich zugleich Constantinus zu nennen, die guten Eigenschaften Milde und Friedfertigkeit, welche man bei ihm vorausgesetzt hatte. . Man rühmt von ihm, er habe lieber Vater als Herr genannt sein, er habe von dem Gelde nichts wissen wollen, was mit den Thränen der Unterthanen erpreßt sei; unter anderem habe er die Geschenke der höheren Beamten zurückgewiesen, für welche die Kaiser ihre Unterthanen diesen gleichsam verkauft hätten; er habe milde Anstalten zum Besten der Armen eingerichtet. In diesen Rücksichten persönlicher Fürsorge lag noch eine weitere Abweichung vom System Justinians. Italien verlor Tiberius mit nichten aus den Augen, allein daran konnte er doch nicht denken, es wieder zu erobern. Auf die dringenden Hülferufe, die von daher erschollen, ging er nicht ein. Eine Gesandtschaft hatte ihm eine ansehnliche Summe Geldes mitgebracht, um ihn zu einem Zuge gegen die Langobarden in stand zu setzen. Er lehnte das aber ab und gab sogar den Gesandten das dargebotene Geld wieder zurück, mit der Anweisung, es zur Befriedigung der Langobarden oder, wenn diese nicht zu gewinnen seien, zur Herbeiziehung der Franken zu verwenden. Wir vernehmen, daß dieser Versuch bei den Langobarden nicht ganz ohne Erfolg geblieben sei; mehrere der vornehmsten Großen seien gewonnen worden. Und fast sollte es scheinen, als habe diese Einwirkung dazu beigetragen, daß ein Sohn Clephs, Authari, von den Langobarden zum König erwählt wurde; der Beiname Flavius, den er annahm, deutet darauf hin, daß er als ein Fortsetzer und regelmäßiger Inhaber der römischen Gewalt angesehen werden wollte. Aber ein nachhaltiges Verhältnis wurde damit nicht begründet, und so mächtig war Authari nicht, um seinen Herzögen Gesetze vorschreiben zu können.

Auch dem wohlmeinenden Tiberius war nur eine kurze Regierung beschieden. Als er das Ende kommen sah, berief er die geistlichen Würdenträger, auch einige Männer aus der Bürgerschaft in den Vorhof des Palastes. Er war schon zu schwach zum Sprechen, in seinem Namen ergriff sein Quästor das Wort, und eine gewisse Bedeutung hat die Rede, die er hielt, dadurch, daß er die höchste Gewalt nicht als Genuß bezeichnete, sondern von der nicht abzuweisenden, schweren Sorge sprach, die das Scepter mit sich führe. Er bezeichnete als den Mann, dem er das Reich und seine Familie hinterlassen könne, Mauricius, der werde ihm dereinst durch eine gute Regierung das schönste Epitaph schreiben. Er setzte ihm die Krone selbst auf das Haupt. Wenige Tage darauf ist er verschieden, am 14. August 582.

Mauricius, Abkömmling einer altrömischen Familie, die in Cappadocien Wohnung genommen und immer eine gewisse Bedeutung behauptet hatte, war in der intimsten Verbindung mit Tiberius emporgekommen. Noch unter Justin war er in Bezug auf die persische Politik mit ihm einverstanden. Und als Tiberius dem orientalischen Kriege dadurch eine andere Färbung gab, daß er aus den Kriegsgefangenen aller Nationen eine Truppe bildete, die seinen Namen trug und eigentümlich uniformiert und bewaffnet war, so hatte sich Mauricius das Verdienst erworben, an die Spitze dieser Truppen zu treten. Wenn

Tiberius den bisherigen Führer Justinian, einen Neffen der Sophia, obwohl er sich glücklich geschlagen hatte, doch in Entfernung hielt und Mauricius an dessen Stelle setzte, so liegt auch eben darin wieder eine weitere Beseitigung des Geschlechtes der Justine. Mauricius rechtfertigte die Wahl des Tiberius. Bei der Wiedereröffnung der Negociationen mit Persien drang er auf die Herausgabe von Dara. Da sie versagt wurde, kam es zu einer Schlacht (bei Constantine), in welcher die Römer so vollkommen die Oberhand behielten, daß noch einmal in Konstantinopel ein Triumph über die Perser gehalten werden konnte. Daher kam es dann, daß Tiberius kein Bedenken trug, seine Tochter an Mauricius zu vermählen und diesem selbst das Diadem aufzusetzen.

Mauricius verdiente das wohl. Er war in dem kräftigsten Mannesalter, ein Mann, nüchtern und einfach und durch und durch verständig. Euagrius sagt von ihm: niemand habe etwas bei ihm ausgerichtet, er hätte ihn denn durch Gründe der Vernunft überzeugt. Er hatte Sinn nicht minder für die Wissenschaft als für die Praxis des Krieges. Er war noch einmal ein Kaiser, der die Waffen selbst zu führen verstand. Die Lage des Reiches war im Osten und Westen in hohem Grade gefährdet, als er die Herrschaft übernahm.

Welche Zustände in Italien eintraten, ersieht man aus einem Schreiben des Papstes Pelagius an Mauricius. Der Papst hatte sich um Hülfe an den Exarchen gewendet; aber dieser war selbst in Ravenna hart bedrängt, die Langobarden haben um dieselbe Zeit den Hafen Classis eingenommen. Der Exarch vermochte keine Hülfe zu leisten. Der Papst richtete nun an Mauricius die Bitte, die bisherige Einheit der Regierung in Italien aufzulösen und einen Herzog zu ernennen, der Rom beschützen könne.

Der erste eigentliche Exarch, Longinus, hatte das römische Gebiet, soweit es noch dem Kaiser gehorchte, in eine einheitliche Regierung zusammengefaßt. Aber dies genügte in Rom nicht mehr, wo ein von Konstantinopel unmittelbar abhängiger Heerführer erwünschter gewesen wäre. Der Kaiser seinerseits ging nicht darauf ein. Aber wahrscheinlich hängt es damit zusammen, daß er Longinus eben im Jahre 584 abberief und einen Mann von größerer Energie, den Smaragdus, der sein ganzes Vertrauen besaß, dahin schickte.

Wenn Mauricius nicht mehr that, so rührte das nicht daher, daß er keinen Sinn für die Wiedererwerbung Italiens gehabt hätte; man weiß vielmehr, daß er an eine Erneuerung des abendländischen Reiches gedacht und von den Söhnen, die ihm die Tochter des Tiberius brachte, den einen als den künftigen Kaiser des Westens bezeichnet hat, der einst Italien erwerben sollte. Aber fürs erste war er doch mit dem persischen Kriege, in welchem er selbst sich hervorgethan hatte, vollauf beschäftigt. Die Langobarden meinte er durch eine Verbindung mit den Franken zu bewältigen, an welche er, wie seine Vorfahren, ansehnliche Geldzahlungen zu leisten nicht vermied. Anfangs führte das zu Kriegshandlungen, die keine weitere Erwähnung verdienen; im Jahre 588 aber erfolgte eine Unternehmung von größerer Bedeutung.

Wir besitzen darüber das Schreiben des Exarchen von Ravenna, aus dem die ganze Situation erhellt. Wenn man die Worte desselben eingehend erwägt, so hatte der Exarch die Absicht und die Hoffnung gefaßt, dem Langobardenreiche vollkommen ein Ende zu machen. Dazu sollten ein fränkisches Heer, ein von Ravenna anrückendes römisches und ein drittes, wahrscheinlich ein avarisches, nebst einer kleinen Flotte zusammenwirken. Die abendländischen Autoren berichten nun, daß die Franken, die in Oberitalien weit vorgerückt waren, und von den Griechen, die ihnen ein Zeichen ihrer Annäherung versprochen hatten, ein solches niemals erhielten, hierauf vorgezogen hätten, sich zurückzuziehen, so daß alle Schuld des Mißlingens auf den Exarchen fallen würde. Dieser aber erklärte den Vorgang dadurch, daß Authari mit dem fränkischen Heerhaufen eine Abkunft getroffen habe; er rechnet es den Franken als ein schweres Vergehen an, daß sie Authari, der indessen in Pavia belagert wurde, nicht energisch angegriffen, sondern, zufrieden mit ihrer Beute, unter mancherlei Gewaltthaten nach Gallien den Rückzug angetreten hätten. Von allen Unternehmungen, die gegen die Langobarden in Gang gesetzt worden sind, darf diese wohl als die für sie gefahrvollste betrachtet werden. Franken und Avaren waren mit dem Exarchen übereingekommen, dem König Authari, der sich in Pavia behauptete, unmittelbar zu Leibe zu gehen, und in der That würde er schwerlich einem solchen Angriff widerstanden haben, wofern derselbe zur Ausführung gekommen wäre. Allein der unternehmende Exarch hatte sich doch getäuscht, wenn er von Franken und Avaren ernstliche Mitwirkung zur Unterdrückung der Langobarden erwartete; sie mochten nicht für die Ausbreitung der Langobarden sein, aber noch weniger waren sie für die Festsetzung der römischen Autorität in Oberitalien. Genug, dies Unternehmen scheiterte. Aber von seiten des Kaisers gab man diese Absicht nicht auf; noch ein anderes Schreiben des Exarchen liegt vor, in welchem er den König der Franken benachrichtigt, daß er sich Friauls bemächtigt und von den langobardischen Heerführern in Parma, Piacenza, Reggio Zusagen der Unterwerfung, die durch Geiseln bekräftigt wurden, erhalten habe. Er wünscht nur, daß der König ein neues Heer nach Italien schicke, aber freilich nicht mehr unter den alten Anführern, die gewiß in seine Ungnade gefallen seien. Auch dies Schreiben blieb ohne Folgen. Bei den inneren Entzweiungen der fränkischen Könige untereinander und der wachsenden Eigenmacht der Großen, von der wir an einer anderen Stelle berichten werden, läßt sich das leicht erklären.

Authari war indes gestorben und Agilulf erhoben worden. Der aber wußte die Herzöge besser im Zaum zu halten als sein Vorgänger. Er muß überhaupt als der bedeutendste der bisherigen Oberhäupter der Langobarden betrachtet werden, wenigstens nach Alboin, mit dem er aber genealogisch in keinem Zusammenhange stand.

Nun aber ging in dieser Zeit auch eine große Veränderung im Orient vor. Evagrius erfüllt ein ganzes Buch seiner Geschichte mit den Begebenheiten des persischen Krieges, der nach und nach für die Römer versprechende Aus-

sichten darbot, besonders als in dem persischen Reich wieder innere Bewegungen ausbrachen, welche die Thatkraft desselben nach außen lähmten. Der große Nebenbuhler Justinians in Krieg und Frieden, Chosru Nuschirwan, dessen Stellung im Orient eine der großartigsten war, die jemals vorgekommen sind, war doch von den letzten Vorteilen, welche die Gräco-Römer in Armenien über ihn davon trugen, um so tiefer verwundet worden. Es war ihm unerträglich, in seinem Lande Ortschaften durch die Hand der Römer in Feuer aufgehen zu sehen. Nach dem Tode Nuschirwans vermochte sein Nachfolger Hormisdas ihn aber nicht zu ersetzen. Die benachbarten Völkerstämme, die von Nuschirwan abhängig gewesen waren, erhoben sich gegen ihn. Bei den Persern selbst fand er keinen Gehorsam, weil er nicht von reiner persischer Abkunft war und doch die höchste Gewalt mit großer Strenge gegen sie geltend machte. In dem Sturme, der sich hierüber erhob, kam es im Jahre 590 dahin, daß Hormisdas geblendet und abgesetzt wurde; aber auch sein Sohn Chosroes geriet in eine so schwierige, gefahrvolle Lage, daß er sich entschloß, die Hülfe der Römer nachzusuchen.

Mauricius war glücklich, einen so günstigen Moment ergreifen zu können. Durch die Römer wurde Chosroes wieder hergestellt; man versäumte nicht, demselben zu sagen, er verdanke seinen Thron den Römern und bleibe ihnen dafür verpflichtet. Dem entsprach auch die Gesinnung des Chosroes. Er umgab sich mit einer römischen Leibwache.

Man darf die fabelhaften Erzählungen der persischen Autoren hierüber zunächst zur Seite lassen. Darin, daß von Mauricius Chosroes hergestellt sei, stimmen sie mit den abendländischen Nachrichten überein. Es leuchtet ein, wie sehr durch diesen Umschwung in Persien die ganze Situation verändert wurde. Der Krieg hörte auf, der bisher die gräco-römischen Streitkräfte beschäftigt hatte. Mauricius wurde in stand gesetzt, sich wieder gegen Westen zu wenden, zunächst gegen die Avaren, welche damals die Balkanhalbinsel beherrschten, bis an die langen Mauern streiften und die Hauptstadt aufs äußerste bedrängten. Die Absicht des Kaisers war nun, den Krieg persönlich zu führen. Dem widersetzte sich jedoch Senat, Volk und Geistlichkeit von Konstantinopel, sowie die kaiserliche Familie. Es schien nicht gut, daß der Kaiser sich persönlich an diesem Kampfe beteiligte; er verwendete dazu einen seiner besten Führer und sein sieggewohntes Heer. Man darf die Bedeutung dieses Krieges nicht unterschätzen; es galt die Zugehörigkeit der Balkanländer zu Konstantinopel oder die Entfremdung derselben. Aber zugleich wurde das Verhältnis zu dem Occident überhaupt davon betroffen. Indem sich Mauricius zu diesem Kampfe anschickte, empfing er eine Gesandtschaft der Franken, die ihm ihr Bündnis antrugen, aber gegen jährliche Subsidien und eine bestimmte Summe für die nächsten Unternehmungen. An sich hätte dies Erbieten dem Kaiser sehr erwünscht sein können; aber in frischem Gedächtnis war ihm der schlechte Erfolg der letzten, mit den Franken verabredeten Angriffe auf die Langobarden. Er hat darüber selbst an König Childebert geschrieben. Das Schreiben, das wir

noch übrig haben, atmet den Geist der kaiserlichen Superorität eben so stark, wie Justinian denselben auszusprechen pflegte. Auch Mauricius war noch von der Idee erfüllt, daß die Oberherrschaft in der Welt dem Kaiser in Konstantinopel gebühre; er spricht von dem römischen Reich als von dem hochheiligen Gemeinwesen, das aber mit seiner Person auf das engste verknüpft ist. Überhaupt hielt auch er es für unwürdig, daß die Römer den Barbaren Geld zahlen sollten. Die in Anspruch genommenen Jahrgelder und Zahlungen lehnte er mit Entschiedenheit ab; nur das Bündnis an sich wies er nicht zurück, unter der Voraussetzung jedoch, daß Childebert seine Versprechungen halte, wie es einem König zieme.

Sein Exarch in Ravenna wurde in stand gesetzt, den Kampf mit den Langobarden auch ohne die Franken fortzuführen. Es war damals Romanus, der sich überhaupt kräftig regte. Er hat zuweilen wichtige Städte, wie einmal Perusia, an sich gebracht und es niemals zugeben wollen, daß der Papst in Rom mit denselben einen Vertrag einging. Gregorius I., genannt der Große, hat sich in mehr als einem Schreiben an Mauricius gewendet und ihm ehrerbietige Gegenvorstellungen gemacht, ohne doch von der Rücksicht auf den Kaiser abzulassen. In einem dieser Schreiben erklärt er sich vielmehr geradezu für den Säckelmeister des Kaisers, so gut wie es der Exarch sei. Die Härte des Druckes, unter dem er sich befand, erhellt aus einigen seiner Schreiben, die den späten Leser mit Sympathie für ihn erfüllen. Die Entscheidung des Kampfes in Italien hing von dem Succeß ab, welchen der Krieg an der Donau nehmen würde, wo neben Avaren auch slavische Heerhaufen erschienen, von denen das neue Rom nicht viel weniger bedrängt wurde, als das alte von den Langobarden.

Die ersten Feindseligkeiten gegen die Avaren führten zu einigen günstigen Erfolgen an den Grenzen, die aber den Chan erst recht in Bewegung setzten. Er drang auf der Heerstraße von Adrianopel nach Konstantinopel vor; die beiden wichtigsten Plätze an derselben, Tzurulum und Drusipara, gerieten in Gefahr, von ihm eingenommen zu werden, und soviel man aus der Erzählung der griechischen Historiker abnimmt, war es nur blinder Schrecken und die Wirkung eines fingierten Briefes, wodurch er dann bewogen wurde, sich zurückzuziehen und einen Frieden einzugehen. Aber er fuhr seinerseits fort, sich als den Gebieter aller Nationen zu betrachten; die beiden Gewalthaber, der Kaiser und der Chan, standen einander, der eine mit dem alten und anerkannten, der andere mit einem neuen, aber um so kecker verflochtenen Anspruch gegenüber. Konstantinopel fühlte sich von der dringendsten Gefahr bedroht, als nun bald hernach auch die Slaven in starken Heereszügen über die Donau kamen. Daß sie zum Rückzug genötigt wurden, veranlaßte die Stadt zu feierlichen religiösen Danksagungen. Sie wurden über die Donau zurückgetrieben, und der Kaiser ordnete an, daß seine Truppen in deren Gebiet selbst den Winter über bleiben sollten. Damit aber berührte er eine andere Seite des damaligen Militärwesens, die ihm schon einmal in den persischen Feldzügen entgegengetreten

war. Die dortigen Truppen waren durch seine Anordnungen mit ihren Quartieren und ihrer Verpflegung in das äußerste Mißvergnügen geraten. Sie hatten einen Befehlshaber, den ihnen der Kaiser zuschickte, aus diesem Grunde zurückgewiesen.

Was in Asien geschehen war, wiederholte sich nun in der unmittelbaren Nähe der Hauptstadt. Vor allem wurden die Truppen dadurch aufgeregt, daß der Kaiser, der auf strenge Ordnung hielt, ihre Löhnung regulieren und einen Teil des ihnen versprochenen Soldes auf die Waffen und Bekleidung in Abzug bringen wollte. Auch die herrische Natur des Petrus, eines Bruders des Kaisers, dem er den Oberbefehl anvertraute, trug nicht wenig dazu bei, den Widerwillen der Truppen aufzureizen, welcher soweit ging, daß man einem folgenden Befehlshaber die Absicht zugetraut hat, in den Konflikten mit den Slaven und den Avaren, die von neuem ausbrachen, eine Niederlage des kaiserlichen Heeres zu veranlassen, um sich der widerstrebenden Kriegsvölker auf diese Weise zu entledigen. Wenn dann der Kaiser eine Anzahl von Gefangenen, die in die Hände der Avaren geraten waren, dem Chan, obwohl dessen Forderungen nach und nach ermäßigt wurden, abzukaufen verweigerte, worauf dieser sie sämtlich hinnorden ließ — es waren ihrer 12000 —, so schrieb man das einer ähnlichen, bei einem Kaiser gleichsam verräterischen Absicht zu. In diesem Widerwillen hatten die empörerischen Truppen den Beifall, nicht zwar der Vornehmen, der Senatoren, die eine aus dem Heere eintreffende Deputation mit Verachtung behandelten, aber des Volkes der Stadt, welches, durch die in der Nähe andauernden Kriege erschreckt, nichts mehr wünschte, als die Truppen gut behandelt und den Frieden durch feste Verträge mit den Nachbarn gesichert zu sehen. Den ohne Zweifel absurden Behauptungen über eine durch den Kaiser selbst veranlaßte Niederlage seiner Kriegsvölker gab es dennoch Gehör. Will man die Stellung des Kaisers Mauricius überhaupt würdigen, so lag bei ihm eine Abweichung von dem Justinianischen System zu Grunde. Justinian hatte niemals selbst einen Krieg geführt, sondern alles seinem indirekten Einfluß auf die benachbarten Völkerschaften und der geschickten Kriegführung unbedingt ergebener Männer anvertraut. Die Hauptstadt war mit Lasten beschwert, aber sie fühlte sich sicher. Mauricius, ohne Zweifel in moralischer Haltung dem Justinian bei weitem vorzuziehen, hatte den Krieg in Asien selbst geführt und war dadurch in ein unmittelbares Verhältnis zu dem Heere gelangt, das doch kein zufriedenstellendes genannt werden konnte. Jetzt stellte er andere Führer an die Spitze der Truppen, die sich aber wenig fähig erwiesen und in denselben eher Widerstreben als Vertrauen erweckten. Ebenso hatte er es verschmäht, jenem Beispiel zufolge sich gegen die benachbarten Völker durch Bündnisse zu sichern. Die nächsten Feinde konnten, ohne von der anderen Seite etwas fürchten zu müssen, sich geradezu auf die Hauptstadt stürzen. Diese fühlte sich nicht mehr sicher und richtete nun ihren Mißmut, wie schon in früheren Zeiten, so auch jetzt, gegen den Imperator selbst. Was sich gleich bei dem Regierungsantritt

Justins II. bemerken ließ, kam unter Mauricius zu voller Erscheinung. Die Hauptstadt war nicht mehr gesonnen, mit Hintansetzung ihrer eigenen Ruhe und Sicherheit die Weltherrschaft, die der Imperator anstrebte, zu behaupten. Man empfand es, daß die Mächte, die Mauricius auf der Balkanhalbinsel und im Occident zu bekämpfen unternahm, ihm selbst überlegen waren. Weder die Truppen, die er ins Feld führte, noch die Hauptstadt waren gemeint, sich für ihn zu opfern. Ihr Abfall kann als der Moment angesehen werden, in welchem Byzanz begann, sich auf sich selbst zurückzuziehen. Und wenn Mauricius daran dachte, seiner Familie eine gesicherte Erbfolge zu verschaffen, so war auch das eine Abweichung von dem bisherigen Herkommen; denn seit mehr als einem Jahrhundert hatte nie eine regelmäßige Succession stattgefunden, nicht einmal bei Justinian, der doch schon selbst bei der Thronbesteigung seines Oheims den größten Anteil genommen hatte. Das schlimmste Übel lag darin, daß der kriegskundige und kriegsgeübte Mauricius doch seines Heeres nicht mehr sicher war. Die Truppen, welche den Frieden an den Grenzen und die Ruhe im Innern aufrecht erhalten sollten, gerieten selbst in Opposition mit ihrem Kaiser. Diese fand nicht gerade bei den obersten Anführern, aber unter denen zweiten Ranges ihren Ausdruck. Ein empörerischer Centurio, des Namens Phokas, von Herkunft ein Cappadocier, war in dem Feldlager allmächtig. Er hatte bei der erwähnten Deputation das Wort geführt und damit bei dem Volke Eingang gefunden. So konnte es geschehen, daß sich die unruhige Bewegung auch der Hauptstadt mitteilte. Es kam zu einer Scene im Cirkus, der wir wie der beiden vorangegangenen wohl gedenken dürfen. Unter Justinian waren die beiden Faktionen überwältigt und zum Gehorsam gezwungen worden. Bei der Thronbesteigung des Justinus erscheinen sie doch wieder sehr mächtig; der Kaiser opferte ihnen die strengen Finanzmaßregeln seines Vorgängers auf. Unter Mauricius greifen sie nun wieder in die wichtigsten Angelegenheiten ein. Der demokratische Gedanke erscheint nochmals in dem stürmischen Gebaren der hauptstädtischen Menge. Als der Kaiser, der die Bewegung der Gemüter wohl kannte, aber es doch für gut hielt, keine Rücksicht auf sie zu nehmen, im Herbst 602 bei einem Wettrennen, das er selbst angeordnet hatte, im Cirkus erschien, warfen sich die Führer der Faktion der Prasiner, der Grünen, vor ihm nieder und sprachen es als den Wunsch des Volkes aus, daß die Regierung des Landes in andere Hände gelegt werde. Sie bezeichneten sogar den Mann, der im stande sein werde, alle äußeren und inneren Feinde zu besiegen. Sie hatten dabei ohne Zweifel Phokas selbst im Sinn.

Der Kaiser antwortete ihnen: von der Bewegung im Heere dürfe sich niemand erschrecken lassen. Und noch einmal machte sich der Streit der Faktionen zu Gunsten des Kaisers geltend. Die Veneter, die Blauen, erklären: Gott, der Mauricius die Herrschaft verliehen, werde ihn auch unterstützen und alle seine Gegner vernichten. Es ist noch immer der alte Gegensatz aus den Zeiten des Nikakampfes. Die Grünen sind die damals Unterdrückten, in diesem

Augenblick aber bilden sie die tonangebende Opposition. Man wußte, daß das Heer in feindseliger Aufregung bereits gegen die Stadt heranrücke. Der Kaiser hielt es für ratsam, die Bewachung der Thore und Mauern den Venetern anzuvertrauen, die zu seiner Partei hielten, und machte, hierauf bauend, sogleich Anstalt, sich des vornehmsten Mannes zu versichern, von dem er wenigstens selbst den Verdacht hegte, daß er die Unordnungen begünstige und veranlasse. Das war Germanus, der Schwiegervater seines eigenen, bereits zum Cäsar ernannten Sohnes, der, wenn Mauricius gestürzt wurde, in den Besitz der höchsten Gewalt getreten sein würde. Aber in der Gefahr, von dem Kaiser seiner Freiheit beraubt zu werden, flüchtete Germanus in eine Kirche, und als er in derselben bedroht wurde, in die Hagia Sophia. Hier aber nahm das Volk Partei für ihn; man ließ nicht zu, daß Germanus sich selbst in die Hände des Kaisers liefere, wie er vorhatte; das große Bauwerk Justinians, das ihn für alle Jahrhunderte unsterblich gemacht hat, diente doch dazu, um eine gewaltsame Thronveränderung vorzubereiten. Die Unruhen der Stadt bewirkten, daß auch die venetische Faktion jetzt gegen den Kaiser Partei nahm, der sich, plötzlich von allen Seiten verlassen und bedroht, dem bevorstehenden Unglück nur durch die Flucht entziehen zu können meinte. Eine Theodora, einen Belisar und eine unbedingt ergebene bewaffnete Macht, wie sie den Sieg Justinians entschieden hatten, gab es zur Zeit nicht; vielmehr stellte sich eine Verbindung der Faktionen und des Kriegsheeres gegen den Kaiser heraus. Der schneidendste Gegensatz gegen Belisar erschien in einem Manne wie Phokas. In der Stadt entwickelte sich alles zu einem gewaltsamen Umschlag. Nicht etwa jener gefangene Verwandte des Kaisers, sondern eben der Führer der empörten Truppen, Phokas, wurde von dem Volke als Imperator begrüßt und, nachdem er seine katholische Gesinnung beteuert hatte, von dem Patriarchen gekrönt. Aber er fühlte sich, wie man denken kann, nicht sicher, so lange Mauricius, der durch widrige Winde wieder an die Hauptstadt zurückgetrieben worden war, noch lebte. Phokas sah in ihm ein Oberhaupt aller derer, die sich ihm widersetzten, und ließ eine gräßliche Exekution an ihm vollziehen. Zuerst wurden seine fünf Söhne, denn sein ganzes Geschlecht wollte man vertilgen, vor seinen Augen getötet, dann er selbst. Nie hat ein anderer Imperator, so viele ihrer auch umgekommen waren, ein so gräßliches Ende genommen, wie Mauricius. Das Ereignis, das am 27. November 602 vorfiel, bildet ein Moment der allgemeinen Geschichte. Noch einmal hatte das römische Reich in Mauricius einen würdigen und machtvollen Imperator besessen, der alle Ansprüche desselben unerschütterlich aufrecht erhielt. Jetzt aber war dieser Kaiser einer Empörung der Truppen und einem Aufstand der Hauptstadt erlegen. Man darf wohl behaupten, er hat nie wieder einen rechten Nachfolger gehabt. Sogleich veranlaßte das Ereignis eine durchgreifende Veränderung in allen auswärtigen Beziehungen. Durch Mauricius war soeben ein Verständnis mit den Persern zu stande gekommen. Der Tod desselben veranlaßte eine Erhebung der Perser

gegen den Mörder ihres vornehmsten Verbündeten. Ein Krieg brach aus, welcher vierundzwanzig Jahre beide Reiche verwüstete. Daran hat sich dann eine Umkehr aller Dinge im Orient geknüpft; eine neue Epoche der Weltgeschichte beginnt. Davon zu reden mag noch verschoben bleiben. An sich nicht minder bedeutend sind die Rückwirkungen, welche im Occident erfolgten. Eine der wichtigsten ist der Friede mit den Avaren im Jahre 604, durch welchen die Entfremdung der Balkanhalbinsel erst eigentlich begründet wurde. Eine zweite ist die Abkunft, die Phokas mit den Langobarden traf, und durch welche die Unabhängigkeit des größten Teiles von Italien ausgesprochen wurde. Erst mit der Thronrevolution in Konstantinopel beginnt die Selbständigkeit der Langobarden. Eine dritte ist die Emancipation des römischen Stuhles von dem Machtgebot des Hofes von Konstantinopel.

Papst Gregor I., dem seine Verdienste um die Kirche den Beinamen des Großen verschafft haben, hatte vergebens in Mauricius gedrungen, den Anmaßungen des Bischofs von Konstantinopel, als der allgemeine Bischof zu gelten, ein Ende zu machen. Den Sturz des Mauricius, an dem er keinen Teil nahm, hat er keineswegs als ein Unglück betrachtet. Er beklagt sich einmal bitter über die Schärfe, mit der er von Mauricius behandelt worden sei, ohne Hülfe von ihm zu empfangen. Er begrüßte Phokas und sogar dessen Gemahlin mit einer Art von Huldigung. Diese Annäherung wurde mit der größten Konzession erwiedert, die dem römischen Stuhl gewährt werden konnte. Man nimmt an, daß Phokas der Anmaßung des Bischofs von Konstantinopel definitiv ein Ende gemacht habe. Er ließ geschehen, daß das Pantheon, welches noch in den Händen der Kaiser war, in eine christliche Kirche verwandelt wurde.

Auch abgesehen hievon bildet es einen großen historischen Moment für das Papsttum, daß es von dem Kaisertum in Konstantinopel, welches seine ganze Aufmerksamkeit auf den Orient richten mußte, nicht mehr beeinträchtigt wurde. Die Ära der Selbständigkeit des Papsttums, das von dem ganzen Abendlande verehrt wurde, bahnte sich an. Auch hievon wird an einer anderen Stelle eingehender die Rede sein. Hier betrachten wir noch die andere Seite des Ereignisses, von dem die moderne Welt ausgegangen ist.

Zwanzigstes Kapitel.

Emancipation der Westgoten in Spanien und der Langobarden in Italien von dem römisch-griechischen Reich in Konstantinopel.

In demselben Maße, in welchem die Einwirkungen von Konstantinopel auf die westlichen Provinzen zurücktraten, befestigte sich die Selbständigkeit der in dieselben eingedrungenen germanischen Stämme. Ich weiß nicht, ob sich das Wort Kolonien auch hier anwenden ließe. Die Griechen hatten ihre kommerziellen Pflanzungen, durch welche sie ihrer Kultur in einer fremden Welt Raum verschafften. Die Militärkolonien der Römer haben unendlich viel dazu beigetragen, ihre Macht zu befestigen und ihre Kultur nach allen Seiten hin auszubreiten. Die germanischen Ansiedelungen sind nicht aus bewußtem Vorbedacht hervorgegangen, aber sie lassen sich doch, wenn ich nicht irre, als gleichartig betrachten, insofern sie dem von den Römern gefährdeten germanischen Leben, nachdem es in langen Kämpfen gerettet worden war, das Übergewicht im Occident verschafften.

Ganze Provinzen wurden occupiert und eine Vermischung mit dem volkstümlichen Bestandteil der alten Welt hervorgebracht.

In Bezug auf die allgemeine Kultur verhielten die Germanen sich receptiv, aber zugleich durchdrangen sie die Völkerelemente, mit denen sie verschmolzen, mit frischem Leben.

In dem Konflikt der weltgeschichtlichen Kräfte bilden sich neue Nationen.

Ich will versuchen, den Ursprung dieser Umgestaltung in kurzen Zügen zu schildern.

Vor allem ziehen dann die kirchlichen und politischen Verhältnisse der Westgoten unsere Aufmerksamkeit auf sich.

Sie wurden von denselben Gefahren bedroht, denen die Ostgoten unterlegen waren.

Justinian hatte den Plan gefaßt, das römische Reich auch in Spanien wieder herzustellen. Theudis, der nach dem Tode Theoderichs die höchste Gewalt in Händen behielt, machte sich darüber keine Illusionen; er nahm Partei für die Ostgoten in Italien; er unterstützte Ildebald, der sein Neffe war, bei der Erhebung gegen Belisar; einer Empörung in Afrika gegen das römische Imperium lieh er seinen Beistand und griff Ceuta, wo die Römer Fuß gefaßt hatten, mit seinen Streitkräften an. Er hat es einmal genommen, aber nicht behaupten können. Die Machtstellung des Theudis steht den Bewegungen des Totila ergänzend zur Seite. So lange sich der eine hält, hatte der andere nichts zu fürchten; nachdem aber Totila besiegt war, so wendet sich der Unternehmungsgeist Justinians direkt gegen die pyrenäische Halbinsel,

wo ihm dann der Zustand der königlichen Gewalt, die nirgends unsicherer war als bei den Westgoten, zu statten kam.

Justinian wurde selbst von einer Faktion, die sich einem gewaltsamen König, des Namens Agila, widersetzte, zu Hülfe gerufen. An ihrer Spitze stand Athanagild, der überhaupt eine Stellung einnahm, wie die Fürsten der Ostgoten und Vandalen vor ihrer Katastrophe. Der Patricius Liberius unterwarf im Jahre 554 die Küste Spaniens; es war der Moment der größten Macht Justinians. Darüber aber trat ein Umschlag in Spanien ein. Aus den kurzen und einsilbigen Nachrichten, die uns über diese Vorfälle erhalten sind, entnehmen wir doch, daß die Westgoten Agila erschlugen und zu Athanagild übergingen, nicht etwa weil er mit Justinian verbündet war, sondern um an ihm einen Rückhalt gegen den Kaiser zu finden. Athanagild wurde König der Westgoten; er gelangte zu allgemeiner Anerkennung und setzte sich dann den Oströmern entgegen. Aber ihr weiteres Vordringen konnte er nicht mehr verhindern; sie nahmen wichtige Städte, wie Corduba und besonders die Hafenplätze an der atlantischen Küste, in Besitz.

In dieser Gefahr kamen den Westgoten die Veränderungen, welche in Konstantinopel mit der Thronbesteigung Justins II. eintraten, aus der dann die Erneuerung des persischen Krieges folgte, zu statten, noch mehr aber die Invasion der Langobarden in Italien. Der langobardische und der persische Krieg verhinderte die Oströmer, gegen die Westgoten energisch vorzugehen. Unter diesen trat im Jahre 569 der tapfere und einsichtige Leovigild auf, welcher ihrer Macht eine neue Begründung auf der alten Basis gegeben.

Die Zeitgenossen bezeichnen es als wunderbar, wie er sich unter den empörerischen Großen dennoch die oberste Macht verschafft habe. Mit der Kraft des Reiches wandte er sich nach Süden gegen die Oströmer. Zuerst verjagte er sie aus dem Gebiete von Malaga und kehrte als Sieger heim. Des festen Assidonia bemächtigte er sich infolge eines Verrates und ließ die Besatzung, die hier, wie so oft in Italien, unter dem Namen der römischen Miliz erscheint, niederhauen. So drang er auch in Corduba zur Nachtzeit ein, vernichtete die Besatzung; die Stadt wurde wieder eine gotische. Viele Kastelle samt ihren ländlichen Umwohnern kehrten unter seine Botmäßigkeit zurück.

Noch andere Unternehmungen werden erwähnt, deren Objekte sich nicht wohl entziffern lassen. Die Meinung der älteren Spanier war, daß es ebenfalls Orte, die von den Griechen occupiert waren, gewesen seien. Und wenn sie dann den Zug des Königs nach Cantabrien von einem Stillstand, den er mit den Griechen geschlossen, herleiten, so möchte man an die Notiz erinnern, nach welcher die Flotte der Griechen bis nach Bordeaux gedrungen ist und sich Cantabriens bemächtigt hatte.

Noch aber bestand neben den Westgoten auf der pyrenäischen Halbinsel das kleine Reich der Sueven unter mächtigen Königen, Carrarich, Theodemir, Miro, die sich von den Westgoten besonders dadurch unterschieden, daß sie

bereits zum Katholicismus übergegangen waren. Aus den Berichten über die Konzilien, welche die suevischen Könige um sich versammelten, entnehmen wir, daß sie noch ein sehr ausgedehntes Gebiet inne hatten, zu dem Porto, Lamego, Coimbra, Braga, Astorga, überhaupt Gallicien und Portugal gehörten. Man pflog dort über die Abgrenzung der Metropolitanbezirke Beratung. Daraus, daß den Versammelten Abschriften orientalischer Konzilienbeschlüsse zugefertigt worden sind, darf man schließen, daß sie sich an die Kirchengemeinschaft des Orients anschlossen. Für Leovigild, der noch ein Arianer war, lag eine Gefahr darin, wenn die katholische Kirche in seiner unmittelbaren Nähe zu einer starken Repräsentation gelangte. Er mag dadurch veranlaßt worden sein, zu Toledo, wo er selbst seinen vornehmsten Sitz aufgeschlagen hatte, ein Konzil zu versammeln, auf welchem er noch einmal den verzweifelten Versuch machte, die Arianer, die er selbst als Katholiken bezeichnete, und die Anhänger des römischen Glaubens miteinander auszusöhnen. Bisher waren die Arianer die strengeren gewesen; sie nötigten die Römischgläubigen, wenn sie in Gemeinschaft zu ihnen treten sollten, zu einer erneuerten Taufe. Das veranlaßte nun aber Mißverständnisse aller Art, von denen die königliche Familie selbst heimgesucht wurde. Die Tochter eines Frankenkönigs, Ingundis, welche mit dem Sohne Leovigilds, Hermenegild, vermählt war, wurde gemißhandelt, weil sie sich einer neuen Taufe nicht unterwerfen wollte. Darüber trat jene Synode in Beratung; die Arianer waren auf derselben sehr stark vertreten, und einige der römisch gesinnten Bischöfe schlossen sich ihnen an, so daß eine Formel zustande kam, nach welcher man sich zu einer Erleichterung der Ceremonie beim Übertritt verstand und selbst ein Glaubensbekenntnis entwarf, das beide befriedigen zu können schien. Viele jedoch widerstrebten schon in der Versammlung selbst, noch mehr, als sie nach Hause gekommen waren; der König hielt sich, auf die Beschlüsse seines Konzils gestützt, für berechtigt, die unfügsamen Bischöfe von ihren Sitzen zu verjagen; er verhing über sie und über ihre Anhänger die widerwärtigsten Verfolgungen. Man sieht einen mächtigen Fürsten, der den Bestand des Reiches wieder hergestellt hatte, auf das eifrigste bemüht, die Lehre, die sich seit Ulfila bei den Westgoten fortgepflanzt hatte, aber seitdem fast überall niedergedrückt war, in Spanien zur überwiegenden Geltung zu bringen. Aber die innere Entzweiung, die er dadurch wieder veranlaßte, machte dann auch wieder die äußeren Verhältnisse zweifelhaft. Sein eigener Sohn Hermenegild wurde von Ingundis bewogen, mit den Oströmern, die in den südlichen Provinzen noch immer mächtig waren, in Verbindung zu treten und von dem Vater abzufallen. Leovigild wußte die Anfälle des konstantinopolitanischen Heeres anfangs durch Geldgeschenke zu hintertreiben; später gelang es ihm, sie in einer Feldschlacht zu besiegen. Sein Sohn mußte sich ihm ergeben und wurde nie wieder eigentlich frei, so daß er als Gefangener umkam, während Ingundis in den Händen der Griechen blieb. Aber ihre hohe Geburt und der religiöse Hader, der sich jetzt entspann,

brachten es zu einer Schilderhebung der Franken zu ihren Gunsten. Es kostete jedoch dem Leovigild nicht viel Mühe, sie, unterstützt von seinem Sohne Reccared, aus dem narbonnensischen Gebiet wieder zurückzutreiben. In diesem Konflikt haben sich die unabhängigen Stämme der nördlichen Provinzen nochmals erhoben; allein gegen das kriegge übte Heer, das aus Gallien herangezogen wurde, vermochten sie nicht Stand zu halten; wir wissen, daß die Stadt Vittoria ein Denkmal dieses Sieges ist. Dann wandte sich Leovigild gegen die Sueven. Es läßt sich nicht mit Deutlichkeit nachweisen, welche Rolle ihr Fürst Miro in den Zwistigkeiten Leovigilds mit seinem Hause und in seinem Lande spielte. Von den beiden wichtigsten Zeugen über diese Begebenheit versichert der eine, der einheimische Johann von Biclaro, Miro habe dem westgotischen König zur Unterwerfung seines Sohnes, der damals in Sevilla belagert wurde, Beistand leisten, der andere, der Franke Gregor, er habe vielmehr den Sohn entsetzen und befreien wollen. Daran aber kann kein Zweifel sein, daß Miro dem gewaltigen und in mannigfaltige Händel verwickelten westgotischen König versprochen hat, niemals die Waffen gegen ihn zu tragen. Bei Miros Tode trat auch dessen Nachfolger Eborich oder Eurich in diese Verpflichtung ein. Gegen Eurich aber, der noch ein Knabe war, erhob sich ein suevischer Häuptling, des Namens Andeca. Er nahm die Witwe Miros zur Gemahlin und bemächtigte sich des Thrones. Ich lasse dahingestellt, inwiefern der religiöse Gegensatz dazu beitrug oder nicht. Es ist genug, die einfachen Worte zu wiederholen, mit denen der gotische Chronist dieses Ereignisses gedenkt: König Leovigild, sagt er zum Jahre 584, verwüstet Gallicien, nimmt Andeca gefangen und beraubt ihn seines Reiches; das Volk der Sueven, ihren Schatz und ihr Land bringt er in seine Gewalt und macht es zu einer Provinz von Gotien. Der arianische Herrscher bezwang dergestalt allenthalben die Hinneigungen zum Katholicismus, die zugleich Verbindungen mit den beiden vornehmsten Feinden des Reiches, den Griechen und den Franken, in sich schlossen. Es hatte das Ansehen, als sei der Arianismus noch nicht ohne alle Aussicht für den Occident, da er Spanien beherrschte, die Langobarden ihn, namentlich unter Authari, streng festhielten. Was ihm aber im Wege stand, war die Gewaltsamkeit, mit der er behauptet werden mußte. Die Bevölkerungen konnten unmöglich beistimmen, da er mit einem nicht nationalen Elemente verbunden war. Allgemeine Freude erregte es, als der Sohn und Nachfolger Leovigilds, Reccared, gleich im Anfang seiner Regierung sich auf die andere Seite neigte. Reccared war durch seinen Aufenthalt im südlichen Gallien auf den Konfinien beider Reiche, wo das katholische Bekenntnis am eifrigsten verfochten wurde, von einer Sympathie für dasselbe ergriffen worden. Überhaupt giebt es in dem Kampfe der Konfessionen Momente, in welchen die eine in der öffentlichen Meinung emporkommt, die andere zurücktritt. Ein solcher trat jetzt zu Gunsten des Katholicismus ein. Reccared begann damit, die von Leovigild geraubten und dem Fiskus zuerkannten Güter zurückzugeben. Gegen die arianischen Bischöfe

übte er noch keine Gewalt aus; er suchte sie durch freundschaftliches Gespräch zu bekehren. Er selbst erklärte sich für katholisch im Sinne der römischen Kirche und erwies sich als ein eifriger Förderer der Klöster und Kirchen. Es konnte nicht anders sein, als daß sogleich eine arianische Gegenwirkung eintrat. Bischöfe und Große verbündeten sich gegen den König. Aber schon war das Königtum zu stark geworden; es warf die Empörer nieder; den vornehmsten unter ihnen wurden die Hände abgehauen. Im vierten Jahre seiner Regierung berief Reccared das in der spanischen Geschichte epochemachende Konzil von Toledo, wo sich alle Bischöfe von Spanien, eingeschlossen die suevischen von Gallicien und die jenseit der Pyrenäen wohnenden, die noch gallische genannt werden, versammelten. Dieser Versammlung übergab Reccared ein durchaus katholisches Bekenntnis und machte für jedermann ein ähnliches zur Bedingung der Reichsangehörigkeit. Indem er die Bischöfe für sich gewann, vermehrte er zugleich ihre Rechte der höchsten Autorität gegenüber. Reccared war von Natur friedlich und gewissenhaft. Weder mit den Franken noch mit den Griechen, die ja demselben Bekenntnis angehörten, liebte er es, Krieg zu führen. Wenn er einmal in Septimanien mit den burgundischen Franken feindlich zusammentraf, so beruht das darauf, daß ein paar fränkische Grafen den Arianern, die sich empörten, zu Hülfe kamen. Sie wurden mit einander geschlagen. Man muß diese Regierung als ein Moment in der allgemeinen Geschichte des Occidents betrachten. Das Übergewicht der Katholicität, das soeben durch Leovigild bedroht worden war, wurde dadurch befestigt. Sehr bemerkenswert ist, daß ein Freund und Genosse Gregors des Großen, Leander, damals Bischof von Sevilla, wesentlich dazu beigetragen hat. Auch mit Gregor selbst stand Reccared in bestem Vernehmen. In Konstantinopel war man sehr einverstanden damit, zumal da das westgotische Reich noch an seinen Küsten von oströmischen Besatzungen umfaßt war. Das Verhältnis gehört zu der Machtfülle und dem Ansehen, welches Kaiser Mauricius besaß. Nicht so enge aber waren die politischen und religiösen Verhältnisse verbunden, daß sie nicht durch Ereignisse so schrecklicher Art, wie die Katastrophe des Mauricius war, von einander hätten getrennt werden sollen. Das religiöse Verhältnis blieb intakt, das politische änderte sich von Grund aus. Wie die Empörung des Phokas gegen die Bedingungen der äußeren Macht des oströmischen Reiches gerichtet war, so hatte sie auch ihre Wirkungen eben in den äußeren Verhältnissen. Diese stellten sich nicht wieder her, als Phokas bereits im Jahre 610 gestürzt wurde: denn der persische Krieg hörte damit nicht auf. Heraklius, der an die Stelle des Phokas trat, hatte sein Lebenlang mit den Persern zu kämpfen, was dann den Occidentalen, namentlich auch den Westgoten freie Hand gegen ihn gab. Schon Witterich, der zwei Jahre nach Reccareds Tod den Thron bestieg, erneuerte den Krieg gegen die römisch-griechischen Besatzungen; er verjagte sie aus Segontia. Noch energischer aber griff Sisibut, der vom Jahre 612 bis 621 regierte, die Griechen an. Der Besitz der Oströmer dehnte sich

sowohl an der östlichen als der westlichen Küste von Spanien noch immer recht bedeutend aus. König Sisibut hat den römischen Patricius Cäsarius aus den Plätzen am Mittelmeer vertrieben. Kaiser Heraklius mußte sich darein fügen. Dann hat der Nachfolger Sisibuts, Swinthila, die Griechen auch aus der Südspitze von Algarbien verjagt.

Wir vernehmen, ein Patricius sei angelangt, um diese Besitzung zu verteidigen, jedoch mit so schwachen Kräften, daß er selbst gesehen habe, er werde sich den Goten gegenüber nicht behaupten können; er sei zufrieden gewesen, als ihm Swinthila freien Abzug gestattete; so sei diese Küste im Jahre 624 in den Besitz der Westgoten gekommen und die ganze pyrenäische Halbinsel unter Einem Scepter vereinigt worden. Religiös und politisch bildete Spanien seitdem eine Einheit.

Wenden wir unsern Blick nach Italien, wo sehr ähnliche, obwohl wieder sehr abweichende Verhältnisse sich begründeten.

Die Invasion der Langobarden in Italien war in dem Kampfe der romanischen und der germanischen Elemente insofern von entscheidender Wichtigkeit gewesen, als sie dem Vordringen der in dem römischen Kaisertum von Byzanz vereinigten Streitkräfte ein unüberwindliches Bollwerk entgegensetzte. Ihre Einrichtungen konnten besonders in den transpadanischen Gegenden nicht anders als eine Wiederbelebung der von den Goten begründeten Zustände sein; sie verfuhren hiebei mit der größten Härte und Gewaltsamkeit.

Von den vornehmsten Römern wurden viele geradezu umgebracht, so daß ihre Besitzungen ohne weiteres an die Sieger fielen; die übrigen wurden angehalten, an die einzelnen langobardischen Herren, denen man sie zuwies, den dritten Teil des Ertrages von Grund und Boden abzuliefern. Von eigentlichen Landverteilungen wird nichts gemeldet und konnte kaum die Rede sein. Überhaupt kommt bei den Langobarden auf Einrichtungen dieser Art wenig an; ihr ganzes Dasein war an den fortdauernden Krieg gebunden.

Das lombardische Königtum war, wie es bestand, aus dem Ducat hervorgegangen; die Obersten der langobardischen Kriegsmannschaften, welche sich der verschiedenen Hauptfestungen bemächtigt hatten, an und für sich selbständig und so gut wie souverän, fühlten doch, daß sie einzeln überwältigt werden würden, und wählten sich ein Oberhaupt, dessen wesentlicher Beruf dann zunächst darin bestand, die Impulse der Kriegführung nach der einen oder anderen Seite hin zu lenken.

Wir wissen, wie gefährdet die Existenz des noch in seinen Anfängen begriffenen lombardischen Königsreichs einem Kaiser wie Mauricius gegenüber war. Hätte Mauricius die Avaren besiegt und ein freundschaftliches Verhältnis mit den Franken hergestellt, so würde er unfehlbar die Langobarden niedergeworfen haben. Den Langobarden vor allen kam die Katastrophe des Mauricius zu statten. Unmittelbar nach dem Tode desselben begrüßte Agilulf

den neuen Imperator Phokas durch eine Gesandtschaft, die dann, von dessen Gesandten begleitet, ihm kaiserliche Geschenke zurückbrachte. Zuvörderst wurde Waffenstillstand auf ein Jahr geschlossen, der bald darauf zu einem Frieden mit dem Exarchen von Ravenna führte.

Vielleicht nicht minder wichtig war es, daß die Franken, die sich nun vollends aller Verpflichtungen, die sie einst gegen den Hof von Konstantinopel eingegangen waren, enthoben fühlten, einen Frieden auf immer mit den Langobarden schlossen. Im Cirkus von Mailand wurde die Thronfolge für den Sohn Agilulfs feierlich ausgesprochen im Beisein des Gesandten des Königs Theodebert, der seine Tochter mit dem Sohne Agilulfs, Adaloald, verloben ließ.

Hierauf erst von beiden Seiten gesichert, konnte die langobardische Macht sich fest begründen und über Italien ausbreiten.

Agilulf war mit der bayrischen Fürstentochter Theudelinde vermählt, die nach dem Tode ihres ersten Gemahls Authari durch ihr Wort die Erhebung Agilulfs zu ihrem Gemahl und diesem den Vorzug vor allen anderen Herzögen verschafft hatte. Er lehnte sich auf den Beistand der Germanen nicht allein in dem eigentlichen Reiche der Franken, sondern auch der germanischen Vasallen derselben. Er ist meines Erachtens als der eigentliche Begründer des langobardischen Reiches anzusehen.

Unter Agilulf wurden die Langobarden Meister von Oberitalien; sie nahmen Cremona, Mantua, Padua und Verona ein, eroberten also den östlichen Teil der Lombardei. Noch unter Arioald, dem Gemahl der Tochter Agilulfs und Theudelindens — denn Adaloald war nach kurzer Regierung wieder abgesetzt worden — wurde ein Gesetz gegeben, um jede Vermischung mit den Römern zu verhindern. Nach Arioalds Tode durfte sich Theudelindens Tochter wieder einen Gemahl wählen; es ist Rothari.

Rothari erscheint als der wahre Nachfolger Agilulfs, dessen Unternehmungen er nach verschiedenen Seiten fortsetzte. Er ist es, durch welchen die ligurische Küste dem Kaiser von Konstantinopel entrissen wurde. Als seine vornehmste Handlung aber darf man ansehen, daß er mit dem an sich sehr unternehmenden und thätigen Exarchen von Ravenna einen entscheidenden Kampf im offenen Felde bestand, den ersten wieder seit der Niederlage des Tejas. Die Goten waren geschlagen worden; die Langobarden erfochten einen vollständigen Sieg, bei dem 8000 gefallene Römer gezählt worden sein sollen, am Fluß Skultenna, dem heutigen Tanaro, einen Sieg, durch welchen das Exarchat auf bestimmte Grenzen eingeschränkt wurde. Ein Akt der Selbständigkeit ist es, wenn Rothari im Jahre 643 unter dem Beirat der Primaten und Judices und unter Zustimmung des gesamten Heeres ein Gesetzbuch promulgierte, welches an Stelle der ungeschriebenen Rechtsgewohnheiten treten sollte.

Ganz im Gegensatz gegen Theoderich den Ostgoten vermeidet Rothari alle auf das römische Recht gegründeten Bestimmungen. Sein Gesetzbuch bezieht

sich auf die Langobarden und die mit ihnen eingewanderten Germanen allein. Dabei treten dann zwei Momente hervor: die kriegerischen Rechtsgewohnheiten der Langobarden, unter anderem auch die gerichtliche Bedeutung des Zweikampfes, das Recht der persönlichen Rache werden bestritten oder wenigstens ermäßigt. Man kann das vielleicht als den ersten moralischen Einfluß der veränderten Weltstellung auf die Sieger selbst betrachten. Vornehmlich wird auch der königlichen Gewalt größere Sicherheit gewährleistet. Vergehungen gegen den König werden mit den härtesten Strafen belegt.

Es ist ein Akt des kriegerischen Königs und seines Heeres noch inmitten des Kampfes.

Noch war an eine Vereinigung der Langobarden mit den Unterworfenen nicht zu denken, da sie durch die Religion geschieden wurden. Neben den katholischen Bischöfen, welchen die einheimische Population anhing, bestanden allenthalben auch arianische, zu denen die eingedrungenen Germanen sich hielten; ein Zustand, der mit der Zeit immer unhaltbarer wurde, da der Katholicismus nicht allein in Gallien herrschte, sondern auch in Spanien. Westgotische Könige haben die Langobarden ermahnt, ihrem Beispiele zu folgen. Das war aber unmöglich, so lange der römische Bischof nur den Kaiser von Konstantinopel in Rom vertrat. Allmählich aber veränderte sich dies Verhältnis von Grund aus.

In der Epoche des Heraklius hat einer der Exarchen die Schätze des lateranensischen Palastes sich mit Gewalt angeeignet, weil ohne dieselben die den Langobarden gegenüberstehenden Truppen nicht besoldet werden könnten. Von Konstantinopel war damals so wenig Beihülfe zu erwarten, daß vielmehr der Exarch einen Teil der Schätze dem Kaiser gesandt hatte, ihn zu unterstützen. Bei Vorgängen dieser Art konnte die enge Verbindung zwischen Rom und Konstantinopel nicht mehr bestehen.

Im Jahre 649 trat bereits ein Papst ein, der nichts davon hören wollte, daß er vom Kaiser in Konstantinopel bestätigt werden müsse. Die Pflicht wurde zwar wieder hergestellt, aber die Identität der Interessen des Kaisertums und des Papsttums hörte allmählich auf. Dann gab es keine politische Schwierigkeit mehr, die den Übertritt der Langobarden überhaupt zur Religion der Landeseingeborenen verhindern konnte. Schon Rothari trug kein Bedenken, den Papst Theodorus um Bestätigung der Privilegien des Klosters Bobbio zu bitten. Wir finden bald darauf langobardische Könige, die als gute Katholiken gelten.

Dagegen blieb das feindselige Verhältnis zu Konstantinopel auch fortan bestehen. Dennoch ist es einem Kaiser in den Kopf gekommen, den Sitz des Reiches wieder nach Italien zu verlegen. Es war Constans, der in den Wirren nach dem Tode des Heraklius zum Thron gelangte. Dazu hätte aber wenigstens die unbestrittene Herrschaft in Unteritalien gehört, wo indes die Langobarden in Benevent ein kräftiges Herzogtum gegründet hatten, das damals mit der königlichen Würde verbunden war. Grimoald hatte

dieselbe in Besitz genommen. Es kam so weit, daß die Oströmer Benevent belagerten.

Ich wiederhole die sagenhafte Tradition nicht, die sich über die Rückkunft Grimoalds und die Kämpfe, die dann erfolgten, gebildet hat. Wichtiger ist es, sich eine Vorstellung von dem eigentlichen Vorhaben des Constans zu bilden. Er ging von Neapel, das noch immer griechisch geblieben war, nach Rom. Die offizielle Geschichte der Päpste berichtet die Ceremonien, mit denen er empfangen worden sei, und die Handlungen der Devotion in St. Peter und den anderen Stätten religiöser Verehrung, die er in Rom vollzog; das von Phokas der Kirche geschenkte Pantheon forderte er nicht zurück, aber er nahm die Kuppelbekleidung von vergoldeter Bronze von diesem nunmehr christlichen Heiligtum. Daß er in Rom selbst zu bleiben beabsichtigt, läßt sich doch kaum denken; er hielt sich nur zwölf Tage daselbst auf.

Unleugbar scheint es, daß er Sicilien zum Mittelpunkt einer selbständigen Griechenherrschaft, die zugleich eine Seeherrschaft war, zu machen gedachte; sie sollte sich über Sardinien, Afrika und das südliche Italien erstrecken; wahrscheinlich, daß er sich Benevents durch die ihm als Geisel überantwortete Tochter Grimoalds versichern wollte, was ihm jedoch nicht gelang. Die Langobarden nahmen auch Brundisium in Besitz.

Die Gesetze des Rothari sind von Grimoald erneuert und verbessert, die Inhumanitäten der alten langobardischen Gewohnheiten noch weiter beseitigt, dem römischen Recht wieder ein größerer Wirkungskreis eingeräumt worden. Nicht mehr gehindert von Rom und ohne Eingriffe der Griechen konnten sich nun die Langobarden in dem Gebiet, das sie inne hatten, befestigen. Wie die Religion, so schloß sich auch die Rechtsverwaltung, wenigstens die privatrechtliche, allenthalben an die Vorbilder der alten Zeit an. Die Grundlagen der altrömischen Kultur bestanden fort; wie hätten sie zerstört werden können, da die Religion angenommen und die Rechtsverfassung, wenngleich nur in den eigentlich romanischen Kreisen, aufrecht erhalten wurde. Daß die römische Städteverfassung, welche den religiösen sowie den gemeinrechtlichen Instituten entsprach, fortbestanden habe, halte ich für gewiß. Die Beweise, die dafür von einem der Meister der historischen Rechtsgelehrsamkeit im einzelnen aufgestellt worden sind, mögen mancherlei gelehrter Einrede unterworfen sein; aber die Anschauung ist eine richtige. Sie bewährt sich auch in Beziehung auf die grammatischen Studien und den Unterricht überhaupt. Es konnte geschehen, daß sich die Einheimischen mit den Eingewanderten zu einer Nationalität vereinigten; der Hof von Pavia wurde ein Sitz künstlerischer Bestrebungen und litterarischer Kultur. Doch war die Herrschaft der Langobarden mit der der Ostgoten nicht zu vergleichen. Sie entwickelte sich nicht allein im Kampfe gegen die griechischen Kaiser; sie war auch keineswegs einheitlich und von einem überwiegenden Oberhaupt geleitet. Einen eigentümlichen Charakter empfing das Langobardenwesen durch das Verhältnis der Herzogtümer, welche selbst einen mehr stabilen Charakter hatten, als das

Königtum, das zwar aus ihnen hervorgegangen war, aber von ihnen unaufhörlich bekämpft wurde. Bemerkenswert ist die Stellung der Herzogtümer in Bezug auf die Nachbarländer. In den Alpen bestanden den Franken gegenüber die Herzogtümer Turin und Ivrea; in den letzteren hat man immer eine langobardische Descendenz vorausgesetzt.

Fast mehr zur Verbindung mit den transalpinischen Nachbarn als zur Abwehr diente das Herzogtum Trient; Garda scheint eine langobardische Benennung zu sein. Um Rom her erhoben sich die Herzogtümer Spoleto und Benevent. Das erste, das sich zu beiden Seiten des Apennin erstreckte, umfaßte die aus der ältesten Geschichte wohl bekannten Gebiete der Umbrer, Marser, Peligner, Vestiner, das zweite Samnium und Campanien. Wir berührten soeben, wie wacker es sich gegen das Eindringen der Griechen verteidigte, welche von der Seeküste vordrangen und Neapel inne hatten. Das Herzogtum Friaul war mit seinen zahlreichen Kastellen dazu bestimmt, die von der Balkanhalbinsel vordringenden Avaren und Slaven zurückzuweisen. Denn darin liegt das Unterscheidende dieser Epoche, daß die Balkanländer größtenteils in die Hände der Avaren, Bulgaren und Slaven übergingen. Das langobardische Reich hielt die Idee von Italien dadurch aufrecht, daß es die Alpen gegen die Franken, Friaul gegen die Avaren, Mittelitalien gegen die Exarchen, die südlichen Provinzen gegen das Reich von Konstantinopel verteidigte.

Die Gründung mächtiger und nahezu unabhängiger Herzogtümer bewirkte, daß sich die Einwohner um verschiedene Mittelpunkte her gruppierten. Dazu kam dann die Fortdauer der Autorität der Griechen im Exarchat sowohl wie in den südlichen Regionen. Aus dem Provinzialismus haben sich dann die städtischen Gemeinwesen erhoben; schon damals kam Venedig in Aufnahme.

Nochmals kehren wir zu dem westgotischen Reiche zurück, das nun auf dem eingeschlagenen Wege zu einer immer festeren Gestaltung gelangte.

Aus den stürmischen Bewegungen geistlicher und weltlicher Großen, welche die Lage eines Königs bei den Westgoten noch immer so gefahrvoll machten, wie jemals, erhob sich endlich im Jahre 642 König Kindaswinth.

König Kindaswinth ist eine anthropologisch merkwürdige Erscheinung; zwischen dem 80. und 90. Lebensjahre — er zählte bereits 79 Jahre, als er den Thron bestieg — gab er dem gotischen Staatswesen eine haltbarere Gestalt. Eben aus der Mitte der empörerischen Großen war er emporgekommen; lange Zeit ihr Genosse und Verbündeter, kannte er sie alle. In der fränkischen Chronik des Fredegar ist aufgezeichnet worden, mit welcher Schonungslosigkeit er ihnen seine Macht auflegte. Hunderte hat er umgebracht und seine Getreuen mit ihrem Vermögen ausgestattet, bis er endlich glaubte, es sei nun niemand mehr innerhalb der Landesgrenze, der auf Empörung sinnen könnte. Viele waren ausgewandert, namentlich nach Afrika, das damals den abgefallenen Großen einen sicheren Rückhalt darbot. Indem

Kindaswinth sie auch dort bekämpfte, verteidigte er zugleich die Integrität seines Reiches. Sein Sohn Reciswinth stand ihm hiebei Zeit seines Lebens zur Seite und setzte ihn nach seinem Tode, jedoch mit minderer Härte, fort.

Diese beiden Könige nun haben sich dadurch ein unvergängliches Andenken gestiftet, daß sie ein zusammenhängendes Gesetzbuch, die Lex Wisigothorum, zustande brachten. Es ist der erste Versuch einer zusammenhängenden und alle Lebensverhältnisse umfassenden Gesetzgebung unter den Germanen, von jenem Breviarium Alarichs doch sehr verschieden, wie die Umstände, unter denen es zustande kam. Eigentliche germanische Rechtsbegriffe hat auch das neue Gesetzbuch nicht. Es beruht allenthalben auf dem römischen Rechte, wie denn überhaupt die Gelehrsamkeit durch die Erstarkung des Katholicismus in Spanien mächtig gefördert wurde. Jenem Leander, der auf die Beschlüsse von Toledo namhaften Einfluß ausübte, folgte auf den erzbischöflichen Stuhl von Sevilla Isidor, dessen Origines eines der bedeutendsten unter den Büchern sind, in denen eine umfassende Kunde über die mannigfaltigsten Gegenstände der Welt aus den Schriften des Altertums in die neue Epoche übertragen wurde — ein Kompilator, wie ihn die Zeit forderte. Einer Weltchronik hat er auch eine Geschichte der Westgoten hinzugefügt, aus der wir sehen, daß zwischen ihnen und den Einwohnern das beste Verständnis obwaltete. Geistlos darf niemand diesen Mann schelten; er stand auf der Höhe seiner Zeit. Wie mit aller Annäherung in der Idee doch auch ein starker Gegensatz gegen die Einwirkungen von Konstantinopel stattfinden konnte, wie ja die Könige mit den Kaisern in stetem Kriege waren, erkennt man aus der Äußerung Isidors, daß die Herrschaft der Goten von den in Spanien wohnenden Römern geliebt werde; den beschränkten Zustand unter deren Herrschaft ziehen sie der Vereinigung mit der Macht von Rom unter dem Drucke ihrer Auflagen vor. Man könnte den Gegensatz, der von jeher obgewaltet, nicht besser als durch diese Worte bezeichnen. Italien war durch die strenge Justinianische Verwaltung zur Verzweiflung gebracht worden, was dann der Invasion der Langobarden in einem großen Teile des Landes zu statten kam. So war es nun auch in Spanien eben die Besorgnis vor dem Drucke jener Zustände, wodurch das Volk veranlaßt wurde, sich den gotischen Königen gegen die Macht von Konstantinopel anzuschließen. Darauf beruht die Geschichte des westgotischen Spaniens in der zweiten Hälfte des 6. in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts. Die Gewaltsamkeiten der Erhebung und Absetzung der Könige waren vorübergehend. Man wollte nicht wieder römisch werden. Jene Anwesenheit des Kaisers Constans in Sicilien, von wo er die Inseln und Afrika beherrschte, die auf demselben Finanzsystem beruhte, konnte nicht anders als den Widerwillen der Bevölkerung von Spanien gegen sie hervorrufen, und auf diesem beruhte das Gesetzbuch des alten Kindaswinth. Es ist wohl nicht zufällig, daß die römische Gesetzgebung herübergenommen, ihres vornehmsten Begründers aber, Justinian, Erwähnung zu thun vermieden wird. Eben dazu war das Gesetzbuch bestimmt, den direkten

Einfluß der römischen Jurisprudenz zu beseitigen. Wir wollen — heißt es darin — von den römischen Gesetzen nicht behelligt werden. Eine Bezugnahme auf das eigentlich römische Gesetzbuch wurde bei schwerer Strafe verboten, wie man oftmals gesagt hat, einmal sogar bei Todesstrafe. Man verbarg sich nicht, daß doch Fälle vorkommen konnten, für welche in dem wisigotischen Gesetzbuch keine Vorsehung getroffen war. In solchen Fällen sollte an den König rekurriert werden. Es war eben ein neues Moment, auf welchem dessen Macht beruhte. Aber noch eine andere Bestimmung von großer Wichtigkeit enthält das Gesetzbuch. Wenn in dem Breviarium die Verheiratungen zwischen romanischen und gotischen Geschlechtern verboten waren, so wurde dies Verbot durch Kindaswinth und Reciswinth aufgehoben. Vermählungen dieser Art sollten rechtskräftig sein, wenn sie mit Bewilligung des Comes eingegangen wurden. Eben darauf beruhte die Macht des Reiches, daß die beiden Populationen sich untereinander aussöhnten. Kein Zweifel, daß die hohe Geistlichkeit hiebei zu großem Ansehen gelangte. Spanien ist eigentlich das erste Land, in welchem die Konzilien zugleich mit den geistlichen auch über weltliche Angelegenheiten in Beratung traten, wogegen dann festgesetzt wurde, daß auch der Klerus dem weltlichen Gesetze unterworfen sei. Kaum ein halbes Jahrhundert nach diesen Festsetzungen traten Ereignisse ein, durch welche eine fremde und fremdartige Nation die pyrenäische Halbinsel sich unterwarf. Aber die geistliche und weltliche Ordnung der Dinge, die unter den letzten gotischen Königen begründet worden, wurde damit nicht zerstört; diese bestand vielmehr immer fort und hat zur Rekonstruktion des Landes in späterer Zeit wesentlich beigetragen.

Das wichtigste Moment lag in der religiösen Vereinigung mit den Eingeborenen. Die christliche Kirche umfaßte alles geistige Leben der Epoche. Dies war nicht so sehr in dem Triebe der Produktion, welcher alle Annäherung ausgeschlossen haben würde, als in einer expansiven Bewegung, die eine solche zuließ, begriffen. Es ist ein Ereignis ohne Gleichen, daß die Überwinder nicht allein die Religion, was schon geschehen war, sondern die Konfession von ihren Unterthanen annahmen.

Die Nationen koalescierten, die politischen Institute der Germanen verschmolzen, indem sie die administrativen und rechtlichen Einrichtungen der Römer möglichst schonten, nicht jedoch ohne sich dem Reiche von Konstantinopel entgegenzusetzen, zugleich mit den kirchlichen des katholischen Christentums zu einer Einheit, welche Leben und Kultur beherrschte und fortpflanzte.

Hüten wir uns aber, die Epoche zu überschreiten, in der sich diese Umwandlung in Italien und Hispanien vollzog. Die Triebe, welche die Geister fermentierten, wirkten auch noch bei der Neugestaltung der beiden wichtigsten occidentalen Länder des altrömischen Reiches, Gallien und Britannien mit, die nun unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die merowingischen Könige in Gallien. Die Sachsen in Britannien.

Wir haben der ersten, sehr eigenartigen Festsetzung der Franken in Gallien bereits gedacht. Die Vereinigung der römischen Bevölkerung mit den Franken in religiöser Hinsicht war nicht aus einer Rückwirkung der Provinzialen auf die Eroberer hervorgegangen, wie das der Fall gewesen wäre, wenn sich etwa die burgundischen Könige zur Konfession der unterworfenen Bevölkerung bekehrt hätten, sondern die Bekehrung war aus dem Entschluß des Frankenkönigs entsprungen, der sich an die Spitze des gallo-römischen Klerus stellte und dessen Bekenntnis zum allgemeinen des Landes machte. Das Königtum Chlodwigs trat unmittelbar an die Stelle des Kaisertums und wurde von der katholischen Bevölkerung selbst in seinem Emporkommen unterstützt.

Eine Zeit lang durch den Einfluß der Ostgoten zurückgehalten, hatten die Franken bei und nach dem Sturze derselben bereits die Stellung einer großen Macht erworben. Sie griffen in die Völkerkämpfe in Italien selbständig ein. Hier wurden sie noch einmal von den Oströmern zurückgedrängt, aber unaufhörlich behaupteten sie sich doch in großem Ansehen. Ein austrasischer König, Theodebert, hatte sogar einmal den Gedanken gefaßt, dem oströmischen Kaiser die Weltherrschaft streitig zu machen. Wohin würde die fränkische Macht gelangt sein, wenn sie sich nach innen und außen einheitlich entwickelt hätte? Das wurde aber durch die Natur derselben unmöglich.

Unter allen Einwirkungen der germanischen Ideen war keine eingreifender, als die Anwendung des germanischen Erbrechts auf die höchste Gewalt, die sogleich an einzelne Territorien angeknüpft wurde und das gesamte Gebiet in kleine Königreiche zersetzte. Die Könige gerieten in mannigfaltige Zerwürfnisse untereinander. Anfangs ist dadurch das Ansehen der Frankenherrschaft nicht gemindert worden. Sehr merkwürdig ist es doch, wie Agathias diese schildert. Er hebt den Unterschied zwischen den anderen gewaltsam eingedrungenen Völkern, die er als wandernde bezeichnet, und den seßhaften Franken mit guter Zucht und Sitte, die der römischen gleichkomme, hervor, und vor allem die Eintracht, in der sie bei geteilten Herrschaften mit einander leben; niemals sei es zwischen ihnen zu innerem Blutvergießen gekommen; zwar fehle es nicht an Streitigkeiten zwischen den Fürsten; zuweilen rüsten sich ihre verschiedenen Scharen und rücken zu offenem Kampfe vor; sowie aber ein Heerhaufe des anderen ansichtig wird, lassen sie ihre Feindseligkeiten fallen; sie fordern ihre Fürsten auf, ihre Streitigkeiten rechtlich zu schlichten und, wäre dies nicht zu erreichen, sie durch einen persönlichen Zweikampf unter einander abzumachen, ohne ihr Volk dadurch zu

Grunde zu richten: denn es würde sich nicht geziemen, ihrer besonderen Zwistigkeiten wegen das Gemeinwesen zu zerstören. Diesen Eindruck machten die fränkischen Fürstentümer von außen angesehen. Man kannte die Zwistigkeiten, die zwischen ihnen ausbrachen; aber sie traten dem Ansehen der fränkischen Kriegsgenossenschaft gegenüber zurück, die trotz ihrer Teilung der Provinzen sich als eine Einheit fühlte und behauptete. Noch einmal vereinigte Chlotar I. die sämtlichen fränkischen Besitzungen in seiner Hand; nach seinem Tode trat eine Teilung ein, die infolge der seitdem gemachten Erwerbungen größere Dimensionen annahm, als die frühere, und verschiedenartigere Elemente vereinigte.

Es wurden vier Königreiche gebildet: Paris, Orleans, Soissons und Metz. Paris wurde dem ältesten der Brüder, Charibert, zu Teil. Sein Königreich umfaßte Tours, Poitiers, Bordeaux, Bayonne. Der zweite Sohn, Guntram, erhielt Orleans, welches zugleich Burgund in sich begriff und unter diesem Namen erscheint. Seine Herrschaft umfaßte Troyes, Langres, Auxerre, Lyon. Dem dritten, Sigibert, fiel Metz und Rheims mit den überrheinischen Gebieten zu. Der vierte, Chilperich, empfing Soissons und Tournay, die altesten Sitze der salischen Macht und ihrer Eroberungen in Gallien. Es ist vielleicht bemerkenswert, daß die Metropolen der kleinen Reiche sich an einige der vornehmsten alten Civitates anschlossen, an die Hauptorte der Mediomatrici und Suessionen, die beiden anderen an die der Carnuten und Parisii der früheren Zeiten.

Daß sie nun ohne innere Kämpfe nicht nebeneinander hätten bestehen können, läßt sich doch nicht geradehin voraussetzen; es war schwer, aber nicht unmöglich; denn wenn sich einer von ihnen, wie es wohl geschah, selbständig regen wollte, so wurde er durch die drei anderen in seine Schranken zurückgewiesen. Der Streit, der dann wirklich unter ihnen ausbrach, hatte einen anderen Ursprung. Er kam daher, daß der friedfertigste dieser Fürsten, Charibert von Paris, im Jahre 567 mit Tode abging, ohne Erben zu hinterlassen.

Sein Gebiet mußte nach germanischen Begriffen unter die drei Brüder geteilt werden, was denn auch friedlich geschah. Den größten Gewinn hatte Orleans in den Städten Melun, Saintes, Perigueux. Die beiden jüngeren Brüder wurden auf die südfranzösischen Landschaften angewiesen. Chilperich erhielt unter anderen Bordeaux, Limoges, Cahors; Sigibert Tours und Poitiers. Über einzelne große Städte, namentlich Marseille und Paris, konnte man sich nicht einigen, sie verblieben den drei Königen gemeinschaftlich. Paris, das schon als Kapitale erscheint, wurde in drei Bezirke geteilt, von denen ein jeder einem der drei Könige angehören sollte. Die Besorgnis, daß diese Teilungen zu Entzweiungen führen würden, zeigt sich auch darin, daß man sie den vornehmsten Heiligen, St. Martin, St. Hilarius, St. Polyeuct, zur Aufrechterhaltung anempfahl, deren Strafe denjenigen treffen sollte, der sie breche.

Man meinte, daß die Herrschbegier der Fürsten vor dieser Sanktion zurückweichen würde, aber das war doch bei der veränderten Lage der Dinge kaum zu erwarten. Wie hätten die beiden jüngeren Brüder sich über die zwischen ihnen geteilten Provinzen des südlichen Galliens, wo die geistlichen Interessen selbst auf das wirksamste eingriffen, verständigen sollen.

Dazu kam noch der Widerstreit der häuslichen Verhältnisse derselben. Sigibert von Metz und Chilperich von Soissons vermählten sich beide mit Töchtern des westgotischen Königs Athanagild, Sigibert mit Brunhilde, Chilperich mit deren älteren Schwester Galswintha. Brunhilde war sehr glücklich in ihrer Ehe, da sich Sigibert keinerlei Ausschweifungen erlaubte, anders Galswintha. Der zeitgenössische Poet Venantius Fortunatus, von dem wir erfahren, daß sie nur sehr ungern auf diese Verbindung eingegangen war, hat sie in ihrem prächtigen Schmuck in Poitiers vorüberziehen sehen. Er schildert ihre Vermählung, die zu Rouen stattfand, bei welcher Galswintha die Verehrung des Volkes gewann, und die bewaffnete Macht ihr Treue schwur. Aber König Chilperich, der früher in unregelmäßigen anderen Verbindungen gelebt hatte, mochte sich derselben nicht entäußern. Plötzlich starb die Königin. Man sieht aus dem erwähnten Gedichte, welchen schmerzlichen Eindruck der Todesfall machte. Die Amme, welche mit der Fürstin gekommen war, weiß ihre Klage kaum zu mäßigen. Die allgemeine Meinung ging dahin, daß der König selbst seine Gemahlin habe umbringen lassen. Er erneuerte seine Verbindung mit anderen Frauen und erhob eine derselben, Fredegunde, zu seiner Gemahlin. Diese, die auch ihrerseits als klug, thätig und ihrem Gemahl ergeben gerühmt wird, wurde die heftigste Feindin des austrasischen Hofes.

Nicht allein daraus aber entsprang die Feindseligkeit zwischen Sigibert und Chilperich. Sie hatte zugleich einen territorialen Gegenstand. Bei der Vermählung mit Galswintha nämlich hatte ihr Chilperich mehrere ansehnliche Städte als Morgengabe zum Geschenk gemacht, namentlich Bordeaux, Limoges, Cahors. Ob nun diese Städte bei dem Tode der Galswintha an Chilperich zurückfallen sollten, war doch sehr zweifelhaft: auch Brunhilde machte Anspruch auf die ihrer Schwester zugeeigneten Städte und Landschaften. Hierüber ist es dann zu einer Art von Rechtsgang vor dem König von Orleans-Burgund und einer Versammlung fränkischer Großen gekommen. Die Entscheidung war Brunhilde sehr günstig.

Ihr wurde die Stadt Cahors zugesprochen, die übrigen Städte sollten König Guntram gehorchen und alsdann an Brunhilde fallen. Eine Entscheidung, deren Motive man nicht genau erkennt, deren Folgen aber verhängnisvoll wurden. Der jüngere Sohn Chilperichs aber hielt sich für berechtigt, Bordeaux dennoch in Besitz zu nehmen. Sigibirt aber war nicht gewillt, das zu dulden, und ließ ihn in Bordeaux angreifen. Der junge Mann mußte entfliehen „wie ein gescheuchtes Wlb“. Dagegen aber wandte sich nun der ältere Sohn Chilperichs gegen Tours und Poitiers, und hier

wird das Heer Sigiberts geschlagen. Eben in diesem Kampfe fallen die größten Gewaltthaten gegen die Kirche und ihre Besitztümer vor. Gregor von Tours bricht darüber in die bittersten Exklamationen aus; er sehnt sich nach der Alleinherrschaft König Chlodwigs zurück und meint, die Zwietracht der Brüder könne den Untergang des Frankenreiches überhaupt herbeiführen. Ein ähnliches Gefühl scheint sich auch in den Franken geregt zu haben. Indem die beiden Heere der Könige von Metz und Soissons gegen einander vorrückten und zugleich Guntram bedrohten, so daß ein allgemeines Blutvergießen bevorzustehen schien, vermittelte dieser ein Abkommen. Aber damit waren die von Sigibert herbeibeschiedenen überrheinischen Franken nicht zufrieden, sie wollten nicht, ohne Waffenthaten ausgeführt und Beute gemacht zu haben, zurückkehren. Sie haben nichts gegen Guntram, aber dem Urheber der Entzweiung, Chilperich, wollen sie zu Leibe gehen. Die einzelnen Vorgänge, die dann folgen, sind schwer zu ermitteln; und hier ist nicht der Ort, die Widersprüche der Erzählung zu entwirren. Sigibert bleibt Herr und Meister des Kampfplatzes. Chilperich muß nach Tournay flüchten; die Franken, die ihm bisher gehorchten, fallen von ihm ab und erkennen Sigibert als ihren König an. Aber in dem Augenblick, in welchem er als der König aller Franken anerkannt werden sollte, wurde er durch zwei Dienstleute Fredegundens angefallen und ermordet.

Chilperich blieb also zuletzt in diesem Kampfe Sieger. Wenn man nun erwarten konnte, in dem Frankenlande, nachdem der eine der Protagonisten vernichtet war, Frieden zu haben, so ging das doch in der That nicht in Erfüllung, da es durch eine Veranstaltung, die einem Raube gleichkam, den Freunden Sigiberts gelang, dessen Sohn Childebert den Händen Chilperichs zu entreißen und nach Austrasien in Sicherheit zu bringen, wo sich seitdem unter den vornehmen Großen, die unter dem Namen Leudes erscheinen, eine Regierung ausbildete, die eine aristokratische Farbe trägt. Um Chilperich da- dagegen konsolidierten sich die Gaue, welche unter dem Namen Neustrien zusammengefaßt werden. Eigentlich im Kriege zwischen Metz und Soissons hat sich der Gegensatz von Austrasien und Neustrien ausgebildet. Chilperich trat in diesem Augenblick als die größte Gestalt unter den Franken hervor. Venantius sagt von ihm, das Glück, das ihn den schwersten Gefahren preisgab, sei ihm fortan günstiger gewesen; der Tag, an welchem er untergehen zu sollen schien, sei der seines Emporkommens geworden: denn er habe es an außerordentlichen Anstrengungen nicht fehlen lassen. Der in seinen Hinneigungen sehr veränderliche Dichter spricht von ihm das schöne Wort aus: nur unter schwerer Arbeit gehe das Große hervor. Chilperich war nicht allein ein gewaltiger Kämpe; Venantius rühmt: er verstehe die Kunst des Krieges; er wird als Vertreter des fränkischen Namens gegen die Nachbarn gepriesen, unter denen neben den Goten Basken, neben den Dänen auch Sachsen und Britannen genannt werden. Er wird wegen seiner Verwaltung der Gerechtigkeit gelobt, durch welche die öffentliche Ordnung hergestellt

werde, wegen seiner Sprachkunde, so daß er keines Dolmetschers bedürfe, auch wegen seiner litterarischen Bestrebungen. Ein glückliches Regiment aber führte er nicht. Von den Armoricanern erlitt er eine Niederlage, die Aquitaner empörten sich gegen die Strenge seiner Gesetze. Sein Steuersystem brachte das Volk in Aufruhr. Mit der Geistlichkeit geriet er bereits in offenen Konflikt. Er gab den Bischöfen Schuld, daß sie die königliche Gewalt größtenteils an sich gerissen hätten, und suchte nun diese wieder ihren Händen zu entwinden. Er warf ihnen die persönlichen Mängel vor, an denen sie litten; ihm dagegen machten sie die Härten seiner Verwaltung zum Verbrechen. Gregor nennt ihn einen Nero, einen Herodes. Im Jahre 584 ist er auf der Jagd meuchlerisch angefallen und ermordet worden. Die Großen des Landes, die hierauf das Übergewicht bekamen, waren doch weit entfernt, den Austrasiern beizutreten, sie huldigten dem jüngsten Sohne des Ermordeten, Chlotar, der erst vier Monate alt war.

Man könnte wohl versucht sein, aus den zerstreuten Notizen sich ein Bild dieser eigentlich merowingischen Fürsten herzustellen. Man müßte dabei von dem ersten Chlotar ausgehen. Er war eine auf herrschsüchtige Gewaltsamkeit angelegte Persönlichkeit. Schon vor seiner Thronbesteigung machte er sich blutiger Gewaltthaten gegen seine Neffen schuldig und geriet dann mit seinem eigenen Sohn in das bitterste Zerwürfnis und offene Fehde, in welcher derselbe umkam. Unaufhörlich war er mit Kriegshandlungen beschäftigt. Er hat die unabhängigen Fürsten der Bretagne bezwungen, er war dabei, als Burgund zuerst unterworfen wurde; an den Eroberungen gegen die Thüringer hat er Teil genommen. Mit Radegundis wollte er sich wahrscheinlich auch deshalb vermählen, um ein näheres Recht auf diesen Thron zu haben. Die Rebellion der Thüringer hat er dann bezwungen, nicht so ganz die der Sachsen, wobei ein Streit zwischen ihm und seinen Mannen ausbrach, die ihn zum Kriege nötigten. Chlotar I. war Christ; er verschonte und bereicherte die Klöster, welche in jener Zeit die allgemeinen Asyle bildeten. Was waren aber seine religiösen Anschauungen? Die Annahme des Glaubens verbindet sich mit einem trotzigen Selbstgefühl, wenn Chlotar bei seinem Tode ausruft: Wie groß müsse der König des Himmels sein, da er so mächtige Könige wie ihn selbst töten könne. Dessen Söhne nun waren sehr verschieden von einander. Charibert, der älteste, gab sich dem städtischen Leben der Gallo-Römer, seinen Genüssen und seiner friedlichen Kultur hin; er starb sehr früh, ist aber nicht ganz vergessen, da er eine seiner Töchter an einen sächsischen König in Britannien verheiratete, was für die Insel die wichtigsten Folgen nach sich zog. Sigibert, enthaltsam in seinem Leben, hatte doch eine europäische Stellung. Mit den Avaren und den Langobarden verbündet, war er ein gefährlicher Gegner des Kaisers von Konstantinopel; in Gallien gab ihm seine enge Verbindung mit den Germanen ein entschiedenes Übergewicht. Er war nahe daran, die oberste Gewalt unter den Franken zu erringen, was die Einheit derselben hergestellt hätte, da Burgund keine Erben

hatte, als er von den Dienern Fredegundens ermordet wurde. Chilperich war schon berührt von der romanischen Kultur, aber thatkräftig und ehrgeizig. Er wollte die Vollgewalt des Königs im Innern ausüben; die Franken, die altrömischen Unterthanen, die Geistlichen, alle sollten ihm Gehorsam leisten — darüber wurde er ermordet. Der zweite der Brüder, Guntram von Burgund, hatte insofern vielleicht die schwierigste Stellung, als sein Land die stärksten gallo-römischen Elemente in sich schloß. Aber er wußte zu regieren; er behandelte die Geistlichen als Seinesgleichen, war leutselig gegen seine Mannen, freigebig gegen die Armen. Das unglückliche Ende seiner beiden Brüder erweckte jedoch auch in ihm nicht selten die schwersten Besorgnisse. Eines Tages hat er in der Kirche, als man die Messe las, Ruhe gebieten lassen und zu den Versammelten gesagt: „Ich beschwöre Euch, die Ihr gegenwärtig seid, mich nicht auch zu töten, wie meine Brüder getötet worden sind, damit ich wenigstens meinen Neffen, den ich zum Sohn angenommen habe, auferziehen kann.“

Diese Adoption ist eines der wichtigsten Ereignisse dieser Jahre; auch der Ursprung, den sie hatte, ist der Erwähnung wert, da er die allgemeinen Weltverhältnisse berührt.

In den tumultuarischen Irrungen der Könige hat sich einmal eine Partei gebildet, welche sich an einen Sprößling des merowingischen Hauses, namens Gundobald, der sich nach Konstantinopel geflüchtet hatte und von da zurückkam, anschloß. Man beschuldigte ihn, er wolle das burgundische Reich wieder unter die römische Herrschaft zurückbringen. Und so ganz emancipiert von dem östlichen Reiche waren die Franken noch nicht, daß nicht ein Kaiser wie Mauricius den Anlaß ergriffen haben könnte, um wieder in Gallien festen Fuß zu fassen. Gundobald wurde auf den Schild erhoben und als König anerkannt. Er hielt in allen benachbarten Städten seinen Umritt. Darauf mögen sich die Münzen des Kaisers Mauritius beziehen, die in Arles und Marseille geprägt worden sind. Selbst der Patricius Mummolus gehörte zu dieser Partei. Es scheint, als seien die Austrasier damit ursprünglich einverstanden gewesen. Allein in der austrasischen Politik wechselten immer momentane Annäherungen an das oströmische Reich mit Widerstreben gegen dessen Ausbreitung. In diesem Moment vereinigten sich Austrasier und Burgunder. Der König Guntram ernannte den austrasischen König Childebert, seinen Neffen, indem er ihm die Lanze in die Hand gab, zu seinem Erben. Infolge dessen sah sich die widerstrebende Partei genötigt, zurückzuweichen. Gundobald wurde von den Anhängern, auf die er vertraute, verlassen und getötet, sie selbst aber alsdann größtenteils mit dem Tode bestraft, unter ihnen auch Mummolus. Andere empörerische Große, die sich in den beiden Reichen erhoben, Rauching in dem einen, Guntram-Boso in dem anderen, wurden von den Königen ohne viele Mühe übermannt. Das austrasische Königtum wurde nun wieder sehr mächtig. In dem Vertrage, welchen die beiden Könige am 28. November 587 zu Andelot trafen, der schon ein

aristokratisches Gepräge trägt, wurde die gemeinsame Aufrechterhaltung des Friedens beschlossen, der zugleich darauf berechnet war, die Ansprüche der emporstrebenden Großen zu ordnen. Durch diese Verbindung von Austrasien und Burgund wurde aber der Haß Fredegundens gegen die austrasische Königin nur verstärkt. Zu wiederholten Malen ging sie mit Mordgedanken um. Sie umgab sich mit Weissagerinnen und heidnischem Aberglauben. Die Mörder, die sie ausschickte, wußte sie erst durch sinnverwirrende Getränke zu betäuben und irre zu machen; so hielt sie sich in der Gewalt. Es ist ein Beispiel ihrer Justiz, daß sie drei Franken zu Tournay, die sich ihrem Friedensgebot nicht unterwerfen wollten, zu sich laden ließ; während des Gelages traten drei Schergen hinter sie; auf ein gegebenes Zeichen ließen sie ihre Mordwerkzeuge auf die Köpfe der Schuldigen fallen. Unaufhörlich behielt sie ihre austrasische Feindin Brunhilde im Auge. Sie schickte einen Geistlichen, der sich ihre Gunst erschleichen und sie dann zu Grunde richten sollte, dann ein paar andere, die mit vergifteten Dolchen versehen waren, um den König, auf dem doch die Macht der Gegnerin beruhte, oder sie selbst umzubringen. Endlich wurde sie stark genug, mit einem stattlichen Heer ins Feld zu rücken. Als Guntram und Childebert gestorben waren, griff sie im Jahre 596 die unter Brunhildens Enkeln Theodebert und Theoderich vereinigten Reiche Austrasien und Burgund an und brachte ihren Feinden eine schwere Niederlage bei. Gleich darauf starb sie. Auch Brunhilde aber regierte in Austrasien mit Härte und Schärfe; sie ließ Wintrio, den Herzog von Champagne, töten. Damit entfremdete sie sich die Gemüter der austrasischen Leudes so sehr, daß diese sie aus dem Lande verjagten. Sie soll an der Grenze allein, ohne Diener und Lebensmittel, ausgesetzt worden sein. Mit Hülfe eines armen Menschen, der sich ihrer erbarmte, gelangte sie nach Burgund, zu ihrem Enkel Theoderich, der sie mit Freuden aufnahm und an der Ausübung der höchsten Gewalt teilnehmen ließ. Dadurch wurde nun aber das Bundesverhältnis zwischen beiden Reichen notwendig gestört, zumal da die Burgunder einen Krieg gegen Neustrien auf eigene Hand glücklich durchführten; der König von Burgund zog in Paris ein. Überhaupt wurde Burgund so mächtig, daß es die Eifersucht der benachbarten germanischen Fürsten erweckte. Auch Theoderich von Burgund vermählte sich mit der Tochter eines Königs der Westgoten, schickte sie aber unberührt, ihrer Schätze beraubt, dem Vater zurück.

Wir erfahren, daß hierauf zwischen den Königen der Westgoten, der Langobarden, der Austrier und der Neustrier eine Koalition gegen Burgund geschlossen worden ist, die aber keinen Erfolg hatte. Brunhilde, die auch hier mit gewohnter Gewaltsamkeit alle Gegner niederschlug, hatte in dem Majordomus Protadius einen thätigen und geschickten Freund an ihrer Seite. Unter ihrem Zusammenwirken geschah es, daß die Burgunder einen Angriff auf Austrasien unternahmen; doch ließen sich die burgundischen Heerführer nur sehr ungern dazu herbei, und als die Heere einander gegenüberstanden, regte sich in ihnen das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit beider Reiche.

Sie erschlugen Protadius; denn es sei besser, daß einer sterbe, als daß die Völker sich untereinander zu Grunde richteten. Tiefgekränkt dadurch suchte nun Brunhilde alle die zu verderben, denen sie das Unglück des Protadius zuschrieb. Ihre Grausamkeiten waren die der Fredegunde wert. Eben in deren Sohn aber fanden jetzt die Burgunder einen Verbündeten, der ihnen das Versprechen gab, sich in ihren Kampf mit den Austrasiern nicht zu mischen. Hierdurch verstärkt, rückten nun die Burgunder unter Führung der Brunhilde, die ihrem Enkel in Burgund versicherte, daß Theodebert in Austrasien gar nicht sein Bruder, sondern aus einem Konkubinat entsprungen sei, gegen denselben zu Felde.

Wahrscheinlich hat diese Vermutung sich auch bei den Austrasiern geregt; sie leisteten ihrem König nicht mehr so tapfere Dienste wie vordem. Theodebert wurde zuerst bei Toul und, als er hierauf überrheinische Truppen, Sachsen und Thüringer, an sich gezogen hatte, nochmals bei Zülpich geschlagen und auf der Flucht gefangen genommen. Der Burgunder entkleidete den Austrasier in aller Form seiner königlichen Insignien. Die Burgunder erfochten unter Brunhildens Einwirkung einen vollständigen Sieg; das hatte nun wieder die Folge, daß die Königin dem Chlotar die Bedingungen des Vertrages, unter denen er mit Burgund abgeschlossen hatte, nicht halten wollte. Eine Besitzerweiterung wollte Brunhilde dem Sohne ihrer Feindin nicht zugestehen. Sie schickte ihren Majordomus Warnachar an die überrheinischen Stämme, sie gegen Chlotar aufzureizen.

Ich weiß nicht, ob man den Namen eines Felsblockes auf der Höhe des großen Feldberges, Brunhildenstein, hierauf beziehen darf. Die austrasisch-burgundische Königin hatte einen Augenblick, wo sie weit in das Innere Deutschlands ihre Macht auszudehnen vermochte. Das mag sich um so tiefer dem Gedächtnis eingegraben haben, da ihr Schicksal sich unverzüglich auf eine gräßliche Weise vollendete. Weder bei den Burgundern noch bei den Austrasiern hatte ihre Autorität Wurzel geschlagen. Als Theoderich, indem er den Gipfel seiner Macht erstiegen hatte, an einer Krankheit starb, wollten weder die einen, noch die anderen von Brunhilde etwas hören. Der lange angesammelte Haß entlud sich in einem plötzlichen Abfall. Die Hausmeier Burgunds und Austrasiens machten gemeinschaftliche Sache mit Chlotar. Brunhilde wurde gefangen und vor Chlotar gebracht; der hielt ihr alle ihre Missethaten vor, unter denen die Ermordung einer ganzen Anzahl fränkischer Könige die schwerste war. Hiefür wurde sie, denn eine Fremde war sie doch, zur gräßlichsten Hinrichtung verurteilt. Sie wurde an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden, das davonsprengend ihre Gliedmaßen in Stücke zerriß. Das Schlimmste, was die Franken einst ihren Feinden nachgesagt hatten, verübten sie jetzt selbst an ihrer Königin, der mächtigsten, die es im Abendlande gegeben hatte. Von den vier Urenkeln Brunhildens wurden drei getötet, einer verschwand im Kloster, denn ihrem ganzen Geschlecht sollte ein Ende gemacht werden. Vom Hause Chlodwigs war nur ein Nachkomme übrig,

Chlotar II., der nun Herr und Meister des gesamten Frankenreiches wurde. Das Ereignis eröffnet in zwiefacher Hinsicht eine neue Ära. Das fränkische Reich bildete wieder eine Einheit, welche, durch keine inneren Entzweiungen beeinträchtigt, zugleich die romanischen und germanischen Landschaften umfaßte. Noch in den letzten Begebenheiten hatte sich die Abhängigkeit der Sachsen und der Thüringer von dem Gesamtreich manifestiert. Zugleich war in Bezug auf die königliche Macht ein vollkommener Umschwung eingetreten. Die vorgefallenen Akte der Willkür und Gewaltsamkeit hatten eine Reaktion der Geistlichen und Weltlichen hervorgerufen. Wie Chlotar I., so vereinigte auch Chlotar II. das Gesamtreich. Aber welch ein Unterschied ist zwischen beiden Fürsten. Der erste verdankte alles sich selbst und seinem Schwert, der zweite war ein Kind der Umstände. Er war durch die allgemeine Unbotmäßigkeit auf den Thron gehoben. Dieser veränderten Lage entsprechen nun auch die Festsetzungen, die man für die Zukunft traf.

Im Jahre 614 war fast wie in Spanien ein Konzil versammelt, auf dem sich auch Weltliche einfanden; es repräsentierte die Einheit des ganzen Frankenreiches und nötigte den König, alles zu widerrufen, was zum Nachteil der geistlichen und weltlichen Großen angeordnet worden war. In einer Perpetua Constitutio wurden nicht allein die Übergriffe der königlichen Gewalt, die in den letzten Jahren vorgekommen waren, mit einer gewissen Feierlichkeit abgeschafft, sondern es tritt auch eine wesentliche Beschränkung des Königtums hervor. Die Judices, mit welchem Ausdruck die höheren Beamten überhaupt, die eben auch Richter waren, bezeichnet werden, sollen immer in der Provinz angesessen sein, in welcher sie fungieren. Auch die Bischöfe und Großen sollen nur immer solche Beamte einsetzen, die in der Provinz einheimisch sind; wodurch doch eine Selbständigkeit der Provinzen anerkannt wird, welche für die Folgezeit von unendlicher Wichtigkeit ist. Fügt man hinzu, daß die Freiheit der bischöflichen Wahlen anerkannt und dem Könige nur ein Bestätigungsrecht vorbehalten wird, so sieht man wohl, daß die Macht des Königtums vor einer unabhängigen geistlich-weltlichen provinzialen Bewegung zurücktritt. Verhält es sich nicht so, daß die ständischen Verfassungsformen des europäischen Kontinents hiemit überhaupt begründet wurden?

Ein andermal hoffe ich, hier wieder anzuknüpfen; zunächst aber fasse ich noch die Begebenheiten ins Auge, die der benachbaten Insel eine andere Gestalt gaben.

Sachsen in Britannien.

Britannien war unter den Römern nicht zu der Bedeutung in der Welt gelangt, die ihm seine geographische Lage anwies.

Die Nachbarn waren nicht überwunden, die Seeherrschaft nicht behauptet worden, die Politik der Römer ging nur dahin, das reiche Britannien zur Verstärkung ihrer Macht in Gallien und zur Behauptung derselben in Ger-

manien anzuwenden. Mit der Zeit aber hatte sich dies Verhältnis unhaltbar erwiesen; die romano-britischen Truppen waren nicht gemeint, jede Veränderung, die in der kontinentalen Römerwelt vorfiel, zu genehmigen. Ihr Sinn ging vielmehr dahin, in die Kämpfe um die höchste Macht, die von den Legionen durchgefochten wurden, selbständig einzugreifen.

Daß an jener Empörung des Marcellinus und Magnentius gegen Constantius die in Britannien angesiedelten Römer Anteil genommen haben, darf man aus dem scharfen und schrecklichen Strafgericht schließen, welches Constantius über die Anhänger derselben in Britannien verhängte.

Unter Valentinian wurde die Unterordnung gewaltsam hergestellt, nach seinem Tode aber eben so gewaltsam wieder unterbrochen. Wir erwähnten, wie Maximus an der Spitze der britisch-römischen Legionen sich zum Kaiser des Occidents zu erheben die Absicht faßte. Die Niederlage, die er sich zuzog, und sein Untergang müssen die römische Kriegsmacht, wie sie noch auf den britischen Inseln bestand, wesentlich geschwächt und beeinträchtigt haben.

Ähnlich wie Maximus erhob sich Constantinus an der Spitze der römischen Legionen in Britannien. Er bekämpfte den Sohn des Theodosius, wie Theodosius selbst von Maximus bekämpft worden war. Ich möchte die Behauptung wagen, daß für das Bestehen der römischen Herrschaft in Britannien nichts verderblicher war, als der Versuch der Legionen, gleichsam ein abendländisches Reich dem Hause des Theodosius gegenüber zu errichten. Die Kraft der Besatzungen, welche Britannien unterworfen hielten, wurde dadurch durchbrochen. Honorius sah in den Briten, die sich gegen Constantinus auflehnten, gleichsam seine Verbündeten; er überließ, so berichtet die Überlieferung, die im allgemeinen nicht verworfen werden kann, Britannien sich selbst. Dadurch wird es sich aber erklären lassen, daß die eingeborenen Briten ohne Rücksicht auf die allgemeinen Anordnungen des Reiches sich selbst bewaffneten und kriegerisch organisierten. Honorius entließ sie nicht etwa aus dem Gehorsam, aber er erinnerte sie, für ihre eigene Sicherheit zu sorgen. Das war aber eine fast hoffnungslose Aufgabe, hauptsächlich deshalb, weil die Seeherrschaft indessen an die Germanen übergegangen war; diese aber erschienen unter dem Namen der Sachsen.

Die Sachsen hatten schon zur Zeit des Carausius Anteil an dem Versuche desselben genommen, Britannien von dem Kontinent unabhängig zu machen, ein Versuch, der damals scheiterte, aber doch das Emporkommen der Sachsen befördert hat. Deren Name begriff zunächst die Germanen an der Küste der Nordsee, welche auf der See erschienen und nun die Herrschaft auf derselben erlangten.

Bereits im Anfang des 5. Jahrhunderts finden wir einen Küstenstrich in Gallien und Britannien als Litus Saxonicum bezeichnet, wobei nicht viel darauf ankommt, ob man Maßregeln zur Abwehr gegen die Sachsen darin zu erkennen hat oder schon eine Besitznahme der Sachsen selbst voraussetzen darf. Denn aus dem einen und dem anderen geht die Überlegenheit der

Sachsen in diesen Gewässern hervor. Sie waren mächtig zu beiden Seiten des Kanals.

Die Briten sind nur einen Augenblick fähig gewesen, sich der Gegner zu erwehren, zumal da zugleich die Feindseligkeiten der nördlichen Einwohner der Insel, Picten und Scoten, welche die Römer vergeblich zu dämpfen gesucht hatten, wieder losbrachen.

Auch hier befinden wir uns auf dem Confinium der Geschichte und der Sage, und da die erste so überaus dunkel ist, so verdient wohl auch die letztere eine Erwähnung.

Mit der soeben ausgesprochenen historischen Ansicht stimmen die einheimischen Traditionen insofern überein, als sie die Entblößung Britanniens von den römischen Truppen ebenfalls an das Unternehmen des Maximus anknüpfen. Dann aber fügen sie sagenhafte Phantasiegebilde hinzu. Die von den Nachbarn gefährdeten Landeseinwohner sollen sich um Hülfe nach Rom gewendet und sie auch erlangt haben.

Darüber sind zwei Traditionen vorhanden. Nach der einen bei Nennius haben die Römer, durch Geschenke und Versprechungen bewogen, ein wohlausgerüstetes Heer unter militärischen Anführern nach Britannien geschickt und die Briten gerettet. Diese aber können die Autorität der Römer doch nicht ertragen, sie töten die ihnen zurückgelassenen Führer. Abermals bedrängt, schicken sie wieder nach Rom, das ihnen nochmals Hülfe leistet, dann aber wären die Römer mit den Schätzen von Britannien von dannen gezogen.

Die andere Tradition bei Gildas und Beda läßt die Römer ebenfalls zweimal zu Hülfe gegen die Nachbarn in Britannien erscheinen. Sie bauen ihnen einen Wall, zuerst einen wenig haltbaren, dann, da dieser überschritten wird, einen festen, steinernen, welchen sie der Obhut der Briten selbst, denen sie auch die nötigen Waffen hinterlassen, anvertrauen.

Bei beiden Traditionen herrscht, wie man leicht sieht, eine Erinnerung an die alte Römerherrschaft vor: bei der ersten sehr im allgemeinen, bei der anderen mit bestimmter Beziehung auf den Grenzwall, den die Römer zum Schutz Britanniens errichteten. Aber die eine und die andere gehört in das Gebiet der an historische Ereignisse anlehnenden Mythenbildung. Ich denke, daß sich davon nicht das mindeste in die Geschichte aufnehmen läßt. Nicht so ganz darf man eine spätere Mission verwerfen, die an die beiden ersten angeknüpft und in die Mitte des 5. Jahrhunderts gesetzt wird.

Nochmals angegriffen, wenden sich die Briten zum dritten Mal an die Römer, und es trifft wenigstens die obwaltenden Verhältnisse, wenn sie sich an Aëtius wenden, den Mann, welcher die römische Macht in dem occidentalen Kontinent damals repräsentierte. An den sollen sie den allgemein bekannten Hülferuf gerichtet haben: „Die Barbaren jagen uns zum Meer, das Meer zu den Barbaren. Wir werden entweder erwürgt oder ertrinken.“ Die Epistel, in der das vorkommt, trägt ganz die Farbe der gallischen Latinität jener Zeit, sie ist nicht gerade gut verbürgt, aber ihr Inhalt trifft mit dem

Zustand der Epoche wohl zusammen. Zu begreifen ist ja, daß in der damaligen Lage der Dinge bei dem ausbrechenden Kampfe mit Hunnen und Vandalen die Römer dem entfernten Britannien keinen Beistand leisten konnten. Es erfolgt also, daß sich die Briten nach fremder Hülfe umsehen müssen, und eine solche bieten ihnen die damals seebeherrschenden Germanen dar.

Nach den beiden Traditionen wenden sich die Briten und ihr Fürst, der bald als König, bald als Tyrann erscheint, an die Sachsen.

Nach der einen wird den Sachsen zuerst eine kleine Insel eingeräumt, wovon die andere nichts weiß, aber darin stimmen beide überein, daß die Sachsen in drei Kiulen d. i. langen Schiffen ankamen und bald verstärkt wurden.

Der britische König, so heißt es weiter, habe ihnen Lebensunterhalt und Jahrgelder versprochen; bei ihrer wachsenden Zahl aber sei es unmöglich geworden, das Versprechen auszuführen; er habe sich vor den Ankömmlingen bereits fürchten müssen und einen Bund mit den Picten gegen sie geschlossen; hierauf sei das Land von den Sachsen in Besitz genommen worden.

Daß dem allen wirkliche Vorgänge zu Grunde liegen, darf man schwerlich annehmen. Einer Berufung der Sachsen aus Germanien bedurfte es nicht. Wenn es denn einmal zwei miteinander kämpfende Elemente auf der Insel gab, so versteht es sich von selbst, daß die Sachsen, die schon mächtig an den Küsten waren, in den Streit hineingezogen wurden. In dem allgemeinen Kampfe, der sich auf der Insel zwischen den Überresten der römischen Kultur und den mächtig aufstrebenden celtischen Völkern entspann, erhielten die Germanen, die in denselben eingriffen, die Oberhand über beide.

Es ist in derselben Epoche geschehen, in der sich Italien und Gallien, endlich auch die Westgoten in Spanien der römischen Herrschaft entledigten. Der Untergang des römischen Kaisertums im Occident, der mit der Ermordung Majorians eintrat, mußte auch auf Britannien zurückwirken. Die Germanen und Sachsen behielten die Oberhand in Britannien, wie die Franken in Gallien, die Rugier und die germanischen Kriegsvölker überhaupt in Italien.

Über diese Ereignisse ist uns keine historische Kunde zugekommen. Erst nach anderthalb bis zwei Jahrhunderten erhellt sich das Dunkel. Dann finden wir die Germanen im ausschließenden Besitz des größeren und besseren Teiles des Landes. Den ganzen südlichen Teil, der früher immer in der engsten Verbindung mit dem Kontinent gestanden, haben die Sachsen in verschiedenen kleinen Königreichen in Besitz genommen. Das alte Venta Belgarum, Winchester, ist in den Händen der Westsachsen. Auch das linke Ufer der Themse haben sie inne. Eine der ältesten römischen Kolonien ist in den Händen der Ostsachsen. Zwischen beiden hat sich der Stamm der Jüten angesiedelt. Jenseit des Humber haben sich besonders die Angeln, deren Namen man von einer den Thüringern verwandten Völkerschaft in Mitteldeutschland herleitet,

niedergelassen, in so beträchtlicher Anzahl und Macht, daß sie der Insel den Namen gegeben haben. Auch sie sind tief in das Land eingedrungen. Mercia gehört ihnen an.

Überall finden wir bei den Sachsen königliche Geschlechter, die ihren Ursprung unmittelbar an die Götter knüpfen, von denen sie nur durch wenige Generationen getrennt sind. Man zeigt unter anderem den Platz, wo Horsa, der eine jener drei Kiulen geführt hatte, gefallen sei. Aber wie ließe sich diesen Erzählungen irgend ein historischer Wert beimessen, wenn u. a. aus dem Portus Magnus der Römer ein sächsischer Held des Namens Port gebildet wird. Mythologie und jene Art von Geschichte, welche aus Namen und Zahlen Begebenheiten zimmert, stoßen hier unmittelbar zusammen. Von dem alten Götzendienst finden wir eigentlich nur in den Geschlechtsregistern und den Namen der Städte Spuren.

In der Sache liegt, daß Sachsen und Angeln in die engste Verbindung mit den Germanen in den Nordländern traten, wovon die prächtigsten poetischen Monumente Zeugnis geben. Aber sich selbst überlassen, würde Britannien barbarisch geworden sein; nach der Auflösung des römischen Gemeinwesens mußte es ein anderes Band geben, um die Insel mit der alten Kultur zu verknüpfen. Da nun trafen die Sachsen mit dem Christentum in Britannien zusammen.

In dem römischen Britannien war das Christentum schon lange zur Herrschaft gelangt, wie wir denn im Anfang des 4. Jahrhunderts britische Bischöfe auf den Kirchenversammlungen finden. Schon bei seiner Einführung hatte sich das Christentum eng an die Landesreligion angeschlossen. Glastonbury ist ein alter Druidensitz Avallona, so auch das Kloster Bangor; das Druidenwesen setzte sich in dem Bardenorden fort. Man hat in neuerer Zeit angenommen, daß Pelagius Brito, der berühmte Gegner Augustins, mit seiner auf das Praktisch-Moralische gerichteten Auffassung druidische Grundsätze in das Christentum getragen habe.

Eine andere Besonderheit entstand dadurch, daß man in Rom seit der Mitte des 6. Jahrhunderts sich des alexandrinischen Cyklus bediente, während die britische Kirche an dem alten Cyklus von vierundachtzig Jahren festhielt, so daß hier eine Differenz der Berechnung der Ostern, eines der wichtigsten Feste, entstand. Jedoch nicht auf die den Römern unterworfenen Landschaften beschränkte sich das Christentum, wie ja schon Tertullian berichtet, es habe sich außerhalb der Grenzen des römischen Reiches ausgebreitet.

Man erzählte, Athanasius habe, aus Ägypten nach dem Abendlande verwiesen, das Christentum den Scoten und Attacotten gepredigt; ägyptische Mönche seien mit ihm gewesen, und von diesen sei dort das Mönchtum begründet, von St. Patrik aber allgemein eingeführt worden.

Eine große Gestalt in der Geschichte des britischen Christentums ist St. Patrik. Die alten Überlieferungen lassen ihn, geboren an der Grenze zwischen den Römern und Picten (zu Bannaven unfern Glasgow), schon

früher als gefangenen Sklaven nach Irland geführt werden, wo er zum Viehhüten gebraucht worden sei und in einer einsamen Entfernung von den Menschen Gott gesucht und gefunden habe; befreit, entschließt er sich endlich, freiwillig dahin zu gehen. Sehr wahrscheinlich ist, daß Patrik mit dem christlichen Gallien in Verbindung gestanden hat.

Alle Erinnerungen sind darüber einig, daß er im Jahre 432 nach Irland gekommen sei. Wir brauchen nicht präcis an einem Jahre festzuhalten. Es war die Epoche, in welcher überhaupt die direkte römische Herrschaft in Britannien aufgelöst und die Propagation von Kultur und Christentum den Briten allein anvertraut war.

St. Patrik war ein heiterer Bekehrer. Bei Paukenschlag versammelte er die Leute auf freiem Felde und erzählte ihnen von dem Leben und der Lehre Christi. So ist St. Patrikstag allzeit in Irland mit heiteren Festen begangen worden. Vornehmlich hatte er mit den Druiden zu kämpfen. Überall vernichtete er die Götzenbilder durch die Kraft seines Gebetes; ein Druide, der ihn bei der Volksversammlung töten will, wird durch Feuer vom Himmel verzehrt. Infolge solcher Vorgänge verwandelt sich ein alter Druidensitz in eine erzbischöfliche Kirche (zu Armagh), die Heilquelle des Tempels wird St. Patriksquelle; er überwindet die Wetter-, Kräuter- und Liederzauberinnen durch größere Wunderkraft.

Ein Jahrhundert später finden wir Columban in diesen Regionen, der mit zwölf Gefährten nach Schottland gekommen sein soll. Er ist ein rechtes Beispiel der Missionsthätigkeit jener Zeit, die von der Insel selbst auf den Kontinent zurückwirkt. Von Bangor ging er nach Gallien, noch bei Lebzeiten Gregors von Tours, um den Katholiken bei der Bekämpfung des Arianismus beizustehen. Guntram von Burgund gewährte ihm eine Freistätte für seine klosterähnlichen Einrichtungen in den Vogesen, von da aber entwich er nach Neustrien unter Chlotar II. Infolge der Siege desselben ging er zu den heidnischen Alemannen nach Bregenz, von dort zu der Königin Theudelinde und ihrem Gemahl Agilulf. Hier fand er eine Freistätte für Gottesdienst und gelehrte Ausbildung in dem Kloster Bobbio. Nach allen Seiten hin ist er überaus wirksam, nur seiner Einwirkung auf die Angelsachsen geschieht keine Erwähnung.

Was hätte bei diesem propagandistischen Eifer der Briten natürlicher geschienen, als daß die Sachsen das Christentum von denselben annehmen würden. Dem aber setzte sich die nationale Feindschaft, die aus der Eroberung selbst entsprang, schlechterdings entgegen; von einer ganz anderen Seite ist die Bekehrung der Angelsachsen ausgegangen.

Von altersher seit den Zeiten der Völkerbewegung werden Franken und Sachsen nebeneinander genannt. Wir gedachten des abenteuerlichen Kriegszuges, wo an der unteren Loire Franken und Sachsen bei einem Angriff auf Gallien zusammen erschienen. Die Nachkommen nun des damaligen Königs der Franken waren infolge des Übertrittes zum Christentum Meister von

Gallien geworden. Ein Enkel Chlodwigs, Charibert, beherrschte damals das vornehmste der merowingischen Königreiche, Paris, das auch die nördliche Seeküste umfaßte. Mit diesem trat einer der Sachsenfürsten, welcher eines der ansehnlichsten Gebiete diesseit der Humber, das ganze südliche Britannien, beherrschte, Ethelbert von Kent, in die engste verwandtschaftliche Verbindung. Er verheiratete sich mit der Tochter desselben, Bertha. Ihr Vater aber hätte sie inmitten einer wundergläubigen Kapitale nicht ohne weiteres dem benachbarten Herrscher vermählen dürfen. Er bedang sich aus, daß sie den christlichen Gottesdienst in der neuen Heimat ausüben dürfe.

Dazu diente ihr dann eine noch aus den römischen Zeiten herrührende Kirche in der Nähe von Canterbury. Die Königin, der Bischof, der sie begleitete, und ihre Umgebung waren hienach die ersten, welche das Christentum in Britannien wieder erneuerten.

Dem König wird es nicht möglich gewesen sein, in Widerspruch mit seiner Nation den christlichen Glauben anzunehmen. Dazu bedurfte es einer besser autorisierten Mission, die von Gregor dem Großen ausging.

Wer kennt die Erzählung nicht, daß Papst Gregor einst junge angelsächsische Sklaven auf dem Markte gesehen, sich ihres hellen lichten Aussehens gefreut — wie Engel des Himmels erschienen sie ihm — und beschlossen habe, auch ihre Seelen aus der Finsternis zu erretten.

Der römische Mönch Augustin ward im voraus zum Bischof von England bestimmt und dahin geschickt. Den fränkischen Königen wurden die Missionare empfohlen. Fränkische Dolmetscher vermittelten das Verständnis zwischen den Missionaren und den Angelsachsen.

König Ethelbert, noch Heide, empfing sie 596 zuerst auf einer Insel, nicht in seiner Stadt, noch in einem Hause; er soll besorgt haben, von ihnen bezaubert zu werden, aber er gewährte ihnen Gastfreundschaft.

Er selbst trug Bedenken, sich von seinem altsächsischen Götterdienst zu trennen, aber er gestattete den Missionaren, im Lande zu predigen und das Volk für den neuen Glauben zu gewinnen. Wir bemerken den Unterschied zwischen der angelsächsischen Bekehrung und der fränkischen. Chlodwig erfüllte ein Gelübde, das er in der Schlacht gethan; seine Mannen folgten nach. Ethelbert ließ zuerst die Missionare ihre Lehre verkündigen. Ihre erste Station nahmen sie in jenem Heiligtum, das der Königin überlassen war. Dann zogen sie mit dem silbernen Kreuz und dem Bild des Erlösers in Canterbury ein. Die Bekehrung hatte schon in dem Volk Wurzel geschlagen, ehe der König übertrat. Nicht ein Landesbischof taufte ihn, sondern ein aus der Fremde herbeigekommener Missionar, der erst nachträglich zum Bischof geweiht wurde.

Die Klugheit der Missionare, welche die Tempel nicht zerstörten, sondern nur umweihten, trug nicht wenig zur Ausbreitung des Christentums bei. Vielleicht war auch das priesterliche Ansehen, das dem König die alte Religion gewährte, den raschen Erfolgen der Mission in England förderlich. Diese

selbst bekam durch die inneren Gegensätze in England zugleich ein kriegerisches Moment. Da die Briten sich weigerten, Augustin als ihren Oberen anzuerkennen, so soll er ihnen gesagt haben: „Da ihr nicht Frieden wollt mit den Brüdern, so sollt ihr Krieg haben mit den Feinden.“

Man will wissen, daß ein Anfall, den ein noch heidnischer Führer der Angelsachsen auf die Mönche von Bangor machte, wobei er ganze Scharen von ihnen niederhieb, auf Veranlassung Augustins geschehen sei.

Wie Augustin in Kent, wirkte in Northumberland unter den Angeln Paulinus. Die Veranlassung der Aufnahme christlicher Missionare war hier ungefähr dieselbe wie in Kent. Der König des Gebietes, Edwin, warb um die Hand der Ethelberga, Tochter jener fränkischen Bertha und des Königs Ethelbert von Kent. Sie wurde ihm aber versagt, weil es ungeziemend sei, die christlichen Sakramente durch Gemeinschaft mit heidnischem Götterdienst zu beflecken.

Edwin machte sich anheischig, sie in Ausübung ihres Gottesdienstes nicht zu stören, und ließ hoffen, daß er selbst übergehen würde. Hierauf konnte Ethelberga mit ihrem bereits christlichen Gefolge dorthin ziehen. Unter den Priestern, die sie begleiteten, war der vornehmste Paulinus, der in Canterbury zum Bischof geweiht wurde und die Bekehrung von Northumberland unternahm. Unter all den blonden, lebensfrohen Germanen machte die Erscheinung des schwarzhaarigen, mageren, hochgewachsenen Missionars, der aber etwas gebückt einherging, einen besonderen Eindruck. Er erschien, wie Beda sagt, ehrwürdig und furchtbar. Edwin, bei dem auch noch andere Motive, namentlich ein glänzender Sieg über die Nachbarn, mitgewirkt zu haben scheinen, nahm das Christentum an. Sein Oberpriester selbst wurde dazu gestimmt; eine hölzerne Kirche zu York trat an die Stelle des heidnischen Idols.

Edwin wird bei Beda als großer und wohlthätiger Regent geschildert, unter dem England eine allgemeine Sicherheit genoß. Noch war jedoch das angelsächsische Britannien weder in sich selbst einig, noch gegen die nördlichen Feinde gesichert.

Ein Neffe Edwins, Oswald, hat zuerst die allgemeine christliche Idee in den Kämpfen gegen die nördlichen Nachbarn zur Geltung gebracht. Er erfocht unfern der römischen Grenzmauern einen Sieg unter der Fahne des Kreuzes.

Er trat dann als König zugleich der Picten, Scoten, Briten und Angeln auf. In Erinnerung an die Römer, aber im vollen Gefühl seiner Unabhängigkeit, nannte er sich Imperator des gesamten Britanniens.

Doch fand auch das Heidentum noch einmal an Penda von Mercia einen kraftvollen Repräsentanten. Dieser Fürst war, bereits fünfzigjährig, zur Herrschaft gekommen; sein Land war mehr mit britischen Elementen erfüllt, als die anderen, aber fortwährend finden wir ihn schlagen, fünf Könige hat er besiegt, unter ihnen jenen Oswald. Dem nun setzte sich Oswin, der Bruder Oswalds, entgegen; es kam am 15. November 655 an dem Flusse

Winwaed (jetzt Broad-Are) zur Schlacht. Oswin hatte nur eine kleine Schar, aber er gelobte, wenn er siege, zwölf Klöster zu erbauen und seine Tochter dem Klosterleben zu widmen. Er siegte vollständig; der größte Teil der Feinde kam in der Schlacht oder in dem angeschwollenen Flusse um.

Hierauf wurde das Christentum auch in Mercia fest begründet; aber noch war nicht entschieden, ob die Form der britischen Religionsübung, welche noch immer viele Anhänger zählte, oder die römische die Oberhand in den angelsächsischen Kirchen behaupten würde. Um den Streit zu entscheiden, berief Oswin, der über die Frage des Osterfestes einen von seiner eigenen Gemahlin verschiedenen Ritus beobachtete, im Jahre 664 eine Synode von beiderlei Geistlichen, die nun ihre Gründe und Beweise gegeneinander vorbrachten. Der König entschied, freilich auf einen Grund hin, der nicht frei von Aberglauben war. Den größten Eindruck machte es auf ihn, daß dem heiligen Petrus die Schlüssel des Himmels anvertraut seien; er wolle dereinst nicht vergeblich an die Pforte des Himmels klopfen. Diesem naiven Glauben trat jedoch noch ein anderes Motiv von unleugbarem Gewicht zur Seite. Es bestand darin, daß in Gallien und Italien und über den ganzen Orient hin der römische Gebrauch vorwaltete; von dieser großen Gemeinschaft dürfe man sich nicht trennen und einen Ritus annehmen, der nur auf zwei vereinzelten Inseln und auch auf diesen nicht durchweg beobachtet werde. Eben das aber entsprach der Idee. Die Angelsachsen wollten sich der großen Kirchengemeinschaft, welche die Welt beherrschte, anschließen, nicht mit den Briten Gemeinschaft machen, deren beschränkte Nationalität ihnen gegenüberstand.

Hierauf wurde nun von dem römischen Bischof ein Erzbischof nach Canterbury geschickt: Theodor von Tarsus; ein Mann, der zugleich als der Gründer der litterarischen Kultur und der Hierarchie in England betrachtet werden kann. Durch ihn ist die Verbindung der romanischen Welt mit England befestigt worden.

Auf diese Weise nun ist das römische Britannien von einem germanischen Stamme eingenommen worden. Die Angelsachsen haben es den Römern nicht etwa abgerungen; deren Macht war durch die kontinentalen Kämpfe bereits unfähig geworden, die höchste Autorität im Lande geltend zu machen; die Sachsen erwarben dieselbe in den inneren Kämpfen mit den Eingeborenen des Landes. Aber die Weltstellung Britanniens wurde dadurch von Grund aus verändert. Alle seine Kräfte waren sonst dem Kontinent in einer oder der anderen Weise zu gute gekommen; jetzt war es auf sich selbst beschränkt und angewiesen. Und worauf es am meisten ankam: es geriet in die Hände einer seefahrenden Nation. Die britannischen Inseln näherten sich der Stellung, die ihre geographische Lage ihnen anweist. Was wäre wohl erfolgt, wenn die Eroberer nur ihren Instinkten von ehedem, ihrem einheimischen Glauben zugethan geblieben wären? Sie schlossen sich der Religion an, welche als die Religion des Menschengeschlechtes ursprünglich begriffen worden war.

Schlußwort.

Werfen wir noch einen Rückblick auf die Gesamtentwickelung des germanischen Lebens in seinen Beziehungen zum römischen Reich.

Im 4. Jahrhundert war das Imperium, welches noch immer die Welt zu umfassen meinte, im vollen Besitz seiner administrativen und militärischen Autorität. Im Inneren geriet es jedoch in eine religiöse, nach außen in eine nationale Verwickelung, deren Ausgang seine Zukunft bestimmen mußte. Der Kampf der Religionen war noch keineswegs ausgefochten. Aber überdies trat in der christlichen, zu welcher die Kaiser sich nunmehr bekannten, ein Streit der Konfessionen ein. Es war die Zeit der genialen Produktivität der Theologie: was die tiefsten Geister auf dem Grund der Schrift gedacht hatten, wurde dann durch die Konzilien sanktioniert. Dem aber konnte sich auch das Kaisertum nicht entziehen; der Allgewalt des Imperiums gegenüber erhob sich die orthodoxe Lehre, die in der Kirche die Oberhand behielt, zu einer Macht, welcher die Kaiser, mochten sie dazu geneigt sein oder nicht, durch den Wechsel der Ereignisse genötigt, accedierten. In der Verbindung der Geistlichkeit mit dem Imperium bildete sich der griechisch-römische Katholicismus, welcher die Abweichungen des Arianismus von sich ausstieß. Noch war dieser Zwiespalt im vollen Gange, als die Germanen, welche den Arianismus in der Zeit, in der sich die Kaiser noch zu demselben bekannten, angenommen hatten, in das römische Reich eindrangen. Die Vandalen haben sich ausdrücklich auf das Konzil von Rimini bezogen. Wie ganz anders war das seitdem geworden. Die Arianer erschienen als Gegner der Orthodoxie, der sich die Kaiser anschlossen. Wenn sie nun in dem römischen Reiche Eingang fanden, so lag darin nicht allein ein nationaler, sondern ein kirchlicher Gegensatz gegen die höchsten geistlichen und kirchlichen Gewalten.

Dies große Ereignis, das Eindringen der Germanen in das römische Reich, brauchen wir aber, wenn ich daran erinnern darf, nicht aus entfernten Völkerbewegungen herzuleiten, obwohl diese Einfluß darauf hatten. Es war in der Hauptsache eine Fortentwickelung der germanischen Geschichte überhaupt. Die erste Epoche derselben umfaßt die Invasion der Römer in Germanien und deren Zurückweisung; die zweite den Jahrhunderte andauernden Streit an dem römischen Limes. Diesem gehören die beiden noch vom Dunkel der Sage umgebenen Gestalten der alten gotischen Stammeshäupter an: Hermanarich, der ein Eroberer, Athanarich, der ein friedlicher Fürst in dem bereits eingenommenen Gebiete war. An eben diese knüpft sich dann die dritte Epoche, die der Invasion der Germanen in das römische Gebiet. In der Ausbildung und Ausbreitung ihrer Macht fanden die Goten kraftvolle Nebenbuhler aus anderen Stämmen; Unglücksfälle traten ein, Mißhelligkeiten brachen aus, in deren Folge sie gezwungen wurden, die römischen Grenzen

zu überschreiten. Sie traten anfangs als Verbündete der Römer auf, was dadurch begünstigt ward, daß noch ein Kaiser ihres Bekenntnisses auf dem Throne saß; aber eben mit diesem gerieten sie in einen nationalen Widerstreit, durch den er vernichtet wurde. Und da sie nicht wieder vertrieben werden konnten, so gewann es der Nachfolger des Geschlagenen über sich, sich mit ihnen zu verständigen und sie in seinen Dienst aufzunehmen. Aber dieser Nachfolger gehörte dem entgegengesetzten Bekenntnis an. Es war Theodosius, welcher demselben das Übergewicht im Reiche verschaffte. Unter den Goten lebte eben damals Ulfilas, der die Urkunden des christlichen Glaubens übersetzt und dadurch der christlichen Religion bei seinem Volke eine nationale Grundlage gegeben hat. Diese Verbindung nun zwischen zwei entgegengesetzten Nationalitäten und Konfessionen schürzt den Knoten für die späteren Ereignisse.

Unter den in das römische Gebiet übergetretenen Goten, die sehr bald ihr Übergewicht im Gebrauch der Waffen inne wurden, traten dann zwei in sich entgegengesetzte, aber doch wieder gleichartige Tendenzen hervor. Die einen, die im regelmäßigen Dienst standen, meinten, sich der neuen Reichshauptstadt Konstantinopel bemächtigen zu können, nicht etwa, um sie zu zerstören, sondern um eine gebietende Stellung, der kaiserlichen zur Seite, einzunehmen — wir sahen, wie Gainas bei einem Versuche dieser Art scheiterte. Die anderen unternahmen, sich in dem westlichen Reiche feste Sitze zu suchen; Alarich, der vor allem daran dachte, eine unabhängige militärische Würde zu erlangen, wurde unter unaufhörlichen Verhandlungen bis vor das alte Rom geführt und nahm es wirklich ein. Aber Rom wurde damals durch seine Hülfsbedürftigkeit selbst gerettet; weder die Umgegend der Stadt noch auch Italien überhaupt bot den Goten eine Position dar, in der sie sich zu behaupten oder auch nur die erforderlichen Lebensmittel zu erlangen hätten hoffen dürfen. Wie Gainas vor dem neuen, so mußten die Kriegsgenossen Alarichs vor dem alten Rom zurückweichen. Wenn der Nachfolger Alarichs, Ataulf, wirklich sich mit dem Gedanken getragen, wie man von ihm sagt, Goten und Römer zu Einem Reiche zu vereinigen, so ist es umsomehr anzuerkennen, daß er, da derselbe sich unausführbar erwies, eine andere Idee faßte, die wirklich ausgeführt wurde. Ataulf war nicht so bereit, in jedem Augenblicke zu schlagen, wie sein Vorgänger. Er nährte die umfassendsten Pläne, immer jedoch entweder durch Vertrag oder durch Unterhandlungen mit dem Kaisertum verbündet. Indem er dessen Autorität in Gallien rettet, sucht er sich dem regierenden Hause durch eine Vermählung zu nähern. Hierauf sich stützend, macht er dann den Versuch, ein abgesondertes Gebiet im südlichen Gallien für sich und seine Goten zu erwerben. In den Bezirken, die er zuerst an sich zu bringen trachtete, hat sich später wirklich das westgotische Reich erhoben.

Indes waren andere Stämme mit ähnlichen Absichten in die occidentalischen Provinzen vorgedrungen, von denen die einen im östlichen Gallien,

die anderen jenseit der Pyrenäen feste Sitze erlangten, unter Einwilligung der Provinzialen, die in dem allgemeinen Sturme lieber eine Abkunft mit dem Feinde schließen als seinen Plünderungen ausgesetzt und zugleich dem Gebot der römischen Staatsverwaltung unterworfen sein wollten. Aus diesen aber ging nun eine neue Generation hervor, die unter den Impulsen der kriegerischen Wanderlust und der Verwirrung der westlichen Hälfte des römischen Reiches noch bei weitem selbständiger auftrat. Ein germanisches Volksheer setzte nach Afrika über und nahm die Landschaften ein, in welchen Karthago geblüht hatte, mächtig zur See und zu Lande. Eine Individualität stand an seiner Spitze, welche dieser Stellung vollkommen gewachsen war, der König Gaiserich, ein Mann von nie ruhendem kecken Unternehmungsgeist und treffender Erwägung sowohl der äußeren Verhältnisse zu Griechenland und Italien als der inneren Bedingungen einer dauernden Landesverwaltung, grausam und barbarisch, zugleich aber intelligent und entschlossen. Wie sehr verschwinden Masinissa und der spätere Hasdrubal gegen ihn; mit Hannibal freilich dürfte man ihn nicht vergleichen.

Bei dem zweifelhaften Verhältnis, das sich dergestalt zwischen Römern und Germanen entwickelte, trat das große Völkeroberhaupt auf, das der hunnischen Macht, die sich neben den beiden streitenden Weltelementen erhoben hatte und beide bedrohte, ein historisches Gewicht gab. Die Germanen teilten sich zwischen Attila und dem damaligen Führer der Römer, Aëtius. Sowohl die einen als die anderen, die Führer der Ostgoten, Gepiden, Heruler auf der einen, die der Westgoten und Burgundionen auf der anderen Seite, erschienen in untergeordnetem Verhältnis; ehrenwert und tapfer, aber nicht selbständig. Das Meiste leisteten die, welche sich den Römern angeschlossen hatten. Und diese nun behielten auch die Oberhand. Attila ging zu Grunde. Bei dem Falle Attilas treten aber auch die, welche mit ihm verbündet gewesen waren, in ihrer Selbständigkeit wieder hervor und nahmen von Osten her eine ebenso drohende Stellung gegen das römische Reich, wie die anderen im Westen. Unter diesen ist ohne Zweifel der bedeutendste der westgotische König Theoderich, der die Verbindung seines Stammes mit den Römern in einer ernstlichen Gefahr vollzieht und sich dadurch erst vollkommen einbürgert und eine feste Stellung in Gallien gewinnt. Ihre gemeinschaftliche Macht richtete sich gegen die in Afrika aufkommenden Vandalen. Da vollzog sich nun in dem westlichen Reiche jenes unselige Ereignis, welches dem in Rom residierenden Zweige des theodosianischen Hauses ein Ende machte. Durch dies Ereignis und die Folgen, die es nach sich zog, wurde auch die Stellung der Germanen zum Reich wesentlich verändert. Die ersten Festsetzungen der Germanen in den römischen Provinzen waren unter Konnivenz und selbst unter Teilnahme der regierenden Gewalten geschehen, immer unter dem Vorbehalt der obersten Autorität des Kaisertums. Selbst die Vandalen, welche, durch Parteiungen unter den römischen Machthabern veranlaßt, eigenmächtig vorgedrungen waren, sind begierig, sich mit dem Hofe von Ravenna zu verbünden.

Nach dem Abgang dieses Hauses waren die Germanen nicht gemeint, die Autorität, die sich jetzt wieder in Konstantinopel konzentrierte, in der alten Weise anzuerkennen, und nahmen eine, wenn auch nicht ausgesprochen, doch faktisch unabhängige Stellung neben demselben ein.

In Italien traten die Befehlshaber germanischer Milizen auf, welche zugleich römische Patricier waren und die natürliche Tendenz hatten, alle Einwirkungen, welche von dem Imperium in Konstantinopel ausgingen, abzulehnen. Dem ersten, Ricimer, war es widerwärtig, Imperatoren neben sich zu sehen, deren Ernennung sich von Griechenland oder vom römischen Senat herschrieb: er warf sie alle nieder. Dem zweiten, Odoaker, gelang es, sich mit dem Senat zu vereinigen und gegen Konstantinopel eine solche Stellung zu nehmen, daß man es dort aufgab, Italien unmittelbar zu beherrschen. In Odoaker erschien zuerst die Idee eines unabhängigen Italiens inmitten der kämpfenden Weltmächte. Als Patricius hat er den politischen Gedanken einer regelmäßigen Einrichtung von Italien umsichtig und energisch aufrecht erhalten. Aber seine Stellung litt an einem anderen Mangel. Dadurch, daß er mit den benachbarten germanischen Fürsten, welche Könige alter Herkunft waren, in Streit geriet und die Interessen des römischen Reiches gegen sie geltend machte, geriet er in Verwickelungen, die eine stärkere Macht über ihn hereinzogen, als die seine war. Um seine Blutsverwandten, die rugischen Könige, an Odoaker zu rächen, erhob sich der König der Ostgoten, Theoderich, gegen denselben. Durch die Haltung, die er in den inneren Entzweiungen und äußeren Verhältnissen des konstantinopolitanischen Reiches einnahm, hatte er sich nicht allein feste Sitze, sondern ein überwiegendes Ansehen verschafft, so daß der damalige Kaiser seinem Verlangen, gegen Italien zu ziehen, nicht widerstreben konnte noch mochte. Aus beiden Motiven, der Feindseligkeit gegen Odoaker und der Verbindung mit Konstantinopel, ging das Unternehmen Theoderichs gegen Italien hervor. Bis zur Ermordung Odoakers war und blieb er vollkommen Germane. Nach erfochtenem Siege setzte er sich vor, die Institutionen, auf welchen das römische Reich beruhte, und seine Kultur aufrecht zu erhalten, damit aber die Herrschaft eines kriegerischen Stammes und seines Geschlechtes zu verbinden. Durch die Ruhe und Folgerichtigkeit, mit der er sein Ziel verfolgte, ist er unsterblich geworden; er erscheint als der Sospitator der lateinischen Kultur in Italien und zugleich als das Oberhaupt aller germanischen Völkerschaften, ein weströmischer Kaiser — ohne diesen Titel, aber thatsächlich. Er wußte das Bestehen einer eingedrungenen Kriegsmacht mit dem Bedürfnis des Landes zu vereinigen. Die vornehmste der Schwierigkeiten, auf die er stieß, war die Differenz des Bekenntnisses der italienischen Landeseinwohner und seiner Germanen. Da er aber durch seine Macht selbst den Besonderheiten der Konfession, zu der sich die Lateiner den Griechen gegenüber neigten, Genüge that, so behauptete er sich ein Vierteljahrhundert lang in vollem Besitz der Gewalt.

Nun aber waren neben den gotischen und ostgermanischen Völkerschaften

in dieser Zeit auch die westgermanischen in mannigfaltig abwechselnde Beziehungen zu dem römischen Reiche getreten. Die ersten Angriffe der Franken und Sachsen unter einem Führer, der ursprünglich selbst von den Franken herstammte, waren von Constantius zurückgeschlagen worden. Bald darauf traten aus den fränkischen Kriegsvölkern selbst Oberhäupter hervor, die sich im römischen Kriegsdienst Namen und Einfluß erwarben: Merobaudes, Arbogast, jener Bauto, dessen Tochter den Thron von Konstantinopel bestieg. Nicht auf immer ließ die allezeit kampfbereite Nation sich durch ein ähnliches Verhältnis befriedigen. Verkennen wir nicht, die Umstände machten es unmöglich und luden sie zu größeren Unternehmungen ein. Daß das römische Reich keine feste Repräsentation im Occident hatte, daß Italien selbständig wurde, eröffnete den Franken den Weg zur Eroberung von Gallien. In Chlodwig fanden sie dann einen Fürsten, der seine Lage vollkommen verstand. Er schuf für sein Reich eine zwiefache nationale Grundlage; indem er das Christentum im Gegensatz gegen die arianischen Abweichungen annahm, gewann er die romanische Bevölkerung und ihre geistlichen Vorsteher für sich, und dabei blieb er, da seine Herrschaft zugleich unvermischte germanische Population enthielt, mit dieser in ununterbrochener Gemeinschaft. Das orthodoxe Christentum vereinigte die widerstrebenden Elemente unter seinem Scepter. Nur durch die Überlegenheit des ostgotischen Königs wurde Chlodwig abgehalten, weiterzugreifen, so daß die germanische Einheit ihrem Gegensatz zum Trotz bis auf einen gewissen Grad zur Erscheinung gelangte. Von vornherein läßt sich nicht behaupten, daß dieser Zustand unhaltbar gewesen wäre, vorausgesetzt, daß der Ostgote Theoderich würdige Nachfolger gefunden hätte. Das allgemeine Leben der Germanen würde an ihnen einen Stützpunkt und die weiteste Ausdehnung so im europäischen Osten, wie vielleicht im afrikanischen Süden gefunden haben; die Balkanländer, die Theoderich noch größtenteils behauptete, würden in germanischen Händen geblieben sein. Aber nicht die allgemeinen Tendenzen entscheiden in dem Fortgang der Geschichte; es bedarf immer großer Persönlichkeiten, um sie zur Geltung zu bringen. Zwei Ereignisse trafen zusammen: Theoderich starb, ohne einen Erben, der sein System hätte fortsetzen können, zu hinterlassen; in seinem Hause und seinem Volke brachen vielmehr Entzweiungen aus, die das unmöglich machten. Dagegen bestieg in Konstantinopel ein Mann den Thron, der es verstand, die innere Opposition, die seine Vorgänger geschwächt hatte, niederzuhalten und die noch immer ansehnlichen Kräfte des Reiches anzustrengen und zu vereinigen, so daß von den germanischen Staatenbildungen keine einzige ihm gewachsen war.

Es war Kaiser Justinian, dessen wir so oft gedacht haben. Er faßte den Gedanken, der unabhängigen Macht der Germanen innerhalb der Grenzen des alten Reiches überhaupt ein Ziel zu setzen. Der Politik des Kaisers kam dabei nichts mehr zu statten, als daß die königlichen Geschlechter selbst eine starke Hinneigung zu Konstantinopel zu erkennen gaben, aber nicht ohne damit

in Widerspruch mit den rein germanischen Intentionen ihrer Völker zu geraten. Selbst wenn in diesen Irrungen die Gewalt an andere Häupter überging, so wurden auch diese mit der Zeit von dem nämlichen Einfluß ergriffen. Gelimer wird trotz der tapferen Gegenwehr, die er geleistet, doch zuletzt zur persönlichen Unterwerfung unter Konstantinopel vermocht. Auch der entschlossene Vitiges, der die Besitznahme von Italien sehr ernstlich gestört hat, fügt sich nach mancherlei Wechsel des Schicksals in ein ähnliches Verhältnis. Aber es gab auch entschlossene Gegner. Wie bei den Vandalen Tzazo einer gewesen war, so erhoben sich in Italien Oberhäupter wie Ildebad, und vor allem Totila. Hiebei erscheinen nun auch die Frankenkönige, welche mit eingeborener Thatkraft Verschlagenheit und allgemeine Umsicht vereinigen. Nach dem Tode des großen Ostgotenkönigs versäumen sie keinen Augenblick, dessen germanische Verbündete, die er aufrecht gehalten hatte, niederzuschlagen. Sie haben gern gesehen, daß die Goten in dem peninsularen Italien und Sicilien zu Grunde gerichtet wurden; daß auch Oberitalien wieder unter die Oströmer geraten solle, war ihnen höchst widerwärtig, und sie suchten es zu verhindern. An den Franken fand Totila, der eine vielgestaltige Thätigkeit zur See und zu Lande entwickelte, seinen besten Rückhalt. Es kam eine Zeit selbst unter Justinian, in welcher die oströmische Macht in Abnahme und Mißkredit geriet. Aber eine neue große Anstrengung, bei der auch Germanen mitwirkten, entschied zu Gunsten der Oströmer. Totila und Tejas, die schlagfertigsten Vorkämpfer, welche die Goten nach dem Untergang Theoderichs überhaupt gefunden haben, vermochten der Disciplin und Strategie des Eunuchen nicht zu widerstehen. Selbst ein paar fränkische Heerführer, die den Versuch machten, sich Italiens zu bemächtigen, unterlagen demselben. Die Germanen verloren, wie das nördliche Afrika, so auch Italien so gut wie vollständig.

Justinian nahm dann auch die Küsten der pyrenäischen Halbinsel in Besitz. Seine Fahnen wehten in Bordeaux, er beherrschte Cantabrien, er suchte ein Verhältnis zu den Angelsachsen. Wohin der Kampf einer einheitlich mit Verständnis und Energie geleiteten Macht gegen Volksstämme, die doch immer untereinander wieder in Streit lagen, hätte führen können, wer will es sagen? Aber auch das lag am Tage, daß sich von Konstantinopel aus die römische Weltherrschaft nicht nochmals zu erneuern vermochte. Dazu war es in keiner Weise angethan, da es doch immer fremde Truppen für Geld ins Feld führen mußte. Schon zeigte sich, daß das griechische Reich selbst seine Siege nicht ertragen konnte. Den Anstrengungen gegen die Germanen standen andere zur Seite, welche die Behauptung der Macht in Asien bezweckten. Mit Justinians Tode ging das ganze System desselben zu Grunde. Gleich die erste Thronveränderung brachte eine Abweichung von demselben hervor. Die Subsidien, durch welche die unbotmäßigen Völkerschaften, deren man bedurfte, gewonnen wurden, hörten auf, gezahlt zu werden. Die Männer des Vertrauens, welche bisher vorgewaltet hatten, verloren ihre

Autorität. In dieser allgemeinen Verstimmung der römischen Welt konnten die bis dahin in Abhängigkeit gehaltenen Stämme sich wieder selbständig regen. Die Langobarden, die Justinian in Noricum angesiedelt hatte, brachen jetzt in Italien ein. Ihre vornehmste Stütze fanden sie an den Avaren, Stammesverwandten der Hunnen, welche Justinian ebenfalls an sich gefesselt hatte. Die Langobarden gaben dem germanischen Prinzip eine neue Repräsentation und bewirkten vor allem soviel, daß das oströmische Reich die Stellung, die es in Italien einnahm, nicht behaupten konnte.

Die Nachfolger Justinians hatten noch immer die alten Ansprüche des römischen Reiches nicht aufgegeben. Wir kennen die autoritativen Anmahnungen des Kaisers Mauricius an Childebert von Austrasien; aber er fand damit keinen Anklang. Meinte man doch schon in den inneren Zwistigkeiten der Könige zuweilen seine Hand zu erkennen. Obwohl die Franken auch zu Zeiten den Langobarden feindselig entgegentraten, ließen sie es doch geschehen, daß das langobardische Reich in Italien zu einer gewissen Konsistenz gelangte und die Oströmer auf wenige Landschaften an der östlichen Küste Italiens beschränkt wurden.

Auf den Merowingern und ihrer Vereinbarung mit der Kirche, durch welche den Oströmern jede Einwirkung in Gallien unmöglich wurde, beruhte die Mächtigkeit des germanischen Prinzips, welches nun wieder hervortrat.

In der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts erhob es sich zugleich auf der pyrenäischen und apenninischen Halbinsel.

Die Westgoten, durch das Eindringen Ostroms in die Landschaften, welche sie als die ihren betrachteten, provoziert, boten alle die Kräfte, über welche das damalige Königtum verfügen konnte, gegen sie auf. Der alte Kampf zwischen Arianismus und Katholicismus ist damals auf der Halbinsel entschieden worden. Leovigild glaubte, noch einmal den Arianismus zur Herrschaft bringen zu können, indem er sich der Oströmer entledigte. Aber wie wäre damit ein sicherer Zustand zu erreichen gewesen, da er dadurch mit den Franken notwendig zerfallen mußte. Reccared zog es vor, dem Beispiel der Merowinger zu folgen und zu dem katholischen Bekenntnis überzutreten: denn allein dadurch wurde es für die Goten möglich, mit den Provinzialen in friedliche Verhältnisse zu gelangen. Die gewaltsamen Fürsten, welche nur die Waffen zu schwingen gewohnt waren, mußten den religiösen Anforderungen der Unterthanen Rechnung tragen. Der Gegensatz gegen die oströmischen Ansprüche wurde ein Antrieb für die Germanen auf der einen und die Provinzialen auf der anderen Seite, um sich untereinander zu verständigen.

Durch die gräßliche Katastrophe des Mauricius geschah dann nicht etwa, daß die Ansprüche von Konstantinopel aufgegeben wurden, aber doch, daß man nicht mehr ernstlich versuchen konnte, sie zur Geltung zu bringen. Es war ein gemeinschaftliches Interesse der lateinischen Welt, sich jetzt den Griechen zu opponieren; sie wurden von der ligurischen Küste durch die Langobarden und von der spanischen durch die Westgoten entfernt, was um dieselbe Zeit

geschah. Das religiöse Beispiel der Westgoten wirkte dann wieder auf die Langobarden. Auch sie traten dem katholischen Bekenntnis der Italiener bei. Die Annahme des Katholicismus und die eigene Gesetzgebung in beiden nunmehr germanisch-romanischen Reichen hängen zusammen. Rothari und Kindaswinth sind Zeitgenossen.

Es kann kein Zweifel darüber sein, daß die Kirche bei der Verschmelzung der beiden Nationalitäten sowohl in Gallien wie in Spanien und Italien das beste gethan hat. Das bedeutende dabei ist, daß dies durch verschiedene Vereinbarungen geschah, bei welchen die Oberherrschaft der Könige, also auch die Absonderung der drei Reiche gegeneinander gewährleistet wurde. In Spanien und in Gallien treten hiebei die Konzilien in den Vordergrund, durch welche der gewaltsamen Ausübung der höchsten Gewalt, wie sie sich im Laufe der Zeit erhalten hatte, doch wieder Beschränkungen auferlegt wurden. Die erste Hälfte und die Mitte des 7. Jahrhunderts haben dadurch eine besondere Stelle in der Verflechtung der Begebenheiten, daß sie, wiewohl unter steten inneren Kämpfen, zu diesen Erlebnissen geführt haben, die für die Geschichte der Menschheit unschätzbar sind.

Das System, welches hierdurch auf dem westlichen Kontinent begründet wurde, war bereits stark genug, auf Britannien zurückzuwirken. Wir wissen: hier hatte alles insofern eine andere Gestalt, als es keine romanische Bevölkerung gab, und die altceltische, wiewohl christlich, im Gegensatz gegen die Germanen begriffen war. Entscheidend ist dann auch hier die Vereinigung der germanischen mit dem katholischen, gallisch-römischen Bekenntnis. Durch den Untergang der römischen Herrschaft schien die Insel von der historisch entwickelten, allgemeinen Kultur getrennt zu werden. Die Religion bahnte aber die engste Verbindung an, nur mit dem Vorbehalt provinzialer Unabhängigkeit.

Dergestalt sind in den Konflikten der Religion und Nationalität neue Reiche gegründet, Italien, Spanien sind dadurch umgebildet, Gallien in das Reich der Franken, Britannien in ein angelsächsisches Gemeinwesen verwandelt worden.

Es sei mir gestattet, diesen Betrachtungen noch eine allgemeine Reflexion hinzuzufügen. Irre ich nicht, so beruht eben hierauf der Zusammenhang der neueren Welt mit der alten und der ältesten. Wie die Religion überliefert wurde, nicht allein an sich selbst, sondern in der Form, die sie durch die Kirche empfangen hatte, so schloß sie die Elemente der alten Kultur in sich und konnte ohne dieselben nicht fortgepflanzt werden. Mit dem Christentum wurden auch die wissenschaftlichen und litterarischen Institutionen, inwiefern sie in Zusammenhang mit demselben standen, den neu entstehenden Reichen und Nationalitäten überliefert. Weder die Philosophie, noch auch die Geschichte waren von der Kirche ausgeschlossen. Die kirchlichen Autoren selbst knüpften an die Dokumente der ältesten Überlieferungen an. Durch das universalhistorische Moment, welches hiebei zu Grunde lag und zur Er-

scheinung kam, geschah es, daß die älteste Welt gleichsam auch als die Vergangenheit der neuen Nationen angesehen wurde, bei denen ihre eigene Mythe und Sage daneben zurücktrat.

Etwas ähnliches kann man von den Rechtsbegriffen sagen, die ebenfalls einer unvordenklichen Vergangenheit entstammen und nun in dem römischen System zugleich die Grundlage der neuen Staaten und Reiche bilden. Doch geschah das bei weitem nicht so ausschließend durch das römische Gerichtswesen, wie auf der anderen Seite durch die Kirche. Dem römischen Rechtsbegriff stellten sich die nationalen Gewohnheiten entgegen, aus beiden hat sich der noch in seinen Anfängen begriffene Staat entwickelt.

Damit hingen denn auch die Einrichtungen der Administration zusammen, welche in den eigentlich romanischen Ländern fortbestanden. Sie mußten sich mit der den Germanen eingeborenen Sinnesweise ausgleichen. Der Begriff des Imperiums erfüllte noch immer den geistigen Horizont, obwohl seine reale Macht im Occident verschwand. Die Konstituierung der höchsten Gewalt in den neuen Reichen knüpft an die Tradition desselben an; zugleich aber wurde die expansive Bewegung der großen Ideen der geographischen Schranken überhoben, welche das Bestehen des römischen Imperiums ihnen setzte. Die Verbindung der Kultur mit dem Gehorsam gegen den Imperator hörte auf; nichts stellte sich der Ausbreitung derselben über die bisherigen Grenzmarken hinaus entgegen. Die neuen Reiche wurden Werkstätten des allgemeinen und besonderen Lebens der Menschheit.